



<https://publications.dainst.org>

iDAI.publications

DIGITALE PUBLIKATIONEN DES  
DEUTSCHEN ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

Marius Hirschfeld

## Der Archäologe und Wissensmanager Ludwig Curtius (1874-1954) als exemplarischer Bildungsbürger

Beiträge zur Geschichte der Archäologie und der Altertumswissenschaften, 5

<https://doi.org/10.34780/i04a-65e4>

**Herausgebende Institution / Publisher:**  
Deutsches Archäologisches Institut

**Copyright (Digital Edition) © 2023 Deutsches Archäologisches Institut**  
Deutsches Archäologisches Institut, Zentrale, Podbielskiallee 69–71, 14195 Berlin, Tel: +49 30 187711-0  
Email: [info@dainst.de](mailto:info@dainst.de) | Web: <https://www.dainst.org>

**Nutzungsbedingungen:** Mit dem Herunterladen erkennen Sie die Nutzungsbedingungen (<https://publications.dainst.org/journals/index/termsOfUse>) von iDAI.publications an. Sofern in dem Dokument nichts anderes ausdrücklich vermerkt ist, gelten folgende Nutzungsbedingungen: Die Nutzung der Inhalte ist ausschließlich privaten Nutzerinnen / Nutzern für den eigenen wissenschaftlichen und sonstigen privaten Gebrauch gestattet. Sämtliche Texte, Bilder und sonstige Inhalte in diesem Dokument unterliegen dem Schutz des Urheberrechts gemäß dem Urheberrechtsgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Die Inhalte können von Ihnen nur dann genutzt und vervielfältigt werden, wenn Ihnen dies im Einzelfall durch den Rechteinhaber oder die Schrankenregelungen des Urheberrechts gestattet ist. Jede Art der Nutzung zu gewerblichen Zwecken ist untersagt. Zu den Möglichkeiten einer Lizenzierung von Nutzungsrechten wenden Sie sich bitte direkt an die verantwortlichen Herausgeberinnen/Herausgeber der entsprechenden Publikationsorgane oder an die Online-Redaktion des Deutschen Archäologischen Instituts ([info@dainst.de](mailto:info@dainst.de)). Etwaige davon abweichende Lizenzbedingungen sind im Abbildungsnachweis vermerkt.

**Terms of use:** By downloading you accept the terms of use (<https://publications.dainst.org/journals/index/termsOfUse>) of iDAI.publications. Unless otherwise stated in the document, the following terms of use are applicable: All materials including texts, articles, images and other content contained in this document are subject to the German copyright. The contents are for personal use only and may only be reproduced or made accessible to third parties if you have gained permission from the copyright owner. Any form of commercial use is expressly prohibited. When seeking the granting of licenses of use or permission to reproduce any kind of material please contact the responsible editors of the publications or contact the Deutsches Archäologisches Institut ([info@dainst.de](mailto:info@dainst.de)). Any deviating terms of use are indicated in the credits.

Marius Hirschfeld  
DER ARCHÄOLOGE UND  
WISSENSCHAFTSMANAGER  
LUDWIG CURTIUS (1874–1954)  
ALS EXEMPLARISCHER  
BILDUNGSBÜRGER

Beiträge zur Geschichte der  
Archäologie und der Altertums-  
wissenschaften 5

DEUTSCHES ARCHÄOLOGISCHES INSTITUT

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER ARCHÄOLOGIE  
UND DER ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN 5

ForschungsCluster 5  
Geschichte der Archäologie

DEUTSCHES ARCHÄOLOGISCHES INSTITUT

Marius Hirschfeld

DER ARCHÄOLOGE  
UND WISSENSCHAFTS-  
MANAGER LUDWIG  
CURTIUS (1874–1954)  
ALS EXEMPLARISCHER  
BILDUNGSBÜRGER

REICHERT VERLAG • WIESBADEN

Autor/Author:

Marius Hirschfeld (ORCID ID: 0009-0002-6540-1465)

Titel/Title: Der Archäologe und Wissenschaftsmanager Ludwig Curtius (1874–1954) als exemplarischer Bildungsbürger

Reihe, Band/Series, Volume: Beiträge zur Geschichte der Archäologie und der Altertumswissenschaften 5

Herausgebende Institution/Institutional Editor: Deutsches Archäologisches Institut

Umfang/Length: X, 208 Seiten/Pages mit/with 2 Abbildungen/Illustrations

Die vorliegende Publikation ist eine überarbeitete Fassung der gleichnamigen Dissertationsschrift, die im September 2021 am Fachbereich III der Universität Trier eingereicht wurde. Gefördert wurde die Dissertation durch ein Promotionsstipendium der Gerda Henkel Stiftung und ein Forschungsstipendium des Deutschen Historischen Instituts in Rom.

Peer Review: Dieser Band wurde einem Peer-Review-Verfahren unterzogen./The volume is peer reviewed.

Bibliographische Metadaten/Bibliographic Metadata: <https://zenon.dainst.org/Record/003051009>

Verantwortliche Redaktion/Publishing Editor: Deutsches Archäologisches Institut, Redaktion der Zentralen Wissenschaftlichen Dienste, Podbielskiallee 69–71, 14195 Berlin, Deutschland, [redaktion.zentrale@dainst.de](mailto:redaktion.zentrale@dainst.de)

Prepress: le-tex publishing services GmbH

Buchgestaltung und Coverkonzeption/Book Design and Cover Concept: hawemannundmosch, Berlin

Umschlagfoto/Cover Illustration: Curtius mit Studierenden in der Ny Carlsberg Glyptotek, Kopenhagen 1923.

Archiv des Instituts für Klassische Archäologie und Byzantinische Archäologie der Universität Heidelberg

#### **Nutzungsbedingungen/Terms of Use**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Eine Nutzung ohne Zustimmung des Deutschen Archäologischen Instituts und/oder der jeweiligen Rechteinhaber ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes zulässig. Etwaige abweichende Nutzungsmöglichkeiten für Text und Abbildungen sind gesondert im Band vermerkt./This work, including all of its parts, is protected by copyright. Any use beyond the limits of copyright law is only allowed with the permission of the German Archaeological Institute and/or the respective copyright holders. Any deviating terms of use for text and images are indicated in the credits.

#### **Druckausgabe/Printed Edition**

Erscheinungsjahr/Year of Publication: 2023

Druck und Vertrieb/Printing and Distribution: Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden • [www.reichert-verlag.de](http://www.reichert-verlag.de)

Druck und Bindung in Deutschland/Printed and Bound in Germany

ISBN: 978-3-7520-0794-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar./Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek:

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available online at <https://dnb.de>.

#### **Digitale Ausgabe/Digital Edition**

Erscheinungsjahr/Year of Publication: 2023

DOI: <https://doi.org/10.34780/i04a-65e4>

Für meine Eltern Inge und Peter Hirschfeld  
und meine Großmutter Hedwig Faber



**Ludwig Curtius (vor 1950)**  
(D-DAI-ROM 92.956R)

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	1
1.1 Fragestellungen und Forschungsinteresse.....	2
1.2 Forschungsstand.....	3
1.3 Methodische und theoretische Vorüberlegungen.....	7
1.4 Quellen .....	10
1.5 Gliederung .....	11
2. Bildungsbürgertum? – Eine Suche.....	15
3. Die Inszenierung von Kindheit und Jugend in »Deutsche und antike Welt« 1874–1893.....	23
4. Studium, Politisierung und Karrierebeginn 1894–1914.....	31
4.1 Studium und die soziale Frage als politisches Leitmotiv .....	31
4.2 Friedrich Naumann und der Nationalsozialer Verein.....	34
4.3 Curtius als Klassischer Archäologe – Denktraditionen und Zeitumstände .....	38
4.4 Katholizismus .....	43
4.5 Pädagogisches – Privatlehrer, Hermann Lietz, Wandervogel.....	45
4.6 Zusammenfassung.....	50
5. Curtius im Weltkrieg 1914–1918.....	53
5.1 Kriegsbeginn und »Augusterlebnis« .....	53
5.2 Fronteinsatz im Westen.....	61
5.3 Belastete Kommunikation mit der Heimat .....	64
5.4 Die Armee als ideale Gesellschaft?.....	66
5.5 Als Nachrichtenoffizier auf dem Balkan.....	68
5.6 Politische Umorientierung .....	72
5.7 Kriegsende.....	82
5.8 Zusammenfassung .....	82

6. Curtius als politisch aktiver Professor 1918–1928.....	85
6.1 Antisemitismus.....	87
6.2 Deutschnationale Volkspartei.....	89
6.3 Paul de Lagarde.....	93
6.4 Curtius als Vertreter des »Dritten Humanismus«.....	96
6.5 Im intellektuellen Zentrum – Curtius als Professor in Heidelberg.....	98
6.6 Ein Rückzugsgefecht der »Mandarine«? – Curtius und der »Fall Gumbel«.....	102
6.7 Curtius und der Europäische Kulturbund.....	107
6.8 Edith Curtius (1885–1932).....	112
6.9 Zusammenfassung.....	115
7. Curtius als Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1928–1933.....	117
7.1 Wahl und Amtsantritt von Ludwig Curtius in Rom.....	118
7.2 Gesellschaftlicher Einfluss.....	119
7.3 Instituts- und Personalpolitik.....	125
7.4 Kulturpolitische Agenda.....	131
7.5 Memoiren und Inszenierung.....	137
7.6 Zusammenfassung.....	140
8. Curtius und der Nationalsozialismus 1933–1945.....	143
8.1 Verbindung zum italienischen Faschismus.....	154
8.2 Vorzeitige Pensionierung 1937.....	156
8.3 In Rom nach der Pensionierung.....	163
8.4 Zusammenfassung.....	164
9. Nachruhm 1945–1954.....	167
9.1 Curtius und die Zukunft der deutschen Auslandsinstitute nach 1945.....	168
9.2 »Deutsche und antike Welt« und das gesellschaftliche Klima der 1950er Jahre.....	171
9.3 Lebensabend und Tod.....	175

10. Fazit .....	177
10.1 Ausblick.....	182
Literatur und gedruckte Quellen .....	185
Ungedruckte Quellen.....	195
Schriften von Ludwig Curtius.....	197
Dank.....	207



# 1. Einleitung

Konrad Adenauer hatte ein straffes Programm, als er im Juni des Jahres 1951 zum ersten Mal in seinem Leben Rom besuchte. Bei großer Hitze konnte er in der Villa d'Este in Tivoli nur kurz innehalten, um ein Vanilleeis zu genießen und einige Ansichtskarten zu verfassen, bevor es weiterging. Audienz beim Papst, Essen mit dem Großmeister des Malteserordens, Tee-Nachmittag mit Alcide de Gasperi und zahlreiche weitere Empfänge standen auf dem Plan der deutschen Delegation. Botschafter Clemens von Brentano zeigte sich besorgt ob des Termindrucks und fragte den immerhin schon fünfundsiebzigjährigen Kanzler, ob er sich nicht zu sehr anstrengte. Nachdenklich entgegnete Adenauer, dass es in Bonn ja viel anstrengender sei, dafür aber weniger schön. Immer in seiner Westentasche hatte er einen kleinen Zettel, auf dem Bundespräsident Theodor Heuss ihm die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt notiert hatte, denn auch Kultur kam nicht zu kurz auf der achttägigen Reise. Durch die antike Hafenstadt Ostia wurde Adenauer vom Historiker Wolfgang Hagemann begleitet und die Katakomben, den Lateran und die Basilika Sankt Paul vor den Mauern zeigte ihm der Kunsthistoriker Leo Bruhns. Über das Forum Romanum allerdings führte den Bundeskanzler der »prominenteste in Rom lebende Deutsche« – der ehemalige Direktor der römischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts Ludwig Curtius<sup>1</sup>.

Die beiden fast gleichaltrigen Männer kannten sich bereits. In der Weimarer Republik waren sie beide Mitglied im »Europäischen Kulturbund« – einer Bewegung, die nach transnationaler europäischer Verständigung und Vernetzung unter Berücksichtigung nationaler Eigenheiten strebte. Auch Thomas Mann oder Carl Schmitt standen der Bewegung nahe. Theodor Heuss, den Verfasser von Adenauers Notizzettel, kannte Curtius bereits aus der gemeinsamen Zeit als Mitglieder des von Friedrich Naumann 1896 gegründeten Nationalsozialen Vereins, dessen

Ziel es gewesen war, die Arbeiterschaft und das Bürgertum in einem politischen Lager zu vereinen. Im weitesten Sinne waren alle drei – Heuss, Adenauer und Curtius – Angehörige der kleinen, aber wirkmächtigen Bevölkerungsgruppe des Bildungsbürgertums<sup>2</sup>. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Entwicklungen und Verhaltensweisen dieser Bevölkerungsgruppe durch vier deutsche Staaten hindurch anhand eines exemplarischen Individuums zu verfolgen.

Der am 13. Dezember 1874 in Augsburg geborene Ludwig Curtius erlebte seine Schulzeit, sein Studium und seinen Karrierebeginn im Kaiserreich. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete er sich mit 39 Jahren freiwillig und war bis 1918 Soldat. Noch vor Kriegsende wurde er Professor für Klassische Archäologie in Freiburg. In der Weimarer Republik erlebte er seine Karrierehöhepunkte als Professor an der renommierten Universität Heidelberg und ab 1928 als Direktor des Archäologischen Instituts in Rom. Im »Dritten Reich« wurde Curtius aus politischen Gründen vorzeitig pensioniert, was ihn nach dem Krieg trotz seines ambivalenten Verhaltens gegenüber dem Nationalsozialismus in die vorteilhafte Lage versetzte, als Vertreter eines unbelasteten, »wahren« oder »besseren« Deutschlands im Sinne des in der frühen Bundesrepublik weit verbreiteten nationalapologetischen Narrativs des Nationalsozialismus als »Betriebsunfalles<sup>3</sup>« zu gelten.

Während Adenauer und Heuss Karrieren als Berufspolitiker verfolgten, war Curtius ein politisch aktiver Universitätsprofessor. Als solcher stand er gleichsam im Zentrum einer Sozialformation, die sich über Bildungswissen definierte und abgrenzte. Die Universitätsprofessoren sahen sich selbst in einer Schlüsselrolle in der Bildungskultur, da ihnen die Steuerung und der »Tonfall« aktueller kultureller Diskurse oblag<sup>4</sup>. Die gesellschaftliche Stellung und die Deutungsmacht des Bildungsbürgertums und speziell der Professoren war also hoch, demgegen-

<sup>1</sup> Frascati bei Vollmond, in: Der Spiegel 27.06.1951, 17 f.

<sup>2</sup> In der Folge werden die Berufspolitiker bisweilen abgegrenzt vom Bildungsbürgertum behandelt. Die Grenzen zwischen den Gruppierungen sind aber fließend. Auf Begriffsschärfe, Definitionen und Positionen innerhalb der Gruppierungen und die Frage der Zuordnung wird im Kapitel »Bildungsbürgertum? – Eine Suche« der vorliegenden Arbeit genauer eingegangen.

<sup>3</sup> Winkler 2021.

<sup>4</sup> Sündnerhauf 2004, 291. Ich verwende im Folgenden bei inhaltlichen Übernahmen Kurztitel. Die volle Literaturangabe nenne ich nur, wenn ich auf eine Publikation verweisen möchte.

über war die dominante Erzählung innerhalb dieser Gruppe allerdings eine des Niedergangs und des Kulturpessimismus.

Der »prominenteste in Rom lebende Deutsche« ist heute weitgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Anhand seines Lebens und

Wirkens werde ich bildungsbürgerliche Handlungsmotive zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik in der Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen und dem Individuum Ludwig Curtius analysieren.

## 1.1 Fragestellungen und Forschungsinteresse

Über Ludwig Curtius erschienen – bis auf einen biographisch-politischen Überblicksartikel von Sylvia Diebner und Christian Jansen aus dem Jahr 2016<sup>5</sup> – keine Publikationen, die sich in umfassenderem Rahmen mit seiner Person auseinandersetzen. Bisherige Arbeiten griffen unter verschiedenen Fragestellungen gewinnbringend einzelne Aspekte heraus, versäumten aber eine übergreifende historische Kontextualisierung. Die vorliegende Arbeit möchte dies nachholen und den Überblick vertiefen und ergänzen, um ein vollständigeres Bild des politischen Archäologen zu zeichnen. Darüber hinaus kann anhand des Lebens von Curtius durch die Wechselwirkung zwischen individueller und struktureller Ebene eine Zeitanalyse erstellt werden, die exemplarisch die Entwicklung des Bildungsbürgertums über vier deutsche Staaten hinweg zeigen kann. Um es mit Lothar Gall zu sagen, hat ein solcher Versuch des Individuellen auch seine natürlichen Grenzen, da es in der Geschichte eigentlich keine exemplarischen, keine in einem zugespitzten Sinne »repräsentativen« Fälle gibt, weswegen weder das Allgemeine noch das Besondere überfordert werden darf, um das jeweils andere nicht zu verfehlen<sup>6</sup>.

Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit nicht um eine umfassende Biographie, sondern um eine biographische Studie, die bestimmte Aspekte herausgreift, kontextualisiert und versucht, Brüche oder Kontinuitäten herauszuarbeiten und Entwicklungen nachzuspüren. Ziel ist, die Entfaltung der politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Auffassungen Curtius' vor dem historischen Hintergrund und in Beziehung zu diesem darzustellen.

Wie Wolfram Pyta betont, ermöglicht der biographische Zugriff, Brücken zwischen den verschiedenen historischen Teildisziplinen zu schlagen<sup>7</sup>. Zur Aufarbeitung von Curtius' politischen Ansichten wird etwa auf Erkenntnisse der politischen Ideengeschichte zurückgegriffen, um die Verbindung zwischen Strukturen und Individuum herzustellen, auf die Gesellschaftsgeschichte und die Nachbardisziplin der Soziologie. Die Werkzeuge der Literaturwissenschaft werden zur genaueren Interpretation von Quellen wie der vielgelesenen Autobiographie »Deutsche und antike Welt<sup>8</sup>« herangezogen. Sozial- und Kulturgeschichte bieten Einblick in Ursprünge und Ausprägungen der Gesellschaftsschicht des Bildungsbürgertums. Der biographische Zugriff benötigt durch die Themenvielfalt ein breites Repertoire an Werkzeugen aus den historischen Teil- und Nachbardisziplinen und liefert umgekehrt Ergebnisse, die rückwirken in die Teildisziplinen, Verbindungen schaffen und die von Pyta gemeinten Brücken schlagen.

Die Ergebnisse der Arbeit sind hauptsächlich ein Beitrag zur Geschichte des (Bildungs-)Bürgertums aus der Perspektive des Individuums, aber auch zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) und der Klassischen Archäologie. Esther Sophia Sünderhauf bemerkte noch 2004, dass das »kritische Reflexionsniveau« der Klassischen Archäologie im Vergleich zur Geschichts- und Literaturwissenschaft, der Kunstgeschichte »und selbst« der Philologie »auffallend weit zurück« liege<sup>9</sup>. Das besserte sich in den Folgejahren, etwa durch den zweibändigen Sammelband »Klassische Archäologen und der Nationalso-

5 S. Diebner – C. Jansen, Ludwig Curtius (1874–1954), in: M. Maischberger – G. Brands (Hrsg.): Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, II (Rahden Westfalen 2016) 79–111.

6 Gall 1989, 20.

7 Pyta 2009, 333.

8 L. Curtius, Deutsche und antike Welt (Stuttgart 1950), (Weitere Auflagen 1951, 1956 und 1958). Aufgrund der häufigen Zitatangabe im Folgenden abgekürzt mit »Welt«. Verwendet wurde die Ausgabe von 1950. Bis auf die gekürzte Fassung von 1958 unterscheiden sich die Ausgaben – soweit ich es überblicken kann – nur durch Fehlerkorrekturen und den Satz.

9 Sünderhauf 2004, XXIV

zialismus«, in dem auch der Beitrag von Sylvia Diebner und Christian Jansen zu Ludwig Curtius erschienen ist<sup>10</sup>, oder durch die herausragende kulturpolitische Studie zur Geschichte des DAI von Marie Vigener<sup>11</sup>. Auch zur Geschichte der römischen Abteilung des DAI möchte die vorliegende Arbeit ihren Beitrag leisten und einen detaillierteren Blick auf instituts- und wissenschaftspolitische Handlungsmotive des Direktors von 1928 bis 1937 bieten. Ein Fokus liegt dabei auf der Zeit des Nationalsozialismus. Die Forschungsarbeiten von Sylvia Diebner wiesen bereits auf das ambivalente Verhältnis von Curtius zum Nationalsozialismus hin, das dem idealisie-

renden Bild zahlreicher Nachrufe entgegenlief. In der vorliegenden Arbeit soll nun jene Ambivalenz genauer ausgelotet werden. Da unterschiedliche Ausformungen von Ambivalenz wohl das Verhältnis der meisten Deutschen zum Nationalsozialismus prägten, liegt der Fokus nicht auf dem »ob«, sondern auf dem »wie« und »warum«. Es wird untersucht, unter welchen Prämissen Curtius zwischen Anlehnung und Abgrenzung oszillierte und warum er letzten Endes dem Nationalsozialismus nie ganz verfiel. Dabei wird der Blick auch auf die Zeit nach 1945 gerichtet und die Selbstreflexion des Ludwig Curtius und des (Bildungs-)Bürgertums untersucht.

## 1.2 Forschungsstand

Der bisher umfassendste Forschungsbeitrag zu Ludwig Curtius wurde 2016 von der Archäologin Sylvia Diebner und dem Historiker Christian Jansen veröffentlicht<sup>12</sup>. Der Beitrag konzentriert sich auf das Verhältnis von Curtius zum Nationalsozialismus, schreitet aber auch chronologisch andere Lebensstationen ab und bietet einen fundierten Überblick über Curtius' Leben und seine politischen Ansichten und Tätigkeiten. Ähnlich strukturiert wie die vorliegende Arbeit, werden zuerst Curtius' Jugend und seine politischen und akademischen Anfänge beleuchtet, sodann der Erste Weltkrieg, die Zeit zwischen 1918 und 1928 als politisch engagierter Professor in Heidelberg und die Jahre als Direktor in Rom bis 1933. Danach liegt der Hauptfokus des Artikels auf den Jahren 1933 bis 1945, der Nachkriegszeit und dem Lebensabend. Überzeugend stellen Diebner und Jansen seine politische Entwicklung sowie seine Ambivalenz gegenüber dem nationalsozialistischen Regime dar.

Was dem Artikel jedoch fehlt, vor allem für die Zeit vor 1933, ist eine historische Einordnung der Denkweisen von Curtius in die gesellschaftlichen und geschichtlichen Zusammenhänge. Beispielsweise stellen Diebner und Jansen ganz richtig fest, dass für Curtius der »große Fehler des Wilhelminismus«

darin bestanden habe, zu sehr auf »Wirtschaft, Technik und ›Betrieb‹« gesetzt zu haben. Gänzlich unerwähnt bleibt dabei aber, dass das eine weit verbreitete Ansicht im deutschen (kulturpessimistischen) Bürgertum war. Auf diese Weise wird ein zu singuläres Bild von Curtius gezeichnet, das den Eindruck entstehen lässt, seine Ansichten seien entkoppelt von Zeit- und Lebensumständen entstanden. Dadurch folgt der Artikel unabsichtlich der Selbstinszenierung von Curtius, die darauf ausgelegt war, seine politische Entwicklung als originell oder gar einzigartig darzustellen, was sie jedoch keineswegs war. Außerdem sticht eine bisweilen tendenziöse und normative Auslegung der Quellen ins Auge, die im Zweifel negativ (im Sinne »aktueller Kulturwerte<sup>13</sup>«) ausfällt und bisweilen zu Schlüssen führt, die einer näheren Prüfung nicht standhalten. Mutmaßungen, wie Curtius sich wohl verhalten hätte, wenn er »bescheidener« gewesen wäre, wirken darüber hinaus in einer historischen Arbeit deplatziert und sind Kritikpunkte an der ansonsten fundierten und an vielen Stellen treffenden Überblicksdarstellung.

In eine ähnliche Richtung geht der 2018 im Tagungsband »Altertumswissenschaften in Deutschland und Italien« erschienene Aufsatz Diebners »Ludwig Curtius als Vertreter der Altertumswissenschaft

<sup>10</sup> G. Brands – M. Maischberger (Hrsg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus (Rahden Westfalen, I 2012; II 2016).

<sup>11</sup> M. Vigener, »Ein wichtiger kulturpolitischer Faktor«. Das Deutsche Archäologische Institut zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit 1918–1954 (Rahden Westfalen 2012).

<sup>12</sup> S. Diebner – C. Jansen, Ludwig Curtius (1874–1954), in: M. Maischberger – G. Brands (Hrsg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, II (Rahden Westfalen 2016) 79–111.

<sup>13</sup> Raphael 1996, 168.

Deutschlands in Italien<sup>14</sup>. Der Artikel wiederholt weitgehend die Erkenntnisse des Beitrags von 2016, geht in der Beurteilung der Person Curtius aber bedachter vor. So merkt Diebner an, wie »schwierig« es sei, Curtius zu beurteilen, weil er »widersprüchlich lebt, denkt, handelt, streckenweise den Forderungen des Naziregimes nachkommt, bisweilen diesen unaufgefordert vorausseilt, gleichzeitig jedoch den Faschismus eines Mussolini keineswegs ablehnt und sich über dessen »Errungenschaften« im Nazideutschland positiv äußert<sup>15</sup>. Abseits der hier vermuteten vermeintlichen Widersprüche ist fraglich, ob die Bewertung der Nähe oder Ferne zum Nationalsozialismus – nach der in der Literatur zu Curtius häufig vorgegangen wird – überhaupt eine analytisch-historisch gewinnbringende Kategorie ist. Der vorliegenden Arbeit lege ich daher eine andere Vorgehensweise zugrunde. Sie soll eine Entwicklung im äußerst vielstimmigen nationalistischen, rechtskonservativen<sup>16</sup> Spektrum aufzeigen, die nicht teleologisch auf das Jahr 1933 oder auf die Jahre vermeintlicher Reflexion nach 1945 zuläuft. Curtius war eine Person, die sich im sogenannten Grau-Bereich bewegte. Seine Schnittmengen mit dem Nationalsozialismus mögen größer gewesen sein als etwa mit der ihm verhassten Demokratie, doch stand er letztlich weiter vom Nationalsozialismus entfernt als viele seiner Fachkollegen und Freunde.

Die Archäologin Sylvia Diebner kann ohne Einschränkung als Curtius-Expertin bezeichnet werden und der Aufsatz profitiert von ihrer ausgezeichneten und tiefgehenden Quellenkenntnis. Doch finden sich obige Kritikpunkte auch in ihren früheren Artikeln, etwa dem 2009 erschienenen Aufsatz »Ludwig Curtius – Ein Archäologe als Schriftsteller<sup>17</sup>«. Dieser legt das umfassende publizistische Werk des Archäologen dar und stellt überzeugend Curtius' Agenda heraus, sowohl die Klassische Archäologie als auch seine politischen Ziele einer breiten Öffentlichkeit vermitteln zu wollen. Dass diese beiden Sphären sich oft überschneiden, zeigt Diebner auch einleuchtend. Ihr Forschungsinteresse gilt in allen Publikationen je-

doch hauptsächlich der Demontage eines idealisierten Bildes, das maßgeblich von Nachrufen und Erinnerungen seiner Freunde, Kollegen und Schüler geschaffen worden war. Das war notwendig, es verengte jedoch auch die Perspektive auf reine Widerlegung dieses bestehenden Bildes und führte somit zu dessen antithetischer Übernahme, anstatt die beinahe schon hagiographischen Schriften in die Forschungsarbeit quellenkritisch, aber potenziell gewinnbringend zu integrieren.

Damit einher geht eine Vermischung von Curtius' (negativen) Charaktereigenschaften und seinen politischen Motiven, die – sofern eine historische Betrachtung seiner Charakterzüge überhaupt notwendig ist<sup>18</sup> – getrennt voneinander betrachtet werden sollten. Curtius' politische Auffassungen bleiben dadurch – ähnlich wie seine Charaktereigenschaften es ohnehin sind – eigentümlich auf ihn beschränkt und der historische Hintergrund geht verloren. Die fehlende Kontextualisierung verstärkt Diebner zusätzlich, indem sie sich immer wieder zu Wertungen hinreißen lässt, die einer gegenwärtigen Perspektive<sup>19</sup> entspringen, die jedoch bei einer historischen Einordnung kontraproduktiv sind. So findet sie etwa »erstaunlich und geradezu gespenstisch«, dass Curtius profaschistische Vorträge hielt. Das ist allerdings vor dem Hintergrund seiner rechtskonservativen Überzeugungen alles andere als »erstaunlich« oder »gespenstisch« und mag nur aus heutiger Perspektive so wirken. Darüber hinaus greift es zu kurz, den »stark ausgeprägte[n] Narzissmus« oder die »Anlage« Curtius' des »Sich-mitteilen-wollen[s]« als alleinige Motoren seines »belehrend-erzieherischen<sup>20</sup>« paternalistisch-elitären Sendungsbewusstseins auszumachen. Der von Diebner diagnostizierte Narzissmus kann in diesem Fall zwar durchaus als Beschleuniger gewirkt haben, nicht aber als Ursache seines politischen Handelns.

Nichtsdestotrotz handelt es sich bei Diebners Auseinandersetzung mit Ludwig Curtius aufgrund der umfassenden Quellenkenntnis und der pointierten Zusammenschau des publizistischen Werks um einen

14 S. Diebner, Ludwig Curtius als Vertreter der Altertumswissenschaften Deutschlands in Italien (1928–1937), in: D. Steuernagel (Hrsg.), Altertumswissenschaften in Deutschland und Italien. Zeiten des Umbruchs (1870–1940), (Regensburg 2018), 81–119.

15 Diebner 2018, 119.

16 An dieser Stelle sei direkt auf die Problematik des Begriffes »konservativ« verwiesen, der keine historische Konstante bildet, sondern geschichtlich eine jeweils an eine bestimmte Epoche und an einen bestimmten Ort gebundene Erscheinung ist. Kon-dylis 1986, 11.

17 S. Diebner, Ludwig Curtius. Ein Archäologe als Schriftsteller, in: Kritische Berichte. Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaft Jg. 37, H.1 (2009), 127–145.

18 Über die Gewichtung möglicher Charaktereigenschaften muss – wenn überhaupt – mit aller Vorsicht und von Fall zu Fall entschieden werden. Außerdem ist es fraglich, ob und inwieweit psychologisierend Charaktereigenschaften aus Schriftquellen abgeleitet werden können.

19 Wiederum im Sinne »aktueller Kulturwerte«, vgl. Raphael 1996, 168.

20 Diebner 2009a, 138.

wichtigen Forschungsbeitrag – nicht nur zur biographischen Aufarbeitung, sondern auch zur Geistesgeschichte der politischen Professoren zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik.

Ein weiterer Beitrag Sylvia Diebners beschäftigt sich mit Curtius' Ehefrau Edith<sup>21</sup>. Der Artikel gewährt einige kluge Einblicke in das Leben der ansonsten in den Quellen wenig präsenten Ehefrau<sup>22</sup>. In »Deutsche und antike Welt« taucht sie kaum auf. Die Heirat fand 1920 in Heidelberg statt und Edith Curtius verstarb nach kurzer schwerer Krankheit 1932. Das Haus des Ehepaars Curtius war sowohl in Heidelberg als auch in Rom oft Mittelpunkt geselliger Zusammenkünfte illustrierter Personenkreise. Edith Curtius füllte dabei die Rolle der bürgerlichen Gastgeberin aus.

Mit den politischen Implikationen in Curtius' Werk und somit dem Neuhumanismus beschäftigt sich ein Aufsatz des Soziologen Richard Faber<sup>23</sup>. Er unterzieht die neuhumanistischen Begriffe und Auffassungen von Curtius einer eingehenden Prüfung und nimmt vor allem deren problematische Gehalte in Bezug auf das nationalsozialistische und das italienische faschistische Regime in den Fokus. Hauptsächlich geht es Faber in seinem 1995 erschienenen Aufsatz darum, die Implikationen in Curtius' Werk offenzulegen, die sich mit dem Nationalsozialismus verbinden lassen. Das geschieht in einer allzu teleologischen und undifferenzierten Herangehensweise. Ein Teilkapitel von Fabers umfangreichem Aufsatz soll hier exemplarisch herausgegriffen werden. Im zwölften Unterkapitel »Kollaboration mit dem ›Dritten Reich‹<sup>24</sup>« postuliert Faber ziemlich am Anfang, dass es »einfach nicht« stimme, wenn Curtius behauptete, dass der Nationalsozialismus ihm von Anfang an »widerwärtig« gewesen sei. Darauf nicht eingehend, beginnt Faber stattdessen wortreich, Curtius' unzweifelhafte Begeisterung für den italienischen Faschismus darzulegen und stellt in diesem Zusammenhang die problematischen Aspekte des (curtiuschen) Neuhumanismus heraus. Bei Faber verschmelzen in der Folge »italienischer Faschismus«, bürgerlicher Rechtskonservatismus, Nationalismus und »Nationalsozialismus« zu ein- und demselben Konstrukt. Curtius' rechtskonservative Positionen werden mit nationalsozialistischen Positionen gleichge-

setzt, was zwar durchaus der Fall sein konnte, bei einer solchen ideologiekritischen Analyse aber differenziert dargelegt werden muss. Die Herausarbeitung der Kollaboration Curtius' bleibt Faber schuldig, obwohl es hier durchaus Punkte gäbe, die als solche zu deuten sind und demgemäß in diesem Teilkapitel zu nennen wären. Im Gegensatz zu Diebner versucht Faber durchaus, einen gesellschaftlichen Hintergrund oder einen Kontext im Mindesten aufzuziehen, indem er eine Reihung ähnlich denkender Personen, wie Ulrich von Hassell, Giuseppe Bottai, Julius Evola oder Ernst von Weizsäcker anführt. Bei dieser ideologisch heterogenen Aufzählung macht Faber es sich allerdings zu einfach, wenn er dadurch eine Kollaboration mit dem Nationalsozialismus belegen möchte. Dass auch hier keine prominenten Nationalsozialisten dabei sind, sondern italienische Faschisten oder deutschnationale Rechtskonservative ist immerhin insofern richtig, als dass Curtius in diese Reihung besser passt als in eine Reihe von Nationalsozialisten. Auch an dieser Stelle sei auf fließende Grenzen zwischen den Gruppierungen verwiesen.

Gegen Ende dieses exemplarisch besprochenen Teilkapitels zieht Faber zwar viele treffende Schlüsse, doch den Nachweis der »Kollaboration« bleibt er schuldig. Curtius habe sich eine »geistige Macht« gewünscht, habe »sogar dem Krieg positiv« gegenüber gestanden und als abschließender Satz: »Vor allem aber war und blieb er ein Freund starker *nationaler* Macht: ein expansiver und deshalb *aggressiver* Nationalist. Nicht anders als seine Patrone im Auswärtigen Amt Ernst von Weizsäcker und selbst Ulrich von Hassell, der nur bedingt und erst spät zum Widerständler geworden war<sup>25</sup>.« Das ist richtig, doch mit »Kollaboration« mit dem Nationalsozialismus hat dies nichts zu tun, waren die Zustimmung zum Krieg und aggressiver Nationalismus doch auch deutschnationale Positionen.

Faber erkennt nicht an, dass die Billigung und teilweise Anerkennung der Ziele des Nationalsozialismus in weiten Teilen der deutschnationalen Kreise – vor allem etwa die Aushebelung der Weimarer Republik oder der Krieg gegen den Bolschewismus – nicht gleichbedeutend waren mit einer Kollaboration, auch wenn der Großteil des deutschnational-

21 S. Diebner, Im Schatten der Peterskuppel und eines berühmten Archäologen. Gedanken zum Grab der »Universitätsprofessorengattin« Edith Curtius (1885–1932), in: Boreas. Münstersche Beiträge zur Archäologie 36 (2013), 213–233.

22 Im Nachlass Curtius' im Bundesarchiv Koblenz (N1304) befindet sich eine größere Korrespondenz von Edith Curtius, die ich allerdings aufgrund der Covid-19-Pandemie nicht mehr in die Untersuchung einbeziehen konnte.

23 R. Faber, Humanistische und faschistische Welt. Über Ludwig Curtius (1874–1954), in: Hephaisstos 13 (1995), 37–186 [und in R. Faber (Hrsg.), Streit um den Humanismus (Würzburg 2003), 157–222].

24 Faber 1995, 172.

25 Faber 1995, 172. Kursivsetzung von Richard Faber.

konservativen Spektrums später durchaus in eine solche verfiel. Bei einer detaillierten Betrachtung politischer Ansichten einer Person ist eine solche analytische Trennschärfe aber notwendig, um zu einer fundierten historischen Einordnung zu gelangen. Damit soll keinesfalls bestritten werden, dass Curtius sich bisweilen durchaus kollaborativ verhielt oder dass deutschnationale Positionen nicht auch nationalsozialistische sein konnten. Die Handlungen, die dahingehend aber zu nennen wären, berücksichtigt Faber jedoch nicht. Was Faber hingegen gut herausarbeitet und worin auch die Bedeutung des Aufsatzes besteht, ist die mangelnde Reflexion Curtius' nach 1945.

Weitaus genauer trifft Faber den politischen Standpunkt von Curtius in seiner knappen Miscelle »Ein katholischer Preuße. Der deutschnationale Archäologe Ludwig Curtius<sup>26</sup>«. Dort ordnet Faber Curtius in die Kreise der sog. »Konservativen Revolution<sup>27</sup>« ein.

Endet hier bereits die Liste der Forschungsbeiträge, die sich dezidiert nur mit Curtius beschäftigen, sei nun noch auf einige Publikationen eingegangen, in denen er unter verschiedenen Fragestellungen als analytisches Objekt herangezogen wird.

Die Arbeit »Opfer – Täter – schweigende Mehrheit. Anmerkungen zur deutschen Klassischen Archäologie während des Nationalsozialismus« von Hubertus Manderscheid<sup>28</sup> lotet vorsichtig die bisherigen Versäumnisse des Faches der Klassischen Archäologie bei der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Herrschaft bis 2010 aus. Es handelt sich hierbei um einen breiter gefächerten Aus- bzw. Überblick darüber, an welcher Stelle es lohnenswert sein könnte, tiefergehende Untersuchungen anzustellen. Curtius kommt hier wegen seines Antisemitismus kurz zur Sprache. Manderscheid schließt mit einem Plädoyer, die Archive des Archäologischen Instituts ausweitend zu untersuchen, um seinen Ausschnitt zu ergänzen.

Das wohl umfassendste und wichtigste Werk, das den Neuhumanismus vor den historischen Hintergründen detailreich und analytisch scharfsinnig ein-

ordnet, ist Esther Sophia Sünderhaufs Monographie »Griechensehnsucht und Kulturkritik – Die deutsche Rezeption von Winckelmanns Antikenideal 1840–1945<sup>29</sup>«. Der über hundert Jahre umfassende Untersuchungszeitraum scheint zunächst groß, doch ist er notwendig, um eine grundlegende historische Einordnung und Herleitung neuhumanistischer Ideale und deren fortschreitender Instrumentalisierung und Ideologisierung in der gesellschaftspolitischen Sphäre – kulminierend im Nationalsozialismus – vorzunehmen. Curtius wird hier unter anderem als geradezu mustergültiges Beispiel für die Verdrängung und mangelnde Selbstreflexion in den Geisteswissenschaften nach 1945 herangezogen. Sünderhauf legt überzeugend dar, wie die Klassischen Archäologen ihre Disziplin um die Jahrhundertwende immer mehr als »wertsetzende Wissenschaft« zu verstehen begannen, was zur Folge hatte, dass sie vermehrt in der politischen Sphäre Stellung bezogen<sup>30</sup>. Curtius wird in den Rahmen der archäologisch-humanistischen Gedankenwelt eingeordnet, beginnend mit seiner wissenschaftlichen Sozialisierung unter dem Einfluss Heinrich Brunns und Adolf Furtwänglers in den 1880er und 1890er Jahren. Auch wenn in der Publikation Curtius als Untersuchungsobjekt nicht im Zentrum steht, so handelt es sich doch um die bisher fundierteste Studie zur Einrahmung Curtius' in die ihn umgebenden Zeitumstände.

Unter erzähltheoretischen Aspekten befasste sich Gustav Ragetti 1983 unter anderem mit den Kindheitskapiteln in Curtius' Autobiographie »Deutsche und antike Welt«. Die Narratologie ermöglicht ihm, offenzulegen, wie Curtius seine Lebenserinnerungen aufbaute, um eine bestimmte Wirkung bei der von ihm intendierten Leserschaft zu erzielen. Ragetti stellt dar, wie Curtius die Kindheitskapitel ohne Brüche in sein Selbstverständnis integriert und er schon dort viele Grundlagen seiner Charakterentwicklung im Sinne der Selbstinszenierung legt.

Zuletzt sei noch auf die zahlreichen Texte hingewiesen, die meist von Freunden, Kollegen, Schülern, Bewunderern etc. verfasst wurden<sup>31</sup>. Diese umfassen

26 R. Faber, Ein katholischer Preuße. Der deutschnationale Archäologe Ludwig Curtius, in: C. Holste – B. von Reibnitz (Hrsg.), A propos: Kulturwissenschaftliche Miscellen von und für Richard Faber (Würzburg 2013), 155–158.

27 Ein Sammelbegriff für antiliberalen, antidemokratischen und antipluralistischen rechtsextremen Denkströmungen der Weimarer Republik. Der Begriff ist in vielerlei Hinsicht irreführend, da er nichts mit dem Konservatismus des 19. Jahrhunderts zu tun hat und eine Art neue politische Strömung darstellte. Kondylis 1986, 448. Im Folgenden werde ich auf eine Nutzung dieses Begriffes verzichten.

28 H. Manderscheid, Opfer – Täter – schweigende Mehrheit. Anmerkungen zur deutschen Klassischen Archäologie während des Nationalsozialismus, in: *Hephaistos* 27 (2010), 41–65.

29 E. S. Sünderhauf, Griechensehnsucht und Kulturkritik. Die deutsche Rezeption von Winckelmanns Antikenideal 1840–1945 (Berlin 2004).

30 Sünderhauf 2004, 273.

31 Exemplarisch etwa K. Reinhardt, Gedenkwort für Ludwig Curtius, in: J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften von Ludwig Curtius* (Stuttgart 1958), 7–11; O. J. Brendel, *Erinnerungen an Ludwig Curtius*, in: J. Moras (Hrsg.), *Torso* (Stuttgart 1957), 12–22; K. Bittel, *Ludwig Curtius*, in: A. Layer (Hrsg.),

Nachrufe, Gedenkworte oder Erinnerungen, befinden sich durch ihren oft idealisierenden Tonfall<sup>32</sup> bestenfalls an der Grenze zwischen Primär- und Sekundärliteratur und werden in der vorliegenden Arbeit vorwiegend als Primärliteratur benutzt. Zwei Publikationen seien herausgegriffen: Der Archäologe Reinhard Lullies erstellte eine Zusammenschau aller Schriften Curtius<sup>33</sup>, die auch Publikationen beinhaltet, welche über das Fach der Klassischen Archäologie hinausgehen. Sein Vorwort ist zwar ebenso gefärbt von Sympathie – auch wenn kritische Töne durchaus angesprochen werden – doch bietet das Literaturverzeichnis einen informativen Überblick über Curtius' publizistisches Schaffen.

Der österreichische Archäologe Guido Kaschnitz von Weinberg befasste sich mit dem wissenschaftlichen Werk von Curtius<sup>34</sup> und zeichnete – trotz der

freundschaftlichen Perspektive auf sein Untersuchungsobjekt – ein durchaus ausgewogenes Bild der Qualität, Methodik und des Erkenntnisgewinns seines wissenschaftlichen Arbeitens. Die letztgenannten Arbeiten sind als Quellen zu behandeln, bieten aber auch einen Einblick, der sie an der Grenze zwischen Primär- und Sekundärliteratur verharren lässt.

Zu Begriffen, methodischen Problemlagen oder Definitionen zur Bevölkerungsgruppe des Bildungsbürgertums bietet die vorliegende Arbeit einen Überblick im Kapitel »Bildungsbürgertum? – Eine Suche«. Dort wird etwa der Begriff definiert und problematisiert, inwiefern diese Sozialformation überhaupt als historischer Akteur fassbar ist, und dabei der entsprechende Forschungsstand rekapituliert.

## 1.3 Methodische und theoretische Vorüberlegungen

Die vorliegende Arbeit versteht sich als biographische Studie, da sie ein Leben unter bestimmten Fragestellungen beleuchtet und nicht versucht, ein allumfassendes Bild zu zeichnen. Dabei fallen Aspekte heraus, die für die Beantwortung der Fragestellungen irrelevant sind, die in einer umfassenden Biographie aber zur Sprache kämen, etwa das Privatleben<sup>35</sup>. Wolfram Pyta betonte, dass man das »Erfolgsrezept« einer Biographie (und im vorliegenden Fall auch der biographischen Studie) bereits bei Wilhelm Dilthey nachlesen könne: Die zu biographierende Person müsse mit den sie umgebenden Umständen so verwoben werden, dass zugleich eine Zeitanalyse erstellt werden könne<sup>36</sup>. Unter dieser Prämisse habe ich diese biographische Studie zu Ludwig Curtius verfasst.

Ein solcher Ansatz muss vor allem die Balance zwischen personalen und strukturellen Elementen finden. Die Sozialgeschichte verdeutlichte, dass sich das Individuum nicht in Strukturen auflösen lasse, es jedoch in sozialen Entitäten verhaftet sei, und verwies in diesem Zusammenhang auf die Sozialisation des Einzelnen in Primär- (Familie, Freunde) und Sekundärgruppen (Klasse, Stand, Bildungsschicht). Die Sozialgeschichte ging außerdem über die soziale Verortung des Individuums hinaus und ordnete es in eine historisch vorfindbare Lebenswelt ein<sup>37</sup>.

In der Kulturgeschichte erweiterte sich der Blick Mitte der 1990er Jahre durch eine Akteurszentrierung auf »biographiewürdige« Personen<sup>38</sup>. Mag »würdig« ein zu normativer Begriff sein, kann er doch in Bezug auf den zu erwartenden Erkenntnis-

Lebensbilder aus dem bayerischen Schwaben (Deiningen 1980), 282–297; K. Schefold, Schöpfung und Erneuerung in Ludwig Curtius' Lebenswerk, in: RM 82 (1975), 11–20; B. Bushart, Ludwig Curtius und Augsburg, in: RM 82 (1975), 7–9; R. Horn, Ludwig Curtius, in: AntK 18 (1975), 3–9; E. Buschor, Ludwig Curtius, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1955, 166–168; R. Herbig, Ludwig Curtius, in: RM 62 (1955), 185–200; H. Speier, Ludwig Curtius, in: Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1959), 110 f.

<sup>32</sup> Exemplarisch bei Schefold 1975, 12: »Gabe und Lust der Mitteilung hat er in glücklichem Maße besessen: sie verband sich mit dem offenen Auge für alles Große und Schöne und war durch keine Ideologie gebrochen. Die Einheit des Schaffens wurzelt in seiner Persönlichkeit, nicht in einer Lehre. Alles, was er hervor-

brachte, war ein Teil seiner Persönlichkeit, und er war ein ganzer Mann.«

<sup>33</sup> R. Lullies, Schriften von Ludwig Curtius (1874–1954). Eine Bibliographie (Mainz 1979).

<sup>34</sup> G. Kaschnitz von Weinberg, Ludwig Curtius. Das wissenschaftliche Werk (Baden-Baden 1958).

<sup>35</sup> So wird etwa von Jobst Knigge die Beschreibung des »mutmaßlich bisexuellen« Archäologen Ludwig Curtius geliefert, ohne dass es aber etwas beiträgt zu seinem Forschungsinteresse. Knigge 2009, 11.

<sup>36</sup> Pyta 2009, 333.

<sup>37</sup> Pyta 2009, 333.

<sup>38</sup> Pyta 2009, 333.

gewinn durchaus angewandt werden. Curtius befand sich als sendungsbewusster politischer Professor im Zentrum des Bildungsbürgertums<sup>39</sup> und kann daher für die vorliegenden Fragestellungen als ein solch »würdiges« Objekt herangezogen werden. Es sei auch darauf hingewiesen, dass mit »würdig« keine soziale Ortsbestimmung einhergeht, da sich die Kulturgeschichte in den 1990er Jahren auch in Richtung einer Akteurszentrierung »von unten« bewegte.

Zur Balance zwischen personalen und strukturellen Elementen warnte Lutz Raphael 1996 vor den »eingeschliffenen Gegensatzpaaren« von Individuum und Gesellschaft oder Person und Sozialstruktur<sup>40</sup> und verwies auf die Sozialwissenschaften, die sich seit Phänomenologie und Pragmatismus breit entwickelt hätten<sup>41</sup>. Die dort erarbeiteten Handlungstheorien unterstreichen die Sozialität des Ichs und die Konstitution von Individualität in der Lebenswelt<sup>42</sup>. Konkret meinte er u. a. den französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Dessen Konzept des Habitus sieht vor, Handlungsweisen des Individuums im zeitgenössischen gesellschaftlichen Kontext zu betrachten, ohne dabei aber das jeweils eine aus dem jeweils anderen abzuleiten<sup>43</sup>. Bourdieu warnt davor, Individualität und Kollektivität zu Gegensätzen zu erklären, denn das würde den biographisch Arbeitenden<sup>44</sup> verwehren, Individuelles im Kollektiven zu erkennen. Das zu biographierende Individuum werde durch den Habitus mit der Kollektivität und seinem Zeitalter verknüpft, wodurch es – ohne es zu merken – seinen scheinbar einzigartigen Handlungen und Vorstellungen »Richtung und Ziel« gebe. Der Habitus ist also das verinnerlichte Soziale des Individuums. Das bedeute allerdings nicht, dass es dadurch Handlungsfähigkeit einbüße<sup>45</sup>. Der Habitus sei vielmehr »die internalisierte, unbewusste, von der jeweiligen Herkunft mitbestimmte Folie, nach der soziales Handeln und Wahrnehmen gesteuert werden<sup>46</sup>«. Strukturen werden dabei nicht festgefügt, sondern im Bezug zu Akteuren verstanden. Erst mit dem Vollzug gesellschaftlicher Praxis konstituieren sich soziale Strukturen,

die umgekehrt wiederum die Praxis der Akteure prägen<sup>47</sup>.

Bourdieu unterteilt in seinen Überlegungen den sozialen Raum, in dem sich das Individuum bewegt, in verschiedene Felder, wie etwa – für diese Arbeit relevant – Wissenschaft oder Politik. Die Felder seien alle relativ eigenständig und von eigenen Gesetzmäßigkeiten strukturiert. Innerhalb eines Feldes besitze das Individuum verschiedene Einflussmöglichkeiten, die wiederum von seiner Position innerhalb des Feldes abhängen. Das Ziel des Individuums sei es, sich innerhalb eines solchen Feldes möglichst günstig zu positionieren, wobei es dies entweder über sein – in Curtius' Fall politisches oder wissenschaftliches – publizistisches Werk erreichen könne oder aber über den Habitus<sup>48</sup>.

In der vorliegenden Arbeit wird das Habitus-Konzept Bourdieus zwar nicht dezidiert als Theorierahmen angewandt, die Wechselwirkung von Individuellem im Kollektiven und die Wirkung des Sozialen in den Feldern jedoch immer dort mitgedacht, wo es die Fragestellung gebietet. Das eröffnet die Möglichkeit, Originelles vom Typischen zu unterscheiden und Einflüsse der Lebenswelt(en), in denen Curtius sich bewegte, offenzulegen. Vor allem bei den (vermeintlichen) Brüchen 1918, 1933 und 1945 ist dies relevant, da Bourdieu in Krisen den Verlust der Deckungsgleichheit von objektiven und einverlebten Strukturen feststellt<sup>49</sup>.

Speziell Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die biographisch vorgehen, warnte Bourdieu vor der »biographischen Illusion<sup>50</sup>«. Auf VerfasserInnen einer biographischen Arbeit würden, so Bourdieu, unbemerkt soziale Prozesse wirken, deren kritische Analyse dazu führe, dass der Begriff des lebensgeschichtlichen Verlaufs als eine Abfolge von Positionen konstruiert werde, die ein und derselbe Akteur in einem (sozialen) Raum beziehe, der selbst wiederum Wandlungsprozessen unterliege<sup>51</sup>. Bourdieu postulierte, dass ein Leben nicht als eine reine Folge von Ereignissen gesehen werde könne, deren ein-

39 Zu Zentrum und Peripherie innerhalb einer Sozialformation und zu den in diesem Zusammenhang wichtigen Begriffen wie »ideale« oder »typisch« mehr in »2. Bildungsbürgertum? – Eine Suche«.

40 Raphael 1996, 167.

41 Raphael 1996, 168.

42 Raphael 1996, 168.

43 Klein 2009, 426.

44 Den Begriff der »biographisch Arbeitenden« verstehe ich hier als Erweiterung (einer Einschränkung?) der klassischen »Biographin«/des klassischen »Biographen«. Die »biographisch Arbeitenden« beschäftigen sich mit verschiedenen gelagerten biographischen (Einzel-)Fragestellungen, während der »Biograph«/

die »Biographin« auf das Verfassen einer klassischen Biographie beschränkt scheint.

45 Klein 2009, 426.

46 Klein 2009, 426.

47 Reichardt 2013, 317.

48 Klein 2009, 426.

49 Reichardt 2013, 318.

50 P. Bourdieu, Die biographische Illusion, erstmals auf Deutsch erschienen in BIOS 1 (1990), 75–81. Hier verwendet wurde P. Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns (Frankfurt a.M. 1998), 75–83.

51 Bourdieu 1998, 82.

ziger Zusammenhang die Verbindung zu einem »Subjekt« (in diesem Fall Ludwig Curtius) sei. Die biographischen Ereignisse seien vielmehr als Platzierungen und Platzwechsel in einem sozialen Raum zu verstehen, eine Abfolge von »Zuständen« also. Einen »Verlauf« könne der Wissenschaftler oder die Wissenschaftlerin bestenfalls dann feststellen, wenn er/sie vorher die Abfolge der Zustände des Felds konstruiere, in dem sich der Verlauf vollzog. Das aber bedeute, die Gesamtheit der objektiven Beziehungen erarbeiten zu müssen, die den betreffenden Akteur – also das betreffende Subjekt – mit der Gesamtheit der anderen Akteure im selben Feld verbindet. Metaphorisch gab Bourdieu zu bedenken, dass es »absurd« sei, eine Fahrt mit der U-Bahn zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen<sup>52</sup>. Auch hier gilt es, die Erkenntnisse Bourdieus mitzudenken, doch sei auch Hans-Christof Kraus' Position berücksichtigt, der das bourdieusche Modell einschränkt und darauf verweist, dass es auf die Fragestellung ankomme, ob – um im Bild Bourdieus zu bleiben – das *gesamte* U-Bahn-Netz erarbeitet werden müsse, wenn man nur die Fahrt auf einer Strecke erklären wolle<sup>53</sup>.

Wie Thomas Nipperdey und Jürgen Kocka 1979 festhielten, bestehe kein Zweifel daran, dass die Geschichtswissenschaft wohl mehr als die meisten anderen Wissenschaften mit »Erzählung« zu tun habe<sup>54</sup>. Diese »Erzählung« sei in der vorliegenden Arbeit als »Gewebe von Reflexionsfiguren« beschrieben, die, ausgehend von einem bestimmten Punkt einer Geschichtsdarstellung, Beziehungen herstellen zu früheren und späteren Punkten dieser Darstellung und so einen Zusammenhang sichtbar werden lassen<sup>55</sup>. Durch die so entstehenden (Zeit-)Punkte Anfang, Mitte und Ende einer Geschichte wird ein »explizierbares Ganzes<sup>56</sup>« erzeugt, das aus der Perspektive des Anfangs weder erklärbar noch prognostizierbar ist und das aus der rückschauenden Perspektive des

Endes nicht durch eine »Aneinanderreihung von Gesetzmäßigkeiten oder Theorien« ersetzt werden kann<sup>57</sup>.

Dass zwischen »Theorie« und »Erzählung« ein gewisses Spannungsverhältnis herrsche, stellten Nipperdey und Kocka ebenso fest wie dass zwischen den beiden Punkten kein Entweder-Oder-Verhältnis bestehe. »Der Grad der Spannung und das Maß ihrer Komplementarität variieren nicht zuletzt mit der Definition der beiden Begriffe. Je schärfer und enger sie definiert werden, desto ausgeprägter ist ihr Spannungsverhältnis, und umgekehrt<sup>58</sup>.« Das gilt es in der vorliegenden Arbeit zu vermeiden, denn durch eine (zu) scharfe und enge Definition des einen oder des anderen geht auf der jeweilig gegenüberliegenden Seite etwas verloren. Die »Erzählung«, die mit theoretischen Hintergrundüberlegungen angereichert ist, ist die geeignetste Darstellungsform des hier dargelegten Forschungsinteresses. Dabei beschränkt sie sich nicht auf reine Deskription, sondern beinhaltet auch die Konstitution eines »geschichtswissenschaftlichen Problems und seiner Erforschung<sup>59</sup>.« Der Zusammenhang von Deskription und Konstitution besteht im Ausmaß der Differenz zwischen zwei Zeitpunkten, die durch die Erzählung logisch verknüpft werden<sup>60</sup>. Ich folge Hans Michael Baumgartners Ansatz, der die »Erzählung« sowohl forschungspragmatisch wie (in der Konsequenz) konstitutionslogisch gegenüber der Theorie« als vorrangig betrachtet. Die Bedeutung des Theoretischen in den Geschichtswissenschaften wird dabei nicht verkleinert. Vielmehr seien Anteile von Theorie in der Historie unverzichtbar, sie könnten jedoch die Erzählung nicht ersetzen, weswegen sie ihr immer untergeordnet bleiben sollten<sup>61</sup>. Der bei der Biographie und biographischen Arbeit immer wieder diagnostizierten »Theorieferne<sup>62</sup>« möchte ich demgemäß widersprechen. Die »Ferne« wird dabei verwechselt mit der vorrangigen Stellung der Erzählung.

52 Bourdieu 1998, 83.

53 Kraus interpretiert zu scharf, wenn er sagt, das Individuum sei in Bourdieus Konzept nur ein »sozial fremdgesteuertes Objekt« des Habitus. Vielmehr bewahrt es sich bei Bourdieu immer auch Handlungsfähigkeit. Kraus 2007, 324.

54 Kocka – Nipperdey 1979, 9.

55 Baumgartner 1979, 266.

56 Dieser Punkt ist nicht mit Teleologie zu verwechseln.

57 Baumgartner 1979, 267.

58 Kocka – Nipperdey 1979, 9.

59 Kocka – Nipperdey 1979, 11.

60 Kocka – Nipperdey 1979, 11.

61 Baumgartner 1979, 260.

62 Pyta 2009, 331.

## 1.4 Quellen

Der Quellenkorpus der vorliegenden Arbeit besteht aus dienstlichen und privaten Korrespondenzen, die aus dem hauptsächlich über Deutschland und Italien verteilten Nachlass zusammengetragen wurden, sowie weiteren Dokumenten, wie einem Tagebuch, privaten Notizen, Manuskripten, Vorträgen, Publikationen oder Verwaltungsakten.

Die beiden umfangreichen Nachlässe im Bundesarchiv Koblenz und im Deutschen Kunstarchiv im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg sind dabei zentral. Sie bestehen hauptsächlich aus privaten, aber auch dienstlichen oder gemischten Korrespondenzen, halten jedoch auch andere Quellengattungen wie Akten, Notizen oder Manuskripte unveröffentlichter Schriften aus allen Phasen des Untersuchungszeitraums dieser Arbeit bereit und bilden daher auch die Basis für jedwedes Arbeiten zu Curtius.

An den Standorten des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und in Berlin sowie in der Bibliothek und dem Archiv der Universität Heidelberg befindet sich der Schwerpunkt des Quellennachlasses seiner beruflichen Hauptstationen. Hier finden sich im Wesentlichen instituts- und universitätspolitische Akten und Korrespondenzen, anhand derer sich die Agenda Curtius' als Institutsdirektor oder Dekan rekonstruieren lässt.

Da das Deutsche Archäologische Institut in den 1920er Jahren dem Auswärtigen Amt unterstand, finden sich auch im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin zahlreiche Akten und Unterlagen, die einer Sichtung bedurften. Weiterhin finden sich hier Unterlagen zum größeren Kontext deutscher auswärtiger Kulturpolitik oder zu den Deutschen Botschaften in Italien und beim Heiligen Stuhl, die mit dem Archäologischen Institut in regem Austausch standen.

Weitere allgemeine Verwaltungsakten zum Deutschen Archäologischen Institut sowie zum nationalsozialistischen Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, dem das Institut während der NS-Herrschaft unterstand, beherbergt das Bundesarchiv Berlin. Hier und in den Unterlagen zur NSDAP-Auslandsorganisation der Landesgruppe Italien befinden sich aufschlussreiche Quellen zur vorzeitigen (Zwangs-)Pensionierung Curtius'.

Darüber hinaus wurden noch gezielt Nachlässe von Briefempfängerinnen und -empfängern eingesehen, die für die Fragestellungen relevant waren, wie bspw. Friedrich Naumann im Bundesarchiv Berlin oder Otto Stählin im Universitätsarchiv Er-

langen. Für anders gelagerte Fragestellungen können bei künftigen Untersuchungen noch weitere Nachlässe herangezogen werden, die in der vorliegenden Untersuchung herausfielen, wie bspw. der Nachlass Karl Jaspers' im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

Auch das publizistische Werk Curtius' wird analysiert, wobei hier vor allem politisch-gesellschaftliche Artikel sowie die Autobiographie »Deutsche und antike Welt« relevant sind. Hinzu kommen die bereits im Forschungsstand erwähnten und als Primärliteratur eingestuften Schriften über Curtius von Freunden, Schülern oder Kollegen. Es sei darauf hingewiesen, dass sich die politisch-gesellschaftlichen Implikationen Curtius' bisweilen auch in seinem wissenschaftlichen Werk niederschlugen.

Eine zentrale Quelle ist die Autobiographie »Deutsche und antike Welt« (1950). Mit diesem Buch formte Curtius seinen Nachruhm und trug zum Selbstbildnis des Bürgertums nach 1945 bei, das zwischen Verdrängung und Verklärung oszillierte. Der erzählte Zeitraum der Autobiographie endet 1937 mit der vorzeitigen »Entlassung« Curtius' durch die Nationalsozialisten. Nicht nur der historische Durchgriff für den erzählten Zeitraum steht im Fokus der Quelleninterpretation, sondern auch die Inszenierung, die u. a. mit Hilfe literaturwissenschaftlicher Methoden analysiert wird und so bspw. Interpretationen zum Zeitgeist der Nachkriegsgesellschaft eröffnet. Das Buch dient – über den erzählten Zeitraum hinausgehend – für die gesamte vorliegende Arbeit als Quelle und wird aufgrund seiner zentralen Rolle unter methodischen Gesichtspunkten im dritten Kapitel der vorliegenden Arbeit »Die Inszenierung von Kindheit und Jugend in »Deutsche und antike Welt« 1874–1893« genauer beleuchtet.

Der weitläufig verstreute Nachlass von Ludwig Curtius besteht hauptsächlich aus Korrespondenzen, die ein breites Spektrum abdecken: Freunde, (Fach-)Kollegen, Bewunderer, Bewunderte, Schüler, Lehrer, Vorgesetzte oder politische Weggefährten sind nur einige Kategorien, in die sich die Adressaten und Absender im Briefkorpus unterteilen lassen, der vielseitige Perspektiven auf das Untersuchungsobjekt bietet. Briefe aus unterschiedlichen Kategorien sind (naturgemäß) unterschiedlich zu interpretieren. Ein Brief an ein Familienmitglied ist anders zu untersuchen als ein Schreiben an einen Fachkollegen. Die Grenzen der Kategorien können allerdings fließend sein. In die Nähe der Briefe als Egodokumente ist auch das Tagebuch zu rücken, das Curtius zwischen

1945 und 1951 führte. Dieses ist zwar unter der Maßgabe zu untersuchen, dass es ausschließlich für Curtius' Augen bestimmt war, doch sei auch berücksichtigt, dass er möglicherweise eine spätere Publikation plante. Weitere Quellengattungen sind etwa wissenschaftliche oder politische Texte, die einen Blick auf Curtius' öffentliche Stimme gewähren, oder Personalakten, die in besonderem Maße an der Schnitt-

stelle zwischen der strukturell-institutionellen und der individuellen Sphäre zu verorten sind.

Der Quellenkorpus umfasst ein möglichst breites Spektrum an Gattungen, um einen multiperspektivischen Blick auf das Leben von Ludwig Curtius zu gewinnen und eine unter den gegebenen Fragestellungen so umfassend wie möglich gestaltete Untersuchung zu gewährleisten.

## 1.5 Gliederung

Die Gliederung der vorliegenden Arbeit ähnelt der von Ludwig Curtius' Lebenserinnerungen »Deutsche und antike Welt«. Das rechtfertigt die Frage, ob dabei nicht möglicherweise die Inszenierung von Curtius unbemerkt auf die Untersuchung einwirkte und ob vielleicht noch andere Gliederungsansätze möglich oder sogar besser gewesen wären. Bei einer biographischen Studie, die das Verhalten des Bürgertums zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik anhand eines Individuums in den Blick nimmt, ist es sinnvoll, chronologisch vorzugehen, um die Entwicklungsstränge deutlicher nachzeichnen zu können. Teilweise greife ich aber auch auf eine systematische Vorgehensweise zurück, um zeitübergreifende Aspekte darzustellen – etwa Curtius' Antisemitismus oder seinen Katholizismus. Dabei werden Trennlinien bei den weltgeschichtlichen Brüchen eingezogen, wie etwa 1914, 1918 oder 1933, aber auch bei den lebensgeschichtlichen Veränderungen, wie etwa Curtius' Übersiedlung nach Rom 1928.

Zu Beginn wird ein Schlaglicht auf die Sozialformation des Bürgertums im Allgemeinen und des Bildungsbürgertums im Speziellen geworfen. In diesem Zusammenhang werden die Forschungskontroversen der Sonderforschungsbereiche der Universitäten Bielefeld (»Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums«) und Frankfurt am Main (»Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert«) sowie des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte (»Geschichte des Bildungsbürgertums«) rekapituliert, die unter anderem die Frage stellten, ob es sich beim (Bildungs-)Bürgertum um einen real existierenden historischen Akteur handelt(e) oder um ein theoretisches Konstrukt von Wissenschaft und persönlicher Prägung der WissenschaftlerInnen. Dabei wird die Binnenstruktur des Bürgertums, die ökonomische und kulturelle Beziehung der verschiedenen Untergruppen zueinander, zu ihrem Oberbegriff und zu anderen Sozialformationen ebenso behandelt wie die Frage nach den Begrif-

fen *typisch, exemplarisch* und *ideal*. Dies geschieht im Zusammenhang mit der Verortung von Personengruppen innerhalb des Bildungsbürgertums (Peripherie/Zentrum) und der Diffusion in andere gesellschaftliche Gruppierungen.

Eine der wichtigsten Quellen der vorliegenden Arbeit ist Curtius' Autobiographie. Im Kapitel »Die Inszenierung von Kindheit und Jugend in ›Deutsche und antike Welt‹ 1874–1893« möchte ich den LeserInnen der vorliegenden Arbeit eine Art Handreichung bieten, wie ich mit der Quelle Autobiographie umgehe. Da für die frühesten Lebensjahre Curtius' keine sonstigen Quellen verwendet wurden, ziehe ich diesen Lebensabschnitt für die Untersuchung von Erzähl-, Deutungs- und Inszenierungsstrukturen der Autobiographie heran. Es soll also nicht darum gehen, Kindheits- und Jugendbilder der bürgerlichen Gesellschaft im Kaiserreich zwischen 1874 und 1893 zu rekonstruieren, sondern deren Inszenierung durch Curtius herauszuarbeiten. Dabei ist zu beachten, dass die Inszenierungsstrukturen auch als Deutungsgrundlage herangezogen werden können. Die Autobiographie kommt aus diesem Grund als zentrale Quelle noch einmal im neunten Kapitel »Nachruhm 1945–1954« vor, in dem es um das Reflexionsniveau des Bürgertums nach 1945 geht.

Es folgt das Kapitel »Studium, Politisierung und Karrierebeginn 1894–1914«, in dem die chronologische Erzählung von Curtius' politisch-gesellschaftlicher Entwicklung beginnt. In diesem Abschnitt liegt der Fokus unter anderem auf systematischen Analysen zeitübergreifender Tendenzen wie seinem Katholizismus oder seinem wissenschaftlichen Hintergrund. Curtius' spezifische Auffassung des Katholizismus bestand aus mehreren historisch-ästhetischen Bezugspunkten und diente hauptsächlich als Vehikel seiner Ablehnung der »Moderne«. Wissenschaftlich bewegte er sich in einer Denkschule, die wenige Jahre zuvor, ausgehend von Heinrich Brunn, einige ent-

scheidende methodische Neuerungen in der Klassischen Archäologie vorantrieb und dabei den Rekurs auf den als Begründer der Klassischen Archäologie geltenden Johann Joachim Winckelmann vollzog. Andere systematisch und zeitüberspannend angelegte Analysekapitel, wie zum Antisemitismus, zu den politisch-gesellschaftlichen Implikationen seines Neuhumanismus (des sog. »Dritten Humanismus«) oder zu Curtius' politischem Ideengeber und Orientierungspunkt Paul de Lagarde, lege ich im Kapitel »Curtius als politisch aktiver Professor 1918–1928« dar, weil diese Aspekte in diesem Zeitraum konkret(er) zum Tragen kommen, auch wenn deren Ursprünge bereits vor dem Ersten Weltkrieg auszumachen sind<sup>63</sup>.

In die Zeit zwischen 1896 und 1903 fallen entscheidende Prägungen auf politischer Ebene. Bis 1903 war Curtius Mitglied des von Friedrich Naumann gegründeten Nationalsozialen Vereins, der eine (Re-)Integration der Arbeiterschaft in einen nationalen Kontext anstrebte und sich zum Ziel setzte, Bürgertum und Arbeiterschaft in einem politischen Lager zu vereinen. Diese politischen Ziele Naumanns und des Nationalsozialen Vereins bildeten für Curtius – vor dem Hintergrund integrativer Vorstellungen eines geeinten idealisierten »Volks« – zeitlebens den Kern seines politischen Denkens. Das Ende des Nationalsozialen Vereins 1903 hatte für Curtius eine politische Desillusionierung zur Folge, die seine ohnehin große Skepsis gegenüber dem politischen Betrieb und dem »Parteiengzänk« weiter vertiefte. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs stand Curtius exemplarisch für eine negative Gegenwartskritik, die gemeinhin als »Kulturpessimismus« bezeichnet wird und die jede gesellschaftliche oder politische Entwicklungstendenz zum Anlass nahm, der Gegenwart »Materialismus« und Rückzug des »Geistigen« und der »Kultur« zu diagnostizieren.

Mit Begeisterung begrüßten Curtius und weite Teile des Bildungsbürgertums den Ersten Weltkrieg. Dem diffusen kulturpessimistischen Gefühl des schleichenden Bedeutungsverlusts der eigenen Bevölkerungsgruppe setzte man im Bildungsbürgertum den Versuch entgegen, die Deutungshoheit über ein weltgeschichtliches Ereignis zu gewinnen, um der selbst zugeschriebenen gesellschaftlichen Führungsrolle wieder gerecht zu werden. Im fünften Kapitel »Curtius im Weltkrieg 1914–1918« wird das Kriegserlebnis von Curtius in den Blick genommen.

Eine zentrale Frage dabei ist, warum er sich im Alter von 39 Jahren als arrivierter Professor zum freiwilligen Kriegsdienst meldete. Curtius war die gesamten vier Jahre des Krieges Soldat, zuerst als Artillerist an der Westfront, ab 1916 als Nachrichtenoffizier auf dem Balkan. In seiner Korrespondenz lässt sich die große Begeisterung zu Beginn des Kriegs ablesen, doch schon Anfang 1915 stellte er empört fest, wie diese anfänglich (vermeintlich) allgegenwärtige Begeisterung ins Gegenteil umzuschlagen begann. In diesem Zusammenhang versucht das Kapitel, das Spannungsfeld zwischen den »Ideen von 1914« und der Legende vom »Dolchstoß«, die beide zusammen zu schweren Hypotheken der Weimarer Republik wurden, zu untersuchen. Nach dem Ende des Nationalsozialen Vereins 1903 stand Curtius auf Anraten Naumanns und wie viele seiner ehemaligen Parteigenossen der Freisinnigen Vereinigung nahe, die 1910 in der Fortschrittlichen Volkspartei aufging. Während des Krieges bezeichnete er seine Nähe zum Liberalismus nur noch als »Notbehelf« und äußerte 1917 begeisterte Zustimmung zur neugegründeten Sammlungsbewegung der Deutschen Vaterlandspartei. Diese politische Umorientierung wird in diesem Kapitel ebenso analysiert.

Gleich 1918 trat Curtius in die neugegründete Deutschnationale Volkspartei (DNVP) ein. Im Kapitel »Curtius als politisch aktiver Professor 1918–1928« werden seine Gesellschafts- und Staatsauffassungen in den Blick genommen. Die Schockwellen von Kriegsniederlage und Revolution veranlassten Curtius, in einigen Artikeln das demokratische System schwer zu kritisieren. Dabei vollzog auch er die weitverbreitete Gleichsetzung der Feindbilder von (Sozial-)Demokratie und Judentum, weswegen in diesem Kapitel systematisch der Antisemitismus Curtius' und seine antidemokratischen Ansichten umrissen werden. Curtius bezeichnete sich als Teil eines »linken Flügels« der DNVP, ebenso wie er sich gerne als rechts stehenden Sozialisten inszenierte. Demgemäß war er der Auffassung, seine Professur in Heidelberg als Gegengewicht zum (vermeintlich) herrschenden liberal-demokratischen Zeitgeist ausüben zu müssen. In diesem Zusammenhang wird auch ein Blick auf die Schriften des Orientalisten Paul de Lagarde geworfen, die Curtius zeitlebens als politischer Kompass dienten – und das trotz oder gerade wegen der fehlenden Systematik und der Vagheit dieser Texte. Als Dekan der philosophischen Fakultät der Univer-

<sup>63</sup> So fand beispielsweise die quasi-religiöse »Entdeckung« der Schriften Paul de Lagardes durch Curtius bereits in den 1880er Jahren statt, erst nach dem Ersten Weltkrieg betonte Curtius al-

lerdings, dass er eine politische Bewegung gründen wolle, die auf de Lagardes Ideen beruhen sollte.

sität Heidelberg war er in die Vorgänge des aufsehen-erregenden »Falles Gumbel« involviert, der in diesem Kapitel exemplarisch herangezogen wird, um ein Schlaglicht auf die nationalistisch aufgeheizte Stimmung an der Universität zu werfen. Auch auf die bürgerlichen Intellektuellenkreise Heidelbergs wird ein Fokus gesetzt, da sie geradezu beispielhaft für die Erzeugung von »Bürgerlichkeit« und bürgerlicher Praxis standen. Neben seinem parteipolitischen Engagement war Curtius etwa Mitglied im Europäischen Kulturbund, einer Bewegung, die unter Federführung des ehemaligen Prinzen Karl Anton Rohan für Verständigung der Nationalisten Europas auf einer transnationalen Ebene sorgen wollte, was am inhärenten Paradoxon allerdings scheitern musste. Weiterhin wird in diesem Kapitel noch auf den Neuhumanismus, den sog. »Dritten Humanismus« Curtius' eingegangen, der den Verknüpfungspunkt zwischen Antikenideal und aktuellen politischen Implikationen darstellte.

Im Jahr 1928 wurde Curtius zum Direktor der römischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts ernannt. Das Kapitel »Curtius als Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1928–1933« nimmt somit hauptsächlich Wissenschafts- und Kulturpolitisches in den Fokus. Da Curtius nun dem Auswärtigen Amt unterstand, endeten seine direkten politischen Aktivitäten weitgehend, dennoch legte er seine Amtsausübung darauf aus, Deutschland in eine »geistige Führungsrolle« Europas zurückzuführen und »verlorene« kulturpolitische Positionen »zurückerobern« zu wollen. Dabei verfolgte er einen Kurs der Vernetzung mit den römischen Instituten der anderen Nationen bei gleichzeitiger Anerkennung der Konkurrenzsituation. Den wirtschaftlich angespannten Zeiten seit 1929 begegnete Curtius, indem er, fußend auf seinem sozialen Kapital, eine Gesellschaft von Mäzenen aufbaute, die dem Institut bei finanziellen Engpässen beisprang. Durch das Instrument der Ehrenmitgliedschaft im Archäologischen Institut versuchte Curtius ebenfalls, soziales Kapital gewinnbringend einzusetzen. Seine Verdienste liegen im wissenschaftlichen Ausbau und in der Systematisierung von Fotothek und Bibliothek, wofür er eigens seine Schülerin Hermine Speier nach Rom geholt hatte.

Als Anfang 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, änderten sich die Vorzeichen, unter

denen Curtius seinen Direktorenposten ausfüllte. Im deutschnationalen Spektrum wurde die »Machtübernahme« als willkommenes Mittel angesehen, die Weimarer Republik auszuhebeln und den Versailler Vertrag zu revidieren. Auch mochte Curtius sich Hoffnungen auf das von ihm zeitlebens angestrebte »einige« deutsche Volk in der »Volksgemeinschaft« gemacht haben. Im Kapitel »Curtius und der Nationalsozialismus 1933–1945« wird das ambivalente Verhältnis Curtius' zum Regime untersucht, aber auch sein Versuch, das Institut möglichst günstig gegenüber den neuen Machthabern zu positionieren. Wie bereits angesprochen, ist es fraglich, ob die Bewertung der Nähe oder Ferne zum Nationalsozialismus gewinnbringend ist. Relevant ist jedoch die Frage, wo die Gründe für eine Anlehnung, wo jene für eine Entfernung lagen. Dabei versuche ich, den monolithischen Block des Regimes zu öffnen und Curtius im Spannungsfeld der polykratischen Kompetenzstreitigkeiten zwischen Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, dem Braunes Haus, dem »Amt Rosenberg« und dem Auswärtigen Amt darzustellen. Auch und gerade persönliche Beziehungen und Konflikte werden bei der Verortung von Curtius in diesem Spannungsfeld deutlich, insbesondere bei der Frage der vorzeitigen Pensionierung 1937 und seinen darauf folgenden (erfolgreichen) Anträgen, weiterhin in Rom bleiben zu dürfen. Die Frage, warum Curtius sich zwar an das Regime anlehnte – nach seiner vorzeitigen Pensionierung sogar mehr als davor –, ihm letztlich aber doch nicht vollumfänglich »verfiel«, ist nur mithilfe einer Analyse der persönlichen Beziehungen zu erklären.

Im neunten Kapitel »Nachruhm 1945–1954« geht es hauptsächlich um das mangelnde Reflexionsniveau der bürgerlichen Kreise und – spezieller – der Neuhumanisten wie Curtius. Dessen Lebenserinnerungen stehen exemplarisch für einen Prozess, der mit dem Begriff Selbstentschuldung nur unzureichend beschrieben ist. Es wird der Frage nachgegangen, ob es für Curtius überhaupt möglich war, zu erkennen, dass der Zivilisationsbruch des Holocaust letztlich *auch* auf den Schultern jener Ansichten stand, für die Curtius eintrat. Nicht zuletzt soll in diesem Kapitel noch einmal kurz die Geschichte des DAI Rom nach 1945 angesprochen werden und im Besonderen die Rolle, die Curtius bei der Frage der Wiedereröffnung des DAI spielte.



## 2. Bildungsbürgertum? – Eine Suche

Im Folgekapitel muss zunächst ein Blick darauf geworfen werden, welche Faktoren bei der Beschäftigung mit dem Bildungsbürgertum eine Rolle spielen. Dabei offenbaren sich Schwierigkeiten bei der Definition, was sie als soziale Gruppe ausmacht, wodurch sie sich von anderen Bevölkerungsgruppen abgrenzt und – ganz grundlegend – wer ihr angehört. Sowohl für Zeitgenossen als auch für die umfangreiche Bürgertumsforschung, deren Schwerpunkt im 19. Jahrhundert liegt, war die Beantwortung dieser Fragen keine leichte Aufgabe.

Sich diese Problemlagen zu vergegenwärtigen, ist für die vorliegende Arbeit vor allem deswegen relevant, weil bereits hier Handlungsmotivatoren ausgemacht werden können, die bestimmend für das Verhalten des Bildungsbürgertums im ausgehenden 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind.

Der Begriff des »Bildungsbürgers« kam erstmals in den 1920er Jahren als abwertende Zuordnung auf und wurde als Kritik an einer Bevölkerungsgruppe gebraucht, die ihre althergebrachten Vorrechte bewahren wollte, historisch allerdings als überholt angesehen wurde<sup>64</sup>. Das Bildungsbürgertum wurde also als eigenständige Gruppierung innerhalb der Bevölkerung wahrgenommen. Bereits seit etwa 1800 war »gebildet« als soziales Unterscheidungsmerkmal im Gebrauch. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde »gebildet« schließlich immer mehr mit »studiert« gleichgesetzt und die »Gebildeten« waren seitdem an Bildungspatenten zu erkennen, deren Besitz über die Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum entschied<sup>65</sup>.

Zur historischen Einordnung dieser Bevölkerungsgruppe muss die Frage gestellt werden, ob es

sich bei ihr um ein »Element der Sonderbedingungen des deutschen Modernisierungspfades<sup>66</sup>« handelt oder aber um eine Entität, die sich einer genauen Beschreibung und Verortung entzieht, obwohl der Begriff weitverbreitete Anwendung findet. Dieter Langewiesche gab in einem auf die Bürgertumsforschung zurückblickenden Artikel an, dass beide Aspekte zu Beginn der Tagungsserie des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte für möglich gehalten worden seien<sup>67</sup>. Die Tagungsteilnehmer rechneten also damit, dass zur »Ordnung der Wirklichkeit« entweder ein empirisch und historisch fassbarer Akteur und dessen Wirkungsmacht oder ein theoretisches Konstrukt erarbeitet werden könne. Zu Beginn der Tagungsreihe wurde die Bedingung ausgegeben, dass die »Existenz einer abgrenzbaren Sozialformation ›Bildungsbürgertum« stets »als Frage gestellt« werden müsse und »nicht als Annahme unterstellt« werden dürfe<sup>68</sup>. Am Ende dieser siebenjährigen Suche konnte man sich allerdings nicht auf ein gemeinsames Ergebnis einigen. Die »Wirklichkeit« entzog sich jenem »ordnenden Zugriff«. Jürgen Kocka zweifelte gar, ob man den Begriff »Bildungsbürgertum« überhaupt weiterhin verwenden dürfe<sup>69</sup>.

Dies lag zum einen an der »Tücke« des Untersuchungsobjekts, das weder als Sozialformation noch als Akteur eindeutig zu fassen ist. Darüber hinaus erschwerten die unterschiedlichen theoretischen Zugänge und Arten der Untersuchung die gemeinsame Ergebnisfindung<sup>70</sup>. Thomas Nipperdey äußerte die Hoffnung, dass man trotz der unterschiedlichen Herangehensweisen der Forscher möglicherweise auf einer »mittleren Ebene<sup>71</sup>« miteinander kommunizie-

<sup>64</sup> Siehe hierzu Engelhardt 1986, 188 f. Der Versuch der Bewahrung althergebrachter Vorrechte und die damit zusammenhängenden Konflikte sind außerdem Thema im Kapitel der vorliegenden Arbeit »Curtius als politisch aktiver Professor 1918–1928«.

<sup>65</sup> Langewiesche 2019, 47.

<sup>66</sup> Langewiesche 2019, 37.

<sup>67</sup> Langewiesche 2019, 37.

<sup>68</sup> Themen für die Behandlung des »Bildungsbürgertums«, Planungsgruppe Werner Conze, Jürgen Kocka, Reinhart Koselleck und M. Rainer Lepsius, Tischvorlage zur Tagung 17.–19.03.1983. Ordner 9, Protokolle Oktober 1982 bis März 1983. Archiv Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte, z.N. Langewiesche 2019, 37.

<sup>69</sup> Langewiesche 2019, 37.

<sup>70</sup> Eine der Fragen, die über den Forschenden schwebte, war, was überhaupt Sozialgeschichte sei? Hierbei ließen sich zwei Positionen unterscheiden. Auf der einen Seite herrschte die Auffassung, dass das Spezielle an der Sozialgeschichte in einem sozialökonomischen Bedingungsgeflecht liege, aus dem gesellschaftliche (auch intellektuelle) Phänomene hervorgingen. Beides müsse analytisch verbunden werden. Auf der anderen Seite, befürwortet u. a. von Koselleck, Lepsius und Nipperdey, stand die Ansicht, sozialökonomische Faktoren müssten keineswegs konstitutiv für Ideen sein. Sozialgeschichte – so Lepsius – sei die historische Analyse von sozialem Verhalten und schließe kulturelle Verhaltensnormierung mit ein. Somit sei Sozialgeschichte immer auch Kulturgeschichte, Langewiesche 2019, 38 und 41.

<sup>71</sup> Langewiesche 2019, 41.

ren könne. Diese zu erreichen, gestaltete sich jedoch als schwierig, denn innerhalb des Arbeitskreises herrschte keine gemeinsame theoretische Basis. Zu einem gemeinsamen Theorieverständnis wollte man durch den Nachweis gelangen, dass Bildungswissen tatsächlich in der Lage ist, eine Sozialformation namens »Bildungsbürgertum« zu konstituieren und eine Zeit lang zu stabilisieren, also der Frage nachzugehen, was »Bildung« für eine gesellschaftliche Funktion hat<sup>72</sup>. Werner Conze und Jürgen Kocka stellten in ihrem Band zu Bildungssystem und Professionalisierung fest, dass das Bildungsbürgertum durch Gemeinsamkeiten mit den »professionellen Berufsgruppen« aufweise<sup>73</sup>. Das bedeute, dass Ansprüche auf Status, Einfluss und Macht aufgrund von Bildungswissen gestellt wurden. Der zentrale Unterschied sei, dass Bildungswissen weiter gefasst werde als spezialisiertes Berufsgruppenwissen. Außerdem werde es in Bezug auf die Faktoren Status und Einfluss höher gewertet<sup>74</sup>.

M. Rainer Lepsius stellte zwei Hypothesen auf: Durch verschiedene Vergesellschaftungsprozesse werden – erstens – Mittelklassen bzw. -schichten zu »Bürgertum«. Innerhalb dieser Gruppe erfolgt dann eine weitere Ausdifferenzierung und es entsteht – zweitens – das »Bildungsbürgertum<sup>75</sup>«. Lepsius sah innerhalb des Bürgertums drei idealtypische Formationen: das Wirtschaftsbürgertum, das politische Bürgertum und das »Dienstleistungsbürgertum«. Das Bildungsbürgertum stufte er dabei als sich abhebenden Teil von Letzterem ein<sup>76</sup>. Im Arbeitskreis wurde dieses Modell übernommen, allerdings mit der Änderung, das Bildungsbürgertum als »ständische Vergesellschaftung<sup>77</sup>« zu definieren. Die Eigenheit des »Standes« Bildungsbürgertum bestehe aus dem »Besitz von Bildungswissen« und nicht aus »Beruf, Abstammung, Eigentum oder politischer und hierokratischer Macht.« Diese Form der Vergesellschaftung erzeuge nach innen Gleichheit, nach außen Abgrenzung. Einschränkend ist zu sagen, dass durch eine idealtypische Erfassung des Bildungsbürgertums noch keine Aussage darüber getroffen werden kann, ob das Bildungsbürgertum historisch überhaupt je als soziale Formation existiert hat. Es sollte also vorrangig geklärt werden, welcher Art das Bildungs-

wissen war, was dessen Inhalte waren und wie dieses Wissen von der Sozialformation funktionalisiert wurde: nach innen, um eben jene Gruppe zu konstituieren, sowie nach außen als Geltungs- und Legitimationsanspruch gegenüber der Gesellschaft. Außerdem sollte nach dem Begriff der »Lebensform« gefahndet werden, die jenen »Stand« forme und dazu diene, die Gruppe überdauern zu lassen, solange die sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen gegeben sind<sup>78</sup>.

Die soziale Bedeutung des »Ständischen« zeige sich, so Lepsius, in der Schließung der Heiratsmärkte, in der Beschränkung des sozialen Verkehrs auf Gleiche sowie in dem Versuch, privilegierte Erwerbchancen und -arten zu sichern oder gar ganz für die eigene Bevölkerungsgruppe in Besitz zu nehmen und dabei gleichzeitig andere auszuschließen<sup>79</sup>. Die Kalkulation von Heiratsoptionen sei eine der Grundvoraussetzungen für den Aufstieg des Bürgertums zur führenden Gesellschaftsschicht, da die Milieugrenze nach unten dadurch verschlossen werde<sup>80</sup>. Von besonderem Interesse ist die Situation, in die das Bildungsbürgertum durch jene Vergesellschaftung gerückt wurde. Es wurde zu einer Sozialformation, die auf eine ständische Existenz zielte, diese jedoch mithilfe von etwas zu sichern suchte, was nicht ständisch war: Bildungswissen. Durch die Berufung auf Bildungswissen als konstituierendem Element der Sozialformation wurde der ständische Geltungsanspruch untergraben. Der Versuch einer Institutionalisierung von Wertideen und deren Durchsetzung als Verhaltensnormen musste dadurch prekär sein.

Ebenso auf Lepsius zurückgehend und mit dem prekären Geltungsanspruch zusammenhängend ist die Gefährdung jener (und jeder) ständisch vergesellschafteten Gruppierung durch »technisch-ökonomische« Umwälzungen<sup>81</sup>. Die Monopolisierung von Gütern und Chancen muss damit notwendigerweise mit dem Anspruch der gerechten Verteilung – einem Grundprinzip moderner Demokratie – in Konflikt geraten<sup>82</sup>. Nicht ohne Grund kam jene pejorative Bezeichnung »Bildungsbürger« zum ersten Mal 1920 auf.

Ein anderer Ansatz, der der ständischen Vergesellschaftung gegenüberstand, war die von Friedrich Tenbruck erstmals ausgeführte »kulturelle Ver-

72 Langewiesche 2019, 42.

73 Conze – Kocka 1985, siehe auch Langewiesche 2019, 47.

74 Conze – Kocka 1985, 25.

75 Langewiesche 2019, 42.

76 Langewiesche 2019, 43.

77 Der Begriff »ständische Vergesellschaftung« stammt von Max Weber. Bei diesem kam allerdings der Begriff »Bildungsbürgertum« nicht vor. Siehe hierzu u. a. M. Weber 1980.

78 Langewiesche 2019, 43.

79 Lepsius 1993, 304.

80 Schulz 2005, 15.

81 Langewiesche 2019, 48.

82 Langewiesche 2019, 48 f.

gesellschaftung<sup>83</sup>. Bürgerliche Kultur sei also nicht »ständisch«, sie habe vielmehr ihre Macht gewonnen, weil man an ihr »gewollt oder ungewollt, direkt oder indirekt« teilnahm. Man verfehle den Kern des Bildungsbürgertums, wenn man nur dessen Alltag, Sitten und Lebensanschauungen untersuche. Es sei also nicht der »Reflex gewisser Strukturlagen« gewesen, sondern das »Ergebnis gewisser Kulturfragen<sup>84</sup>«. Divergierende Interessen und weltanschauliche Gegensätze innerhalb des Bürgertums wurden durch kulturelle Gemeinschaftsprojekte zusammengebracht<sup>85</sup>.

Der Vorteil von Tenbrucks »kultureller Vergesellschaftung« ist, dass das Untersuchungsobjekt nicht von vornherein auf ständische Qualifikation und Ansprüche reduziert oder auf »Modernitätsverweigerung« festgelegt wird<sup>86</sup>. Dieser Ansatz passte gut zur Ansicht Reinhart Kosellecks. Für ihn galt Bildung nämlich als »übersozial« und »überpolitisch«, wodurch sie sich der »ständischen« bzw. jeglicher sozialen Zuordnung entziehe. Bildung sei »sozial bedingt«, es sei also eine gewisse soziale Stufe notwendig, um sie zu erhalten, jedoch sei sie nicht »sozial radizierbar«, also sei es unmöglich, gesellschaftlichen Status in Bildung wurzeln zu lassen<sup>87</sup>. Bildung sei daher kein primär sozialer Begriff, sondern eine spezielle Verhaltensweise oder Wissensform, die »sich selbst induziere«. Koselleck gibt an, dass »Bildung« auf gewisse ökonomische und politische Voraussetzungen angewiesen, aus diesen jedoch nicht ableitbar sei. Außerdem habe Bildungswissen Anteil am »Herrschaftswissen«, sofern es als »Leistungswissen« eingesetzt werde, was die gesellschaftlich hohe Stellung und die Staatsnähe des Bildungsbürgertums erkläre. Bildung sei zwar ein »politischer Metabegriff«, auf den sich durch seine Anschlussfähigkeit alle Gruppierungen berufen können, die Allgemeinheit von Bildung sei jedoch nur formal der Fall, inhaltlich sei sie elitär<sup>88</sup>. Die bürgerliche Kulturhegemonie im Kaiserreich bedingte, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse weitgehend den Vorstellungen des Bürgertums entsprachen und daraus die Selbstauffassung

entstand, als intellektuelle Elite gleichsam »allgemeiner Stand« und »kulturtragende Klasse« zu sein<sup>89</sup>.

Der Begriff der »Lebensführung« ist im Zusammenhang mit »Bildung« schwierig zu verorten. Hauptsächlich wurde untersucht, welche Bedeutung Bildung für soziale Netzwerke und berufliche Karrieren hat. Lepsius und auch Nipperdey sprachen in diesem Zusammenhang von verschiedenen Abstufungen des Bildungsbürgertums<sup>90</sup>. Die Universität spielte eine gewichtige Rolle bei dieser Unterscheidung bzw. Abgrenzung. Die dort vergebenen Bildungspatente wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zur Grundlage des bildungsbürgerlichen Geltungsanspruches. Auch beim Begriff »Bildung« fand eine Ausdifferenzierung statt, und die wissenschaftliche Bildung galt – auch durch den universitären Anspruch – als deren höchste Form<sup>91</sup>. Der Brückenschlag zur Lebensführung wird dadurch geleistet, dass wissenschaftliche Bildung als Verhaltensform im Studium habituell eingeübt wurde<sup>92</sup>. Der dadurch entstehende normative Zwang hatte soziale Abstufung und Ausgrenzung zur Folge<sup>93</sup>. Die Forschungen zu den Begriffen »Lebensführung« und »Lebenswelt« sind selbst zutiefst geprägt vom Bildungsverständnis des sogenannten bürgerlichen Jahrhunderts<sup>94</sup>.

Die Erzählung des (Bildungs-)Bürgertums an der Schwelle zum bzw. im 20. Jahrhundert war auch immer eine von Niedergang und Auflösung. Lepsius' Konzept, das auf Max Webers »ständischer Vergesellschaftung« beruhte, ließ es von vorneherein als Auslaufmodell erscheinen<sup>95</sup>. Die Schockwellen des Jahres 1918 trafen das deutsche (Bildungs-)Bürgertum maßgeblich und bewirkten einen Wirklichkeitsverlust<sup>96</sup>. Das sei zwar extrem, aber keineswegs einzigartig gewesen, sondern vielmehr eine allgemeine Erscheinung der europäischen Nachkriegsordnung nach 1918<sup>97</sup>. Manfred Hettling stellt den »Schilderungen einer Götterdämmerung« – nach nicht zu bestreitenden Untergängen<sup>98</sup> – den Verweis auf die Expansion der Zivilgesellschaften in Europa nach 1945 gegen-

83 Tenbruck 1986, 263.

84 Langewiesche 2019, 49.

85 Schulz 2005, 13.

86 Langewiesche 2019, 50.

87 Koselleck 1990, 51.

88 Langewiesche 2019, 51.

89 Schulz 2005, 22.

90 Lepsius sprach von »Aktiv- und Passivbildungsbürgern«, während Nipperdey von »Kern« und »Rändern« bzw. »Zentrum« und »Peripherie« sprach. Langewiesche 2019, 53.

91 Langewiesche 2019, 53.

92 Langewiesche 2019, 53. Dies galt auch für Juden. Das Bildungsgebot ermöglichte es, in das Bürgertum auch auf der Ebene von Freundschaft und persönlicher Integration einzutreten. Siehe: Mosse 1990, 55.

93 Schulz 2005, 19.

94 Schulz 2005, 53.

95 Langewiesche 2019, 55.

96 Schulz 2005, 75.

97 Schulz 2005, 75.

98 Kriegsniederlage, Revolution und Krisenjahre 1918–1923, die Diktatur ab 1933 oder die zweite Kriegsniederlage 1945 und der Zivilisationsbruch der Shoah.

über<sup>99</sup>. Klaus Tenfelde stellt der Erzählung vom Niedergang entgegen, dass das Bürgertum letztlich bis zum Zweiten Weltkrieg – also auch über 1933 hinaus – eine unverändert hohe und machtvolle gesellschaftliche Position innehatte und Ansichten und Aspekte des Kulturpessimismus der Jahrhundertwende lediglich von der Forschung übernommen und wiederholt worden seien<sup>100</sup>. Niedergang und Auflösung waren demgemäß vor allem subjektive Wahrnehmung. Im Zusammenhang damit ist die »Lebenswelt« ein Konzept, das den Erfahrungs- und Handlungsraum sozialer Akteure nicht als objektive Realität, sondern als wahrgenommene »Umwelt« beschreibt<sup>101</sup>. In den 1920er Jahren, also einer Phase bürgerlichen Lagerdenkens, ging die bisher behauptete Kulturhegemonie verloren und trug dazu bei, dass sich »morbides Niedergangsbewusstsein« als »Lebenswelt« des Bürgertums verbreitete, das »Legendenbildung, bürgerliche Fluchtreaktion und letztlich militante Gegenwehr auslöste<sup>102</sup>«. Die Milieukonstanz litt, weil ein tiefer Einschnitt in die Bewusstseinslage zu einer labilen Klassensolidarität führte<sup>103</sup>. Dem »Verfall« und der »Auflösung« gegenüber werden Spuren der »Bürgerwelt« noch in der frühen Bundesrepublik ausgemacht<sup>104</sup>. Generell sei das Bürgertum (als Gesamtkonstrukt) im 20. Jahrhundert von der (sozialgeschichtlichen) Forschung eher vernachlässigt worden, zumindest im Vergleich mit dem Bürgertum im 19. Jahrhundert<sup>105</sup>.

Nicht zu vergessen sind mögliche konfessionelle Trennlinien innerhalb des Bürgertums. Der Fortbestand bürgerlicher Milieus war durch die nachlassende Kraft »transzendentaler Orientierungen« und der »Ausprägung säkularer Identitäten« gefährdet<sup>106</sup>. »Letztlich wurde, so ein Zwischenfazit der Forschung zum Verhältnis von Bürgertum und Religion, die Säkularisierung der Lebenswelt durch die Ausbildung sozialkultureller Milieus überlagert, in die sich das Bürgertum aufspaltete<sup>107</sup>«. Ideologische Gemeinsamkeiten kirchennaher und -ferner Milieus waren tragfähiger als die Trennlinien zwischen den Konfessionen innerhalb des Bürgertums<sup>108</sup>. Ein bürgerliches Lager anti-sozialistischer Überzeugungen bildete sich nach 1918 heraus<sup>109</sup>.

Weiterhin wurde in der Forschung der Frage nachgegangen, wie sinnvoll es sei, die Untersuchung des Bildungsbürgertums zu sehr von den anderen Gruppierungen wie dem Wirtschaftsbürgertum zu trennen. Die übliche kategorische Trennung von bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Lebenswelten verwische die sozialen Grundlagen der Entstehung des (Gesamt-)Bürgertums<sup>110</sup>. Bei der familien- und geschlechtergeschichtlichen Untersuchung von Rebekka Habermas fällt etwa auf, dass Wirtschafts- und Bildungsbürger des 19. Jahrhunderts kaum unterscheidbare Familiengeschichten aufwiesen<sup>111</sup>. Ihr Untersuchungszeitraum endet zwar 1850, doch ist die Frage nach der Sinnhaftigkeit der isolierten Untersuchung einer der beiden Gruppen im Hinblick auf bürgerliche Lebenswelten auch darüber hinausgehend gerechtfertigt.

Das Wirtschaftsbürgertum definiere sich über die Nutzung von Markt- und Kompetenzchancen, während das Bildungsbürgertum seine »ständische Qualifikation«, wie bereits beschrieben, aus dem Besitz von Bildungswissen ableite. Aus dieser Selbstdefinition resultiere die normative Bedeutung bürgerlicher Erziehung und Lebensführung und die daraus abgeleitete gesellschaftliche Führungsrolle der Bildungseliten. Das Prestige des Bildungsbürgertums sei aus dem Anspruch generiert, universale, gesamtgesellschaftliche Werte und Verhaltensorientierungen zu repräsentieren<sup>112</sup>. Dieser Führungsanspruch des Bildungsbürgertums und dessen Relevanz für das (Gesamt-)Bürgertum sowie die von der Forschung vorgenommene Aufteilung in zwei unterschiedlich sozialisierte Bürgergruppen wurden von Lothar Gall infrage gestellt. Er sieht im historischen Gebilde des »Bürgertums« eine Bevölkerungsgruppe, deren Mitglieder ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung vor allem ihrer individuellen Leistung und Initiative verdanken, die ständeübergreifend das Prinzip individueller Leistung und Qualifikation zum Hauptprinzip aller wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und geistig-kulturellen Ordnung in Abgrenzung zur geburtsständisch-korporativen Ordnung erheben wollten<sup>113</sup>. Klaus Tenfelde übt ebenso Kritik an einer »artificialen« Tren-

99 Jürgen Osterhammel spricht von einer »massiven Expansion«. Hettling 2019, 10.

100 Die ersten Versuche einer Fortschreibung der Geschichte des Bürgertums seien von kulturkritischer Skepsis getragen und Thomas Manns »Niedergangsparadigma« habe auf die Realgeschichte abgefärbt. Tenfelde 1994, 319 oder auch Tenfelde 2012, 276 ff. Siehe auch Gall 1989, 461 f.

101 Schulz 2005, 3.

102 Schulz 2005, 88.

103 Schulz 2005, 88.

104 Schulz 2005, 54.

105 Tenfelde 2012, 300.

106 Schulz 2005, 85.

107 Schulz 2005, 86.

108 Schulz 2005, 87.

109 Matthiesen 2000, 106–109.

110 Schulz 2005, 15.

111 Vgl. Habermas 2000.

112 Schulz 2005, 60.

113 Gall 1989, 22.

nung der beiden Gruppierungen, denn beide seien immer auch *Stadtbürger* gewesen<sup>114</sup>. Untersuchungen zu einzelnen Städten und zur bürgerlichen Vereinskultur des 19. Jahrhunderts verwiesen darüber hinaus immer wieder auf eine gemeinsame kulturelle Praxis von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum<sup>115</sup>. Diese gemeinsame kulturelle Praxis, aus der letztlich »Bürgerlichkeit« entsteht, zeigte sich über den innerstädtischen Kontext hinaus exemplarisch etwa beim Mäzenatentum<sup>116</sup>. Nur durch das Zusammenspiel der beiden Gruppierungen auf einer gemeinsamen Grundlage konnte entstehen, was am ehesten als bürgerliche kulturelle Praxis bezeichnet werden kann. Das Bildungsbürgertum stellte sein kulturelles Kapital zur Verfügung, um Förderziele zu formulieren, während das Wirtschaftsbürgertum sein ökonomisches Kapital nutzte, um die Förderung zu ermöglichen. Im Rahmen von Vortrags-, Fest- oder Musikabenden – der kulturellen Praxis – erzeugten die beiden Gruppen das Gemeinschaftsgefühl, das ein solches Zusammenspiel ermöglichte.

Pierre Bourdieu erarbeitete mit seinem Konzept des »Habitus« ein »Erzeugungsprinzip« sozialer Praxisformen, in dem sich kognitive und evaluative Schemata vereinen<sup>117</sup>. Der Habitus konzeptualisiert die Frage nach der soziologischen Relevanz des Individuums in dessen Eigenschaft als sozialem Akteur<sup>118</sup>. Kurz: Es ist eine Theorie zur Erzeugung von Praxisformen, die den Fragestellungen nachgeht, wie soziale Praxis erzeugt wird und wie soziale Akteure diese erkennen, erfahren und wahrnehmen. Die Grundannahme Bourdieus dabei ist, dass der soziale Akteur mit verschiedenen Anlagen ausgestattet ist, die für seine Praxis und sein Denken über die Praxis konstitutiv sind<sup>119</sup>. Damit ist eine gesellschaftliche Prädetermination gemeint, die das Handeln des Individuums bestimmt. Nicht der soziale Akteur ist also gesellschaftlich bestimmt, sondern dessen Habitus, wobei dieser nicht das ausschließliche Prinzip des Handelns des sozialen Akteurs darstellt, sondern nur eines neben verschiedenen anderen. Das Indivi-

duum handelt bei Bourdieu also nicht frei nach einem selbst gewählten Entwurf, sondern ist gesellschaftlich geprägt<sup>120</sup>. Jene gesellschaftliche Vorprägung zeigte sich auch bei den Exponenten der Bürgertumsforschung in den 1980er Jahren. Dieter Langewiesche stellt die durchaus plausible These vom »Gleichklang von Theorie und ererbtem bildungsbürgerlichen Familienwissen« auf. Weder Conze, Nipperdey, Koselleck, Lepsius noch Reinhart, die alle einen bildungsbürgerlichen Familienhintergrund hatten, dürften damit gerechnet haben, so Langewiesche, dass am Ende deren Suche möglicherweise nur der schwer fassbare »Wolpertinger<sup>121</sup>« als Resultat ihrer Forschungsbemühungen um das Bürgertum stehen könnte. Die Wissenschaftler gingen allesamt mit »familiär gestiftetem Vorwissen<sup>122</sup>« in die Forschungsprojekte, einer gesellschaftlich geprägten Prädetermination, die beinahe einer bourdieuschen »Illusion<sup>123</sup>« gleichkam, als dass die Wissenschaftler zu Beginn der Projekte ein Bild des Bürgertums vor Augen hatten, das auf ihren eigenen familiären (Lebens-)Hintergrund zurückzuführen war, das jedoch bei genauerer Betrachtung sehr viel schwerer bzw. kaum mehr fassbar wurde. Die »Geschichte und Genese« war also gleichsam »vergesen«, die davon ausgehende Prägung, also der konkrete, plastische, »fleischgewordene<sup>124</sup>« eigene familiäre Hintergrund, wirkte allerdings implizit gegenüber der Diffusion der analytischen Fassbarkeit weiter<sup>125</sup>.

Das Bürgertum als Gesamtkonstrukt ist nun trotz allen Zusammenwirkens keine durchweg heterogene Sozialformation. Bürgertum und bürgerliche Kultur ließen sich weder durch soziale Merkmale und ökonomische Grundlagen noch als »kulturelle Alltagspraxis« bestimmen, so Manfred Hettling<sup>126</sup>. Bürgerlichkeit überdauere durch soziale Praktiken, Bürgertum hingegen sei ein Ensemble sozialer Gruppen mit relativ klar von anderen Gruppierungen abgrenzbaren Wertorientierungen und Verhaltensmustern. Die Abgrenzung zu anderen Gruppierungen falle

114 Tenfelde 1994, 93.

115 Exemplarisch: R. Koch, Grundlagen bürgerlicher Herrschaft. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien zur bürgerlichen Gesellschaft in Frankfurt am Main (1612–1866) (Wiesbaden 1983) und R. Roth, Stadt und Bürgertum in Frankfurt am Main. Ein besonderer Weg von der ständischen zur modernen Bürgergesellschaft 1760–1914 (München 1996).

116 Etwa für die Stadt Frankfurt a.M. exemplarisch: Roth 1996, 580.

117 Schwingel 1995, 65.

118 Schwingel 1995, 59.

119 Schwingel 1995, 60.

120 Schwingel 1995, 61.

121 Langewiesche 2019, 37.

122 Langewiesche 2019, 44.

123 Bezieht sich Bourdieu auf die »Lebensgeschichte« als kohärentes Konstrukt, so lässt sich sein Postulat der »biographischen Illusion« vielleicht auch auf die Prädetermination der Wissenschaftler übertragen. Das »Wirkliche« (im Sinne von Alain Robbe-Grillet), das die Wissenschaftler zu erkennen glaubten, war bei genauerer Betrachtung »unzusammenhängend« und »ausgrundlos nebeneinander gestellten Elementen« zusammengesetzt. Bourdieu 1998, 77.

124 Langewiesche spricht von »familiärem Fleisch und Blut«, Langewiesche 2019, 44.

125 Schwingel 1995, 63.

126 Hettling 2000, 322.

bisweilen nicht so einfach aus, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Das »Bürgertum« solle, so Hettling, im Begriff der »Bürgerlichkeit« aufgehoben werden, um es terminologisch besser von homogen(er)en Gruppierungen wie der Arbeiterschaft oder dem Adel<sup>127</sup> abheben zu können. Das impliziert, dass die Abgrenzung zu anderen Gruppierungen eher diffus ist, was die Grenzziehung innerhalb des Bürgertums noch schwieriger erscheinen lässt. M. Rainer Lepsius sprach dahingehend bereits von verschiedenen Abstufungen und Unterschieden zwischen »aktivem« und »passivem« Bildungsbürgertum. Nipperdey ging in eine ähnliche Richtung, sprach aber von Kern und Rändern oder Zentrum und Peripherie, was fließende Übergänge besser beschreibe<sup>128</sup>. Geht man also beim Kern oder Zentrum des Bildungsbürgertums davon aus, dass es sich hierbei um die reinste, ja exemplarische (oder ideale) Form der Angehörigen dieser Gruppe handelt, so muss die Frage gestellt werden, wo der Rand oder die Peripherie und somit die Diffusion in andere Bevölkerungsgruppen (und umgekehrt) beginnt. Außerdem muss darüber nachgedacht werden, wie das Verhältnis zwischen Kern oder Zentrum und Rändern oder Peripherie ist, und, darauf aufbauend, auf den Unterschied zwischen den Begriffen »exemplarisch« (oder »ideal«) und »typisch« geschaut werden. Nimmt man an, dass ein geisteswissenschaftlicher Universitätsprofessor, der zudem über seinen Beruf hinaus die kulturelle Praxis, aufbauend auf dem Bildungskanon, ausübt, den Kern des Bildungsbürgertums darstellt, so ist man schnell bei einer zahlenmäßig weitaus größeren Gruppe der Peripherie, deren Angehörige dennoch als »typische« Vertreter gelten.

Das Problem, das sich bei der analytischen Herausstrennung des Bildungsbürgertums aus dem Gesamtkonstrukt ergibt, ist, dass der großen Gruppe der Peripherie die Diffusion in andere Bevölkerungsgruppen verwehrt wird und sie kontextlos verbleibt. Ist der adlige Offizier, der an Musikabenden teilnimmt und Klassische Archäologie studiert hat, ein Bildungsbürger oder ein Adliger?

Das gegenseitige Erkennen als »Kulturmenschen« sei es, was bürgerliche Selbstbeschreibung und soziale Praktiken als verbindliche kulturelle Werte und Verhaltenssysteme erscheinen lässt. Kocka gab dazu an, dass das Bürgertum wohl weniger als Klasse integriert sei als über ebenjene gemeinsame Kultur-

und Lebensführung<sup>129</sup>. Den diffusen Charakter dieser Integration brachte der Theologe Ernst Troeltsch nach dem Ersten Weltkrieg in seinen Ausführungen zum Begriff der »abendländischen« Bildung zum Ausdruck. Im Kern bestehe sie aus »drei alten Mächten«: dem antiken Humanismus, der christlichen Seelenwelt des Abendlandes und der nordisch-germanischen Geistesrichtung<sup>130</sup>, die eine in »anderthalb Jahrtausenden« gewachsene »Einheit des Heterogenen« bilde<sup>131</sup>. Es sollte sich also nicht um einen »künstlich« geschaffenen Bildungskanon, sondern um eine historisch gewachsene Grundhaltung handeln<sup>132</sup>.

Die auf dem Konzept der Lebenswelt beruhende Erforschung kultureller Praxis des Bürgertums gründet hauptsächlich auf der Betonung der heterogenen Lebenslagen seiner Teilgruppen. In der Forschung fällt die Bewertung jener Heterogenität äußerst gegensätzlich aus. Manfred Hettling plädiert etwa dafür, auf den Begriff des Bürgertums als analytische sozialhistorische Kategorie gänzlich zu verzichten, während Hans-Ulrich Wehler den amorphen Charakter mit dem Begriff »Sonderformation« herausstreichen möchte. Hettling und Wehler neigen dazu, die schwere Fassbarkeit des Bürgertums als Einheit analytisch hervorzuheben, den heterogenen Charakter also gleichsam zu betonen. Lothar Gall hingegen benutzt den Begriff bürgerlicher »Vergemeinschaftung« und sucht nach dessen Konstituierungsfaktoren, also nach den Faktoren, die verschiedene Gruppierungen unter dem Label »Bürgertum« vereinen. M. Rainer Lepsius tendiert in eine ähnliche Richtung wie Gall und postuliert, dass die ständische Vergesellschaftung von Interessen und Wertorientierungen mittelständischer Gruppen des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums eine »soziale Einheit« schaffe. Entfernt man sich also von jener »artificialen« Trennung der beiden Gruppierungen des Bürgertums, wird Kultur zu einem zusammenhaltenden Überbau und zum Identifikations- und Definitionsmerkmal vielfältiger bürgerlicher Teilgruppierungen, deren »postulierte Einheit bis dahin primär durch sozioökonomische Klassifikationen, nach der Position im Produktionsprozess und der daran geknüpften »Klassenlage« bestimmt worden war<sup>133</sup>.

Von den anderen sozialen Gruppen bleibe das Bürgertum durch die sozialen Abgrenzungsmerkmale wie Besitz und Bildung aber auch durch einen

127 Wobei auch bei diesen Gruppen die hier konstatierte Homogenität bei einem genaueren Blick vermutlich abnimmt.

128 Langewiesche 2019, 53.

129 Schulz 2005, 72.

130 Troeltsch 1919, 213.

131 Troeltsch 1919, 231.

132 Pöpping 2001, 54.

133 Schulz 2005, 72.

»universalen kulturellen Normierungsanspruch« unterscheidbar<sup>134</sup>. Der Normierungsanspruch im Sinne von Sendungsbewusstsein der eigenen Werte und Normen ist – und das muss hervorgehoben werden – allerdings der entscheidende Unterschied zu anderen Gruppierungen. Denn Bildung und Besitz sind keine sozial konstituierenden Faktoren. Zumindest formal sind sie allgemein, inhaltlich jedoch elitär<sup>135</sup>.

Die bisweilen schwere Fassbarkeit der historischen Sozialformation Bildungsbürgertum bleibt auch für die vorliegende Arbeit bestehen, wodurch auf Perspektiven und Fragestellungen besonders geachtet werden muss. Ändern sich diese, verschiebt sich auch die Ex- oder Inklusion bzw. ihre Position in der Zentrum-und-Peripherie-Sichtweise.

Die Sinnhaftigkeit einer analytischen Heraustrennung des Bildungsbürgertums aus dem Gesamt-konstrukt Bürgertum muss kritisch gesehen werden, denn die spezifische konstituierende Kulturpraxis

und somit die Zugehörigkeit wird nur durch das Zusammenspiel erreicht, obgleich es innerhalb des Bürgertums verschiedene Gruppen gibt. Die artifizielle Trennung ist ein möglicher Grund, warum es so schwer ist, die historische Gruppe zu erkennen, denn durch sie verbleibt das Bildungsbürgertum kontextlos.

Letztlich, so scheint es, ist eine Zuordnung zum Bildungsbürgertum auch deswegen schwierig, weil es sich um höchst subjektive Faktoren zwischen Zugehörigkeitsgefühl und Akzeptanz handelt, die durch kulturelle Praktiken hervorgerufen werden.

Hauptsächlich – so viel lässt sich vorab sagen – wird der Fokus in der vorliegenden Arbeit auf der Gruppe der Hochschulprofessoren und deren universalen kulturellem Normierungsanspruch oder Sendungsbewusstsein liegen. Diese befinden sich am ehesten im Zentrum der Bevölkerungsgruppe des Bildungsbürgertums.

134 Schulz 2005, 72.

135 Langewiesche 2019, 51.



# 3. Die Inszenierung von Kindheit und Jugend in »Deutsche und antike Welt« 1874–1893

»Aber so oft ich aus der Ferne die Allgäuer Alpen erblicke, packt mich Heimweh. Sie sind nicht ihr großartigster Teil. Aber mir sind sie gleichsam ihr Kern. Und mir ist, als säße in ihrem Innersten, wie in einer Höhle als Erdenmutter, weiter waltend, sorgend und seufzend die unvergeßliche Großmutter<sup>136</sup>.«

Eine der wichtigsten Quellen der vorliegenden Arbeit ist Ludwig Curtius' 1950 erstmals erschienenes autobiographisches Buch »Deutsche und antike Welt«, weil es erstens rückschauend fast den gesamten Untersuchungszeitraum umspannt, zweitens eindringlich das gesellschaftliche Klima der deutschen Nachkriegsgesellschaft nach 1945 widerspiegelt und drittens das Selbstverständnis und die Selbstinszenierung von Curtius offenbart<sup>137</sup>.

Das folgende Kapitel untersucht exemplarisch die Inszenierung der Kindheit in »Deutsche und antike Welt« und zeigt, worauf bei der Analyse zu achten ist und wie mit dieser Quelle in der gesamten vorliegenden Arbeit umgegangen wird. Rückschlüsse auf Kindheits- und Jugendbilder der bürgerlichen Gesellschaft im Kaiserreich zwischen 1874 und 1893 stehen nicht im Fokus, auch wenn diese Aspekte zur Sprache kommen werden<sup>138</sup>. Herausgearbeitet werden soll der Dreiklang der Konstruktion von »Deutsche und anti-

ke Welt«: die Auswahl, der Aufbau und die Kontextualisierung der einzelnen Episoden.

Verwendet wird im Folgenden der Begriff der Lebenserinnerungen, der neben den Begriffen Memoiren oder Autobiographie steht. Memoiren greifen einzelne Episoden von besonderer Bedeutung heraus, während Autobiographien versuchen, möglichst umfassend das ganze Leben in den Blick zu nehmen. Beide Gattungen gehen allerdings fließend ineinander über und lassen Trennschärfe vermissen. Deshalb soll der Begriff der Lebenserinnerungen der Mischform von »Deutsche und antike Welt« gerecht werden<sup>139</sup>. Mischform deshalb, weil Curtius in episodenhafter Form sein ganzes Leben in den Blick nimmt, den Endpunkt – seine »Entlassung« durch die Nationalsozialisten im Jahre 1937 – ganz bewusst wählt und ihn nicht vom eigenen Lebenslauf vorgeben lässt. Immerhin folgten Curtius' vorzeitiger Pensionierung im Jahr 1937 noch einige bewegte Jahre.

Wilhelm Dilthey (1833–1911) prägte in seinen vor allem an Autobiographien erprobten Untersuchungen zur geisteswissenschaftlichen Hermeneutik die Begriffe »Erleben«, »Ausdruck« und »Verstehen<sup>140</sup>«. Vor dem Hintergrund der Aussage Diltheys, die Autobiographie sei nah an den »Wurzeln allen geschichtlichen Auffassens<sup>141</sup>«, ist zu beachten, dass sie eine Form der Umsetzung von unmittelbarer Erfahrung

<sup>136</sup> Curtius, Welt (1950), 49.

<sup>137</sup> »Deutsche und antike Welt« erschien 1950 in Buchform, zwischen Mai 1948 und Januar 1949 aber bereits als Fortsetzungsroman in der Meraner Zeitschrift »Der Standpunkt«.

<sup>138</sup> Und auch wenn ein »Durchgriff« auf den hinter der autobiographischen Verarbeitung liegenden historischen Gehalt gelingen kann. Depkat 2017, 29.

<sup>139</sup> Carsten Heinze und Arthur Schlegelmilch gaben 2010 an, dass die Literaturwissenschaft mittlerweile dazu übergegangen sei, die Frage der »Gattung« eines Textes nur noch in historischem Kontext zu betrachten. Die derzeitige Tendenz sei eine »gattungsspezifische Verflüssigung«. Zunehmend werde von »autobiographischem Schreiben« gesprochen. Der Autobiogra-

phiebegriff wird somit zu einem sehr weiten Feld. Die vorliegende Arbeit soll hier nicht der Frage nachgehen, um welche Gattung es sich bei »Deutsche und antike Welt« aus literaturwissenschaftlicher Perspektive handelt, weswegen hier von »Lebenserinnerungen« die Rede sein wird. Siehe hierzu: Heinze – Schlegelmilch 2010, 167.

<sup>140</sup> Dilthey 1970, 235.

<sup>141</sup> Sie sei die zu »schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebensverlauf« und damit zusammenhängend sei die »Macht und Breite des eigenen Lebens, die Energie der Besinnung über dasselbe« die »Grundlage des geschichtlichen Sehens.« Dilthey 1970, 247.

in historische Reflexion darstellt<sup>142</sup>. Für Dilthey ist die Autobiographie ein Ordnungsvorgang, in dem die gesammelten Erfahrungen durch Kategorien wie »Bedeutung«, »Wert«, »Sinn« und »Zweck« erfasst und kontextualisiert werden<sup>143</sup>. Die »Bedeutung« spiele dabei eine zentrale Rolle, da sie die »eigenste Kategorie geschichtlichen Denkens« sei. Sie überwinde, so Dilthey, »das bloße Nebeneinander, die bloße Unterordnung der Teile des Lebens<sup>144</sup>.« Durch Bedeutung werden einzelne Erlebnisse auf ein Ganzes bezogen und aus der Beziehung zum Ganzen erhält das Erlebnis seine Bedeutung. Vergangenes und Gegenwärtiges (im Sinne der Erzählzeit) werden durch Bedeutung getrennt oder verbunden. Die Kategorie der Bedeutung ermöglicht es also, eine in der Rückschau konstruierte Sinneinheit zu erschaffen<sup>145</sup>. Die dadurch entstehende Kohärenz einer Lebenserzählung wird von Pierre Bourdieu infrage gestellt, da für ihn Lebensgeschichte als sinnhafte Abfolge von bedeutungsvollen Ereignissen – als Erzählung – eine »rhetorische Illusion« ist<sup>146</sup>.

Auf der theoretischen Ebene müssen zunächst verschiedene Zeit- und Handlungsebenen unterschieden werden. Die Hauptfigur – das Kind und der jugendliche Curtius – wird der erzählten Zeit zugeordnet und somit in den Lebenserinnerungen zum erzählten Ich<sup>147</sup>. Das erzählende Ich greift wiederum ordnend und gestaltend aus der Erzählzeit ein<sup>148</sup>. Weiterhin muss die Ebene der Erinnerungsarbeit unterschieden werden. Das zum Erzählzeitpunkt bestehende Selbstverständnis wird hier in der Erinnerungsarbeit mit dem Vergangenen konfrontiert. Das heißt, hier findet die wertende Arbeit des »Sich-Erinnerns« statt<sup>149</sup>. Zuletzt folgt die Ebene des Entwurfes, den das erzählende Ich nach der vorhergehenden Erinnerungsarbeit von sich selbst zeichnet. Sprachliche Gestaltung und literarische Verarbeitung formen hier das Vergangene zu einem Produkt, das über die Ebene des Vergangenen hinausweist und einen Beitrag zu etwas Zukünftigem leistet<sup>150</sup>. Dabei gilt es allerdings zu beachten, dass dem Akt des Erinnerns

in literarischer Form weitere komplexe intellektuelle und narrative Arbeitsschritte innewohnen, sodass es unmöglich ist, ein autobiographisches Dokument als reine Abbildung individueller oder kollektiver Erinnerung zu sehen<sup>151</sup>. Keinesfalls darf die Ebene des Entwurfes, auf der die Konstruktion oder die Inszenierung erfolgen, verwechselt werden mit dem (vergangenen) Erleben<sup>152</sup>. Außerdem sei darauf hingewiesen, dass die Identität zwischen erzählendem und erzähltem Ich für eine »Intimität des Verstehens<sup>153</sup>« sorgt, die es allerdings nicht ermöglicht, einen wie auch immer gearteten »Wahrheitsanspruch« abzuleiten. Denn die Erzählerin bzw. der Erzähler der Autobiographie ist nicht identisch mit der historischen Person der Autobiographin bzw. des Autobiographen<sup>154</sup>. Obwohl also Erleben, Ausdruck und Verstehen von derselben Person vollbracht werden, kann die Diskrepanz zwischen Erleben und Reflexion nicht überwunden werden<sup>155</sup>. Dies gilt es zu beachten, wenn die Autobiographie als historische Quelle herangezogen wird.

Das Verständnis von »Leben« ist in autobiographischer Literatur eines von Entwicklung, Fortschritt und stetiger Erweiterung auf gefühlsmäßiger, intellektueller, materieller oder anderer Ebene. Das Leben wird in Form einer Geschichte organisiert und läuft chronologisch und logisch ab, vom zeitlichen und örtlichen Anfang bis zu seinem »Ende, das auch ein Ziel ist<sup>156</sup>.« Die autobiographische Literatur ist daher meist darauf ausgelegt, eine solche Entwicklung aufzuzeigen, also die Ausformung der Persönlichkeit des »erzählenden Ichs« darzulegen<sup>157</sup>. Typische Erinnerungsbilder, die exemplarisch ausgewählt werden, sollen dabei die Entwicklungslinie deutlich machen. Es entsteht somit eine Erzählung, die verschiedene Etappen in der Entwicklung des Individuums abschreitet, um am Ende in einem abschließenden und umfassenden Selbstverständnis des erzählenden Ichs zu münden<sup>158</sup>. Insofern erscheint es auch aus der Sicht des Autobiographen notwendig, sich der bourdieuschen Illusion hinzugeben und das eigene Leben

142 Depkat 2007, 24. An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, dass vor dem Begriff der Erfahrung noch der Begriff des Erlebnisses vorgeschaltet werden muss. Das Erlebnis ist die »unmittelbare Aufnahme der Wirklichkeit« und gilt als Voraussetzung für den Begriff der »Erinnerung« bzw. hier »Erfahrung«. Bis zur Autobiographie erfolgen also letztlich 3 Schritte: das Erlebnis, die Sinnstiftung und die daraus erwachsende Erfahrung und zum Schluss jene »historische Reflexion«. Siehe hierzu: Hettling 2009b, 638.

143 Dilthey 1970, 248.

144 Dilthey 1970, 249.

145 Depkat 2007, 25.

146 Bourdieu 1998, 77.

147 Ragettli 1983, 5.

148 Ragettli 1983, 5.

149 Ragettli 1983, 6.

150 Ragettli 1983, 6.

151 Depkat 2008, 296.

152 Ragettli 1983, 7.

153 Ragettli 1983, 7.

154 Depkat 2017, 31.

155 Ragettli 1983, 7.

156 Bourdieu 1998, 76.

157 Ragettli 1983, 9.

158 Ragettli 1983, 9.

als sinnhaft-kohärente Erzählung darzustellen, denn es muss die Frage gestellt werden, inwiefern Selbstverständnis ohne Sinnhaftigkeit entstehen kann. Dies kann in verschiedenen Abstufungen geschehen. Ein Selbstverständnis mit diversen Fragezeichen – also der Hinterfragung einzelner Ereignisse auf dem Strang der Lebenserzählung – erscheint möglich und es kann trotzdem Sinnhaftigkeit herrschen.

Dabei nimmt die Kindheit eine besondere Rolle ein, denn trotz vorherrschender Altersperspektive kann sie eine gewisse Autonomiestellung in der autobiographischen Erzählung behaupten. Meist sollen in der Schilderung der Kindheit nicht nur prototypische Erinnerungen verarbeitet, sondern auch das Lebensgefühl einer bestimmten Zeit vermittelt werden. Die autobiographische Darlegung der Sozialisationsphase der kindlichen Entwicklung schafft darüber hinaus Voraussetzungen, die Erleben und Handeln auch in späterer Zeit steuern können. Die Erinnerungen an die Kindheit deuten in dem Fall auf spätere Gefühls- und Handlungsmuster hin und tragen zu deren Deutung bei<sup>159</sup>. Zum Lebensgefühl der Gymnasiasten zwischen 1870 und 1918 finden sich im vierten Band des »Handbuchs der deutschen Bildungsgeschichte« einige Abschnitte, die unter anderem auf Autobiographien als Quellen beruhen. »Die Gymnasiasten der Vorkriegszeit nahmen selbst den Kampf mit der Schule kaum auf, eher flüchteten sie aus ihr, indem sie zwar ihr Pensum erfüllten, aber zugleich in eigenen, anderen, von Erwachsenen unverstandenen Welten lebten<sup>160</sup>.« Das spiegelt einige der vor dem Ersten Weltkrieg kursierenden bildungsbürgerlich-jugendbewegten Topoi wider, die in der wilhelminischen Zeit Teil der bürgerlichen Erzählung von »verkrusteten Verhältnissen« waren, die durch die »Stahlbäder« von 1914 hinweggewaschen werden sollten. Ähnlich verträumte Szenen, in denen Curtius sich von der Schule ab- und einer bildungsbürgerlich-geistigen Welt zuwendet, finden sich auch in »Deutsche und antike Welt«. In einer Lateinstunde in der zehnten Klasse (Untersekunda) habe der »strenge, aber auch gütige« Lehrer Pater Labhardt plötzlich vor Curtius gestanden. »Da ich mir keiner Schuld bewußt war, blickte ich ihn ebenso unverwandt an, bis er plötzlich auf mich losschalt: ›Wollen Sie endlich einmal aufhören, Sie unverbesserlicher Träumer!‹ Ich wußte gar nicht, was er wollte, denn ich hatte schon eine Weile lang, mir selber unbewußt nur in mich hineinhorchend, die Themen des cis-moll Walzers von Chopin

laut vor mich hingesummt und auch nicht aufgehört, während er da vor mir, mich fixierend, stand<sup>161</sup>.« Die Folge für den jungen Ludwig war Arrest. Ihren Weg in die Lebenserinnerungen von 1950 fand diese Episode durch eine bewusste Auswahl Curtius', um ein bestimmtes Bild von sich zu zeichnen. Die Erwähnung des cis-moll Walzers offenbart die Bildungsebene, das Träumerische, das vergeistigte Aufgehen in der Bildungswelt. Wie Curtius die Inszenierung gestaltete, sei im Folgenden dargelegt.

Ludwig Michael Curtius wurde am 13. Dezember 1874 in Augsburg als Sohn des Arztes Ferdinand Curtius (1844–1919) und der Therese Curtius (1855–1939), geb. Göhl, geboren. Er wuchs in Augsburg auf, wo er später das Benediktinergymnasium bei St. Stephan besuchte. Große Teile seiner Kindheit und Jugend verbrachte er im allgäuischen Hindelang bei seiner Großmutter mütterlicherseits, die er, meist zusammen mit seiner Mutter, über mehrere Wochen im Jahr besuchte. Damit beginnt Curtius seine Lebenserinnerungen. Die Kindheit in »Deutsche und antike Welt« teilt Curtius auf in die Abschnitte »Hindelang und die Großmutter« und »Augsburg, Schule und Gymnasium«.

Das erste Kapitel »Hindelang und die Großmutter« beginnt mit dem Satz »Meine ersten Lebenserinnerungen reichen weit zurück<sup>162</sup>.« Diese Eröffnung hat gleich zwei Funktionen: Zum einen dient sie als Grundstein dafür, dass das nun Folgende von der Leserschaft nur noch schwerlich infrage gestellt werden kann und die Autorität des erzählenden Ichs unterstrichen wird<sup>163</sup>. Zum zweiten – und das ist ein Effekt, der sich beim weiteren Lesen rückwirkend durch diesen Satz einstellt – wird die Kindheit und somit die gesamte geschriebene Erinnerung ab diesem einleitenden Satz ausnahmslos in das Selbstverständnis von Curtius integriert<sup>164</sup>. Leerstellen oder Fragezeichen bleiben nicht zurück. Dies gilt für Curtius selbst und wird an die Leserschaft weitergereicht, denn er selbst hinterfragt in seinen autobiographischen Texten nichts. Unterstrichen wird die Einbeziehung der Kindheit in das eigene Selbstverständnis an späterer Stelle noch einmal in besonderem Maße: »Ich möchte behaupten, daß unsere grundlegenden Begriffe von Menschenkenntnis und -erfahrung sich in allererster Kindheit bilden, weil wir später nie wieder so naiv, so offen aufmerksam und zugleich so nachdenklich auf alle äußeren Eindrücke reagieren, die wir in dem Egoismus der

159 Ragettli 1983, 10 f.

160 Diese Topoi treffen natürlich bis zu einem gewissen Grad auf jede Jugendgeneration zu. Berg 1991, 126.

161 Curtius, Welt (1950), 95.

162 Curtius, Welt (1950), 7.

163 Ragettli 1983, 27.

164 Ragettli 1983, 27.

menschlichen Natur nur auf uns selbst beziehen und aus denen wir allmählich unsere eigene Persönlichkeit in Ein- und Mißklang mit der Welt aufbauen<sup>165</sup>.« Die Brücke, die Curtius hier von der Gegenwart der Erzählzeit in die Vergangenheit zur erzählten Zeit schlägt, betont die Kontinuität, die er in seiner Charakterentwicklung sieht. Diese kontinuierliche Entwicklung ist allerdings nicht unbedingt als ungewöhnlich hervorzuheben. Jedwede (auto-)biographische Erzählung ist – in verschiedenen Graden und Abstufungen – vornehmlich von dem Ziel geleitet, Sinn zu ergeben. Gleichzeitig in Zukunft und Vergangenheit blickend, sollen Logik, Konsistenz und Konstanz entstehen<sup>166</sup>. Dahingehend ist in Curtius' Fall der hohe Grad dieser drei Aspekte zu unterstreichen, weil »Deutsche und antike Welt« eine besonders stringente Erzählung von der Kindheit bis zum Selbstverständnis des erzählenden Ichs darstellt.

Eine weitere Disposition, die gleich auf den ersten Seiten des Buches hervorsticht, ist die heitere Grundstimmung der Erzählung, die den gesamten Text hindurch aufrecht erhalten wird. Die erste Episode, die Curtius schildert, handelt von einem Spaziergang mit dem Großvater durch das Dorf Hindelang zu einem nahen Bachlauf. Die Erwachsenen, die er unterwegs getroffen habe, hätten ihn bestaunt, weil er schon so weit laufen könne. Er »erinnere« sich »ihrer gut<sup>167</sup>« – wiederum eine Versicherung für das Kommende, die eine Hinterfragung unmöglich macht. Der Großvater habe am Bachlauf dem Hund einen Stock in das schnell fließende Wasser geworfen. Dieser sei hinterhergesprungen und abgetrieben worden, woraufhin der kleine Ludwig in größte Sorge verfallen sei. Der Großvater habe ihn getröstet und schon kurze Zeit später sei der Hund ans Ufer gelangt, habe den Ast apportiert und einen erneuten Wurf eingefordert<sup>168</sup>. Die Sorge erfuhr eine glückliche Wendung. Gustav Ragettli, der in seiner Arbeit zu verschiedenartigen Erzählansätzen in Autobiographien auch »Deutsche und antike Welt« untersuchte, stellt dazu fest, dass das gesamte Buch ein »heiter erlebendes« erzählendes Ich durchziehe, das alles »mit Intensität und (Ur-)Vertrauen« rezipiere<sup>169</sup>.

Trotzdem ist auch von Krisen und möglicherweise Brüchen die Rede, doch werden diese in der Erzäh-

lung enorm abgeschwächt oder dienen in einer kontrastierenden Weise als weitere Hervorhebung der positiven Grundstimmung. Unter Vorgriff auf seine Studienzeit beschreibt Curtius etwa seine Rückkehr nach Hindelang im Sommer 1895. Er sei »überreizt« von zwei Berliner Semestern angereist und habe sich im »Labyrinth der deutschen idealistischen Philosophie verirrt«. Außerdem habe er in Berlin viel von der »Nachtseite« des Lebens gesehen, viel Nietzsche gelesen<sup>170</sup>. All dies habe zu einer Existenz- und Lebenskrise geführt, auf deren Höhepunkt Curtius sogar Suizidgedanken gehegt habe: »Ich stieg, immer über die gleichen Rätsel brütend, auf die Berge mit der Absicht, diesem qualvollen Leben des Scheins ein Ende zu bereiten, was am besten durch einen Sturz von der Felswand herbeizuführen war.« Aber »während ich da im Mondlicht traurig auf einem Gipfel lag, umsprang mich das heitere Tier [sein Dackel], machte sich geschäftig und bezeugte mir seine Liebe. Es lebte nicht in einer Welt des Scheins, sondern in einer wirklichen.« Durch den Hund sei er allmählich wieder genesen<sup>171</sup>. Diese offenbar tiefe Lebenskrise stellt in der Erzählung keinen Einschnitt dar, der die positive Grundstimmung beeinträchtigt. Durch ihre vergleichsweise simple Auflösung – die Genesung durch den gütigen Hund – wird ihr die Schärfe genommen und erscheint sie beinahe belanglos. Transportiert wird mit dieser Episode allerdings eine Erzählung von Bildung, da der Auslöser nicht auf der »weltlichen« Ebene zu verorten ist. Curtius geriet in diese Krise durch die Lektüre idealistischer Philosophie und Nietzsches, nicht etwa durch Krankheit oder Liebe<sup>172</sup>.

Die Erzählung im Lichte von Bildung ist das zentrale Element in »Deutsche und Antike Welt«, was vom Aufbau des gesamten Buches bis in die Struktur der Schilderung einzelner Episoden zu beobachten ist. Augenfällig bei Curtius ist eine dem klassischen Bildungsroman ähnelnde Gliederung der neun Kapitel von »Deutsche und antike Welt«. In den 1950er Jahren wurde der ideale Bildungsroman, fußend auf Goethes Roman »Wilhelm Meister«, in die drei Teile »Jugendjahre«, »Wanderjahre« und »Läuterung« unterteilt<sup>173</sup>. In »Deutsche und antike Welt« entfallen drei Kapitel auf die Jugend- sowie drei Kapitel auf die

165 Curtius, Welt (1950), 66.

166 Bourdieu 1998, 76.

167 Curtius, Welt (1950), 7.

168 Curtius, Welt (1950), 7.

169 Ragettli 1983, 26.

170 Curtius, Welt (1950), 47.

171 Curtius, Welt (1950), 47 ff.

172 Die Selbstmordkrise aufgrund einer Liebesbeziehung kann ganz im goetheschen Sinne natürlich ebenso ein bildungsbürgerlicher Topos sein.

173 Diese Gliederung wurde von Hans Heinrich Borchardt erarbeitet [und geht sogar auf die 1940er Jahre zurück]. Selbmann 1994, 20.

Wanderjahre<sup>174</sup> – Kapitel IV<sup>175</sup> integriert diese Bezeichnung sogar in seinen Titel. Eine bewusste Anlehnung an jene Struktur ist bei der wichtigen Rolle Goethes in Curtius' Leben nicht von der Hand zu weisen.

Bei der Strukturierung der einzelnen Episoden wird die Bildungsdimension ebenfalls deutlich, denn Curtius als erzählendes Ich greift immer wieder in die erzählte Zeit ein und fügt den dort verorteten Erinnerungsbildern den gebildeten Hintergrund aus der Erzählzeit hinzu. Als Curtius etwa vom Gasthof seines Großvaters erzählt, beschreibt er: »Die Wirtschaft selbst muß etwa um 1790 gebaut worden sein. Ihr ganzes altes Mobiliar war teils spätes Rokoko, teils Empire. Die Tradition des Hauses war viel mehr achtzehntes Jahrhundert als neunzehntes<sup>176</sup>.« Auf diesen kunsthistorischen Exkurs folgt die Schilderung, wie er als Kind auf dem Heuboden gespielt habe. Noch deutlicher wird jene Bildungsdimension, wenn sie bewusst in Verbindung mit der Gegenwart, also mit der fertig ausgebildeten Persönlichkeit gebracht wird<sup>177</sup>. Aus Augsburg schildert er: »Wenn ich mit dem Kinderwagen herumgefahren wurde, wobei ich also höchstens drei Jahre alt war, wünschte ich im stillen, freilich ohne das Ziel bezeichnen zu können, zu einem bestimmten Hause, das heute noch steht, gefahren zu werden. Es ist ein langweilliger Bau in schlechten spät-klassizistischen Formen unten am ›Graben‹, in der Nähe der ›Schwedenstiege‹. Aber seine Wände waren mit Renaissanceornamenten schwarz auf hellem Grund bemalt, deren klare Regelmäßigkeit mir gefiel<sup>178</sup>.« Doch nicht nur die Bildungsdimension wird hier deutlich, sondern auch die typische Struktur einer einzelnen Episode. Zuerst kommt die Beschreibung, in der das Kind zu einem bestimmten Ziel gefahren werden möchte. Dann folgt die Auflösung, warum das Kind dorthin gefahren werden möchte. Es möchte die schönen Renaissance-Ornamente sehen. Zuletzt wird die der Leserschaft keinen Interpretationsspielraum lassende Deutung direkt mitgeliefert: »So früh offenbart sich das Gesetz der Individualität<sup>179</sup>.« Ganz im Sinne der stetigen Entwicklung wird auch hier ein Baustein in das in der Erzählzeit »fertige« Selbstverständnis zum Abfassungszeitpunkt integriert. Es wird eine ohne Umwege ablaufende Kontinuität erzeugt, die vom dreijähri-

gen Curtius bis in die Gegenwart der Erzählzeit reicht und schon im Kindesalter auf hohem Niveau beginnt. Das ästhetische Empfinden wird als angeboren inszeniert.

Diese Struktur findet sich in »Deutsche und antike Welt« auch in umgekehrter Reihenfolge. Der Schilderung einer Episode wird die dadurch hinzugewonnene Charaktereigenschaft – also letztlich die Erklärung des erzählenden Ichs – vorgelagert. Curtius' Vater habe ihn öfter in die Obhut des Vaters seines Kindermädchens gegeben, da sein Erziehungsgrundsatz lautete, man müsse Kinder bereits früh an den Umgang mit dem »einfachen Volke« gewöhnen. Der Vater jenes Kindermädchens sei, von Durst geplagt, mit dem Brüderpaar Curtius in eine Bierwirtschaft eingekehrt, wo lautes Gelächter herrschte, das das Kind verschreckte. Diesem Abschnitt vorgelagert ist der erklärende Satz: »In die gleiche früheste Kindheit zurück geht auch meine Empfindlichkeit für soziale Unterschiede.« In späterer Zeit – als Mitglied des Nationalsozialen Vereins und der Deutschnationalen Volkspartei – wurde die soziale Frage und die Integration der Arbeiterschaft zu einem seiner politischen Hauptanliegen. Außerdem sei aus dieser Begebenheit eine Abneigung gegen solcherlei Trinkgelage entstanden<sup>180</sup>.

Nachfolgend schildert er eine weitere Erziehungsmaxime seines Vaters, die er passend in die Gesamt-erzählung seiner (Bildungs-)Entwicklung einfügt. Vorangestellt wird, dass diese »ebensowenig Erfolg« gehabt habe, wie die Episode der »bayerischen Biergemütlichkeit<sup>181</sup>«. Spaziergänge mit dem Vater seien eine außerordentliche Besonderheit gewesen. »Mit dem lieben Gott selbst spazieren zu gehen, hätte keine höhere Ehre bedeuten können<sup>182</sup>.« Das erzählende Ich flicht nun aus der Rückschau das Wissen ein, weswegen solche »botanischen Ausflüge« mit dem Vater jedoch kein Vergnügen waren. Dieser habe immer einen Band von Rousseaus »Émile« in einer »reizenden französischen Oktavausgabe« dabei gehabt<sup>183</sup>. Zu Rousseau gehöre, so Curtius, nicht nur die Hingabe an die Natur, sondern auch der Grundsatz, Hunger und Durst seien stoisch zu ertragen. Der Vater erlaubte auf den langen botanischen Ausflügen, bei denen bis auf die lateinischen Pflanzennamen kein Wort

174 Außerdem drei Kapitel auf seine Zeit als Professor – die »Meisterjahre«. Eine Läuterung bleibt bei Curtius allerdings aus.

175 Kapitel IV: »Erste archäologische Lehr- und Wanderjahre. Politik.«

176 Curtius, Welt (1950), 10.

177 Die temporale Struktur einer Autobiographie ist hochkomplex, da sie Texte und Äußerungen umfasst, die aus verschiedenen Zeitebenen und -schichten stammen. Depkat 2008, 296.

178 Curtius, Welt (1950), 53.

179 Curtius, Welt (1950), 53.

180 Curtius, Welt (1950), 54.

181 Beide Zitate Curtius, Welt (1950), 54.

182 Curtius, Welt (1950), 55.

183 Curtius, Welt (1950), 55.

gesprochen wurde, demgemäß keinen Schluck Wasser für das dürstende Kind<sup>184</sup>.

Die Deutung der Episode, die der Kommentar des erzählenden Ichs am Ende des Abschnittes liefert, eröffnet zwei gegenüberliegende Pole. Dem jungen Curtius widerstrebt das Herunterbeten lateinischer Pflanzennamen. Er interessierte sich für deren Schönheit, denn »damals wie heute schienen sie mir wunderbar geheimnisvoll, und ich hätte gerne von diesem Geheimnis etwas erfahren<sup>185</sup>.« Curtius eröffnet dem Lesepublikum hier die Dimension von künstlerischer Ästhetik und Mystik, was die Art der Bildung unterstreicht, um die es in dieser – seiner – Erzählung geht. Vom stumpfen Auswendiglernen der lateinischen Pflanzennamen, die er mit »am Gaumen klebender« Zunge aufsagen musste, geht in diesem Fall die kontrastierende Wirkung gegenüber der Leichtigkeit der Mystik der Pflanzen aus<sup>186</sup>. Um absolut sicherzustellen, dass das Lesepublikum diese Hervorhebung jener künstlerisch-ästhetischen Dimension – die einer naturwissenschaftlich-technischen gegenübersteht – erfasst, schließt Curtius die Episode mit der Erklärung, dass dieses Erlebnis zu einer »Abneigung gegen die Naturwissenschaften« geführt habe, »die später auch eine Einsicht in ihre Großartigkeit nicht verhindern konnte<sup>187</sup>.« Dahingehende Kategorisierungen zwischen »künstlerisch« und »technisch« finden sich wiederholt in den Lebenserinnerungen mit der steten Hervorhebung, dass Curtius der künstlerischen »Kategorie« zuzuordnen sei. Die Wendung der »Einsicht in ihre Großartigkeit« streicht zuletzt heraus, dass Curtius sich auch auf dieser Ebene durchaus den Gebildeten zurechnete, seine Hauptinteressen jedoch in anderen Bereichen zu finden waren. Es gilt zu beachten, dass diese Episode keinesfalls als negativer Bericht aus seiner Kindheit zu interpretieren ist. Auch wenn das »Erlebnis« an sich eher negativ ist – Durst und endloses Auswendiglernen – so wird dadurch dennoch eine bereits in der Kindheit vorhandene positiv bewertete Charaktereigenschaft der vollständig ausgebildeten Persönlichkeit des erzählenden Ichs hervorgehoben – das künstlerisch-ästhetische Wesen.

Nach dem gleichen Schema ist die darauf folgende Episode aufgebaut, diesmal allerdings mit der auf po-

sitivem Wege in den Charakter integrierten Wendung der durch den Vater herbeigeführten »allerersten Verbindung mit der neueren Geschichte« im Alter von noch nicht ganz sieben Jahren 1881<sup>188</sup>. In einem Zelt auf dem Jahrmarkt in Augsburg, auf den der Vater ihn mitnahm, wurde die Ermordung des Zaren Alexanders II. dargestellt. »Dieses schreckliche Bild erregte mein Interesse an russischer Geschichte, das ich nie verloren habe<sup>189</sup>.« Aufbau und Schilderung der Bildungsdimension dienen nicht nur der Selbstkonstruktion Curtius' als Bildungsbürger. Für das Lesepublikum liefern die Kindheitskapitel darüber hinaus Identifikation, denn die Autobiographien des 19. und 20. Jahrhunderts dienten dem Leser als »verzeitlichte Identifikationsentwürfe<sup>190</sup>.« Identität dient hier als breit angelegtes Spektrum »zur Vorstellung von Ich, Gesellschaft und Welt<sup>191</sup>.« Sie schafft ein Verhältnis zwischen Curtius' Selbst- und des Lesepublikums Fremddefinition. Dies gilt zwar für die gesamte Autobiographie, für die Kindheit allerdings im speziellen Maße, da dort neben prototypischen Erinnerungen auch meist ein gewisses Lebensgefühl vermittelt werden soll, das auch von Curtius hervorgehoben wird.

Das Hervorheben des Lebensgefühls offenbart darüber hinaus, wer für Curtius das imaginierte Lesepublikum war, nämlich die gebildete Elite. Von einer Italienreise während seines Studiums berichtet er: »Nachher folgten ein paar Tage an den paradiesischen Ufern des Comer Sees und in Mailand, die ich nicht zu beschreiben brauche, weil jeder Leser dieser Erinnerungen sie ähnlich erlebt hat<sup>192</sup>.« Autobiographien wie »Deutsche und antike Welt« sollten auch als narrative Texte untersucht werden, so der Historiker Volker Depkat. In der Literaturwissenschaft<sup>193</sup> ist die Erzählung eine besondere Form der Redekommunikation, die im Prozess des Erzählens eine eigene Welt aufbaut<sup>194</sup>. Der Text der Autobiographie kann als Sprechakt angesehen werden, dessen Ziel es ist, eine kommunikative Beziehung zu einem imaginierten Publikum herzustellen<sup>195</sup>. Jener imaginierten Leserschaft lässt Curtius auch in der damit verbundenen Selbstcharakterisierung wenig Spielraum: »Blicke ich auf meine eigene Entwicklung zurück, die ich als individuelle hier gar nicht wichtig nehme, sondern

184 Curtius, Welt (1950), 55.

185 Curtius, Welt (1950), 55.

186 Curtius, Welt (1950), 55. Diese »Blumenverehrung mystischer Art« findet sich nochmal an späterer Stelle als eigene Episode auf Seite 69.

187 Curtius, Welt (1950), 55.

188 Curtius, Welt (1950), 55.

189 Curtius, Welt (1950), 56.

190 Depkat 2007, 26.

191 Depkat 2007, 27.

192 Curtius, Welt (1950), 114.

193 Genauer: der Narratologie / Erzähltheorie.

194 Depkat 2017, 31.

195 Depkat 2017, 32.

nur als typische<sup>196</sup> schildere, so war das gotisch mystische, religiös asketische, geistig gegensinnliche, auch schwäbisch einsam weltflüchtige Element in ihr so stark, daß dieses, um mich nicht ganz zu verzehren, der ausgleichenden Wirkung des Klassisch-Humanistischen bedurfte<sup>197</sup>. Weiter heißt es »Im Grunde hat jeder junge Deutsche« – und hier ist auch der implizite Leser<sup>198</sup> miteinbezogen, der an der ein oder anderen Stelle jenen Weg beschritten hat – »den gleichen Weg wieder zu gehen, den vor ihm, ohne daß er es weiß, die großen Ahnherrn seiner Bildung, Winkelmann und Lessing, Hamann und Herder, Schiller und Goethe gegangen sind<sup>199</sup>.« Als imaginierte Leserschaft hat Curtius also den exemplarischen humanistisch gebildeten Deutschen vor sich, der ein spezifisch humanistisches und ein spezifisch »deutsches« Element in sich vereint.

»Deutsche und antike Welt« ist eine Bildungserzählung, die an andere Gebildete<sup>200</sup> adressiert ist.

Durch die behauptete Kontinuität einer stetigen Entwicklung ohne maßgebliche Brüche oder Irrwege der Entwicklung entsteht ein seltsam eintöniges Bild. Curtius' Selbstinterpretation wird in unmittelbarer Weise dem Lesepublikum präsentiert. Die Kindheitskapitel erfüllen hauptsächlich die Funktion einer Vermittlung von Lebensgefühl an das Lesepublikum, sowie die Beschränkung dessen Interpretationsspielraumes. In den späteren Kapiteln der Lebenserinnerungen wird die Perspektive der Bildungserzählung noch erweitert und es halten etwa politische Ansichten Einzug, die nach der hier dargelegten Struktur dem Leser vermittelt werden. Im Folgenden gilt es, die unter Curtius' Eigeninterpretation verborgenen möglichen Lesarten herauszuarbeiten. In Autobiographien werden zu schildernde Episoden nach Diltheys Kategorie der »Bedeutung« ausgewählt und die vergleichende Perspektive mit anderen Quellen ermöglicht es, diese über die Autobiographie hinaus einzuordnen.

**196** Der Großteil der Selbstdarstellung von Curtius ist auf Originalität ausgelegt und so wird auch die Beschreibung seiner Entwicklung als »typisch« noch im selben Satz durch die folgenden Selbstbeschreibungen kontrastiert.

**197** Curtius, Welt (1950), 114 f.

**198** Salzmann 1988, 25. Der/Die »implizite« oder »abstrakte« Leser/Leserin stellt den Untersuchungsgegenstand der Wirkäs-

thetik dar. Der Autor/Die Autorin der Autobiographie denkt ein Bewusstsein mit, auf das textinterne Strategien und Verfahrensweisen wirken.

**199** Curtius, Welt (1950), 114 f.

**200** Auch wenn innerhalb der Formation der »Gebildeten« eine Hierarchisierung vom akademischen Lehrer – Curtius als Professor – zur »breiten« Gebildeten-schicht zu beobachten ist.



# 4. Studium, Politisierung und Karrierebeginn 1894–1914

»Ich schied mit Schmerzen aus der Reihe der ›höheren Wesen‹ aus und beschloß vom Herbst 1898 ab, mich ganz dem Studium der antiken Kunst, also der Archäologie zu ergeben, besuchte von da ab Furtwänglers Vorlesungen regelmäßig und wurde bald von ihm in sein archäologisches Seminar aufgenommen, das mit der von seinem Vorgänger Heinrich Brunn geschaffenen herrlichen, wenn auch bis heute unglücklich aufgestellten Sammlung von Abgüssen antiker Bildwerke unter den Arkaden räumlich zusammenhing<sup>201</sup>.«

Im Herbst 1894 bestand der junge Ludwig Curtius sein Abitur am Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg. Sein Vater stockte daraufhin sein »Reisegeldchen<sup>202</sup>« auf, von dem er bereits zum zweiten Mal nach 1891 Italien bereiste. Seine Verbindung zu dem Land reichte also bis in seine Jugendtage zurück. Im November 1894 begann er an der Ludwig-Maximilians-Universität in München ein Studium der Rechtswissenschaften und der Nationalökonomie. Zur damaligen bayerischen Studienordnung habe es auch gehört, am besten in den ersten beiden Semestern

acht Vorlesungen der philosophischen Fakultät zu besuchen,<sup>203</sup> woraufhin er bei Adolf Furtwängler (1853–1907) eine archäologische Veranstaltung besuchte.

Curtius zeichnet in seinen Lebenserinnerungen das Bild eines armen, aber glücklichen Studenten. München war für ihn eine »Wunderstadt der Griechentempel, der Fresken unter den Arkaden« und »der herrlichen Bilder in den Pinakotheken«, sodass die »geistige Seite seiner Existenz« erfüllt gewesen sei. Zwei Semester studierte Curtius auch in Berlin, doch sei die Stadt ihm »von den Großstädten Europas mein ganzes Leben lang die fremdeste geblieben«, unter anderem, weil sie sich »nach dem Wort im ›Wilhelm Meister‹ in dem ›zwar gebildeten, aber bildlosen Teile Deutschlands‹ befand<sup>204</sup>.« Was hier anklingt, ist ein immer wiederkehrendes Motiv des Gegensatzes zwischen rein technisch-nüchterner »Zivilisation« und geistig hochstehender »Kultur«. München lag auf dem Territorium des ehemaligen römischen Reiches, also im Bereich humanistischer kultureller Tradition, während Berlin sich »im bildlosen Teil« außerhalb befand.

## 4.1 Studium und die soziale Frage als politisches Leitmotiv

In seinem ersten Semester des Studiums der Nationalökonomie besuchte Curtius die Vorlesung »Allgemeine Volkswirtschaftslehre« bei Lujo Brentano (1844–1931). Brentano war ein Vertreter des sog. Kathedersozialismus, dem hauptsächlich Hochschullehrer der Nationalökonomie anhängen und der geprägt war von konservativen, liberalen und sozialistischen Ideen. Er beinhaltete die drei Grundthesen der – erstens – nicht absoluten und unverbrüchlichen Wirtschaftsfreiheit, der – zweitens – sittlichen Maß-

stäbe im Wirtschaftsleben und der – drittens – möglichen Intervention des Staates, um soziale Gerechtigkeit herzustellen<sup>205</sup>. Die Vertreter des sog. Kathedersozialismus traten also für eine sozialpolitische Einhegung der Wirtschaft ein mit dem Ziel, den Einfluss der Sozialdemokratie auf die Arbeiter zurückzudrängen.

Während Curtius' Studium Mitte der 1890er Jahre setzte in Deutschland eine wirtschaftliche Hochkonjunktur ein, die mit kurzen Unterbrechungen bis

<sup>201</sup> Curtius, Welt (1950), 164.

<sup>202</sup> Curtius, Welt (1950), 115.

<sup>203</sup> Curtius, Welt (1950), 103.

<sup>204</sup> Curtius, Welt (1950), 133.

<sup>205</sup> Düding 1972, 20.

1914 anhielt. In der Rückschau auf diese Jahrzehnte wurde in bürgerlichen Kreisen von »goldenen Jahren einer Dauerprosperität«, von »Europas Belle Époque« gesprochen und daraus, ähnlich wie zu Wirtschaftswunderzeiten in den 1950er Jahren, ein gewisser Stolz und nationale Identität abgeleitet<sup>206</sup>. Zeitgenössisch sprachen weite Teile des Bürgertums paradoxerweise kulturpessimistisch von schalen und verkrusteten Verhältnissen einer langen Friedenszeit seit 1871. Durch den ökonomisch-zivilisatorischen Aufschwung fürchteten weite Teile des Bürgertums einen Verfall kulturell-geistiger Werte. Zwischen 1895 und 1913 verdoppelte sich die Gesamtproduktion von Industrie und Handwerk, die Wertschöpfung der gesamten Volkswirtschaft verzeichnete eine Steigerung von fünfundsiebzig Prozent<sup>207</sup>. Die deutsche Exportkraft nahm zwischen 1895 und 1913 dermaßen zu, dass Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkrieges hinter Großbritannien den zweiten Platz im Welthandel belegte<sup>208</sup>. In der Unternehmensentwicklung ging die Tendenz zum Großbetrieb mit mehr als tausend Beschäftigten. 1913 beschäftigten Krupp 73 000, Thyssen 30 000 und Mannesmann 15 000 Menschen<sup>209</sup>. Zwischen 1890 und 1913 wuchs die deutsche Bevölkerung von 49,4 auf 66,9 Millionen Menschen, also um etwa ein Drittel. Damit war es hinter Russland mit großem Abstand zu den anderen europäischen Großmächten das bevölkerungsreichste Land in Europa<sup>210</sup>. Verursacht wurde das Bevölkerungswachstum durch verbesserte medizinische Versorgung, Ernährung und Hygiene<sup>211</sup>. Die deutsche Industrie konnte vor 1893 nicht genügend Arbeitsplätze für ein solches Bevölkerungswachstum zur Verfügung stellen, was zu einer großen Auswanderungsbewegung vor allem in die USA führte. Nach 1893 schrumpfte die Auswanderung auf ein Minimum. Nun folgte eine innerdeutsche Wanderbewegung vom agrarisch geprägten Osten in den industriellen Westen, die für ein nie gekanntes Maß an Mobilität sorgte, sodass zur Jahrhundertwende nur

noch etwa die Hälfte aller Deutschen an ihrem Geburtsort wohnten<sup>212</sup>. Diese innerdeutschen gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse und die damit verbundene immer drängendere soziale Frage sah der Nationalökonom Gustav Schmoller (1838–1917), ein weiterer sog. Kathedersozialist, bei dem Curtius in seinen Berliner Semestern 1895/1896 hörte, kritisch. Er sprach von »Vagabundage« der arbeitenden Bevölkerung, ein »Durcheinanderschütteln«, das einem negativ verkehrten Nomadentum gleichkomme<sup>213</sup>.

Im Zuge dieser Bewegung beschleunigte sich das Wachstum der Städte: Zwischen 1871 und 1910 stieg die Zahl der Städte mit über 100 000 Einwohnern von acht auf achtundvierzig und der Anteil der in Städten lebenden Deutschen vergrößerte sich von 11 auf 37 Prozent. München und Berlin – die beiden Studienorte Curtius' – gehörten zu den größten Städten im Reich<sup>214</sup>. Der schnell fortschreitende Prozess der Verstädterung bedeutete für die Menschen neben dem quantitativen Wachstum auch einen qualitativen Wandel zu einer neuartigen städtischen Lebensform. Auf zwischenmenschlicher Ebene ging die Urbanisierung mit einer anonymisierteren, sach- und leistungsbezogeneren Lebenswelt einher. Der angespannte Wohnungsmarkt bedingte einen hektischen Bauboom, der dafür sorgte, dass Neuankömmlinge aus den Innenstädten verdrängt und in meist schlecht ausgestatteten, schnell hochgezogenen Mietskasernen am Stadtrand untergebracht wurden. Schichten- und klassenspezifische Unterschiede nivellierten sich im vermeintlichen »Schmelztiegel« der Stadt nicht, vielmehr verschärften sich Tendenzen sozioökonomischer Segregation<sup>215</sup>. Die Lebensbedingungen in den Arbeitersiedlungen waren durch beengtes Wohnen, mangelnde Hygiene und sanitäre Anlagen, verseuchte Wasserversorgung und zunehmende Umweltbelastungen schlecht. Arbeiterfamilien waren auf der Suche nach bezahlbarem Wohnraum oft zwei- bis dreimal im Jahr zum Umzug ge-

206 Mommsen 1995, 12.

207 Überblickhaft zur gesellschaftspolitischen und ökonomischen Situation des Kaiserreichs in den 1880er und 1890er Jahren: H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte III. Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914 (München 2008), hier speziell 547–610; E. Frie, Das Deutsche Kaiserreich (Darmstadt 2013); N. Freytag, Das Wilhelminische Kaiserreich 1890–1914 (Paderborn 2018); zur Situation der Arbeiter exemplarisch G. Ritter – K. Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1874–1914 (Bonn 1992). Da es sich um einen kurzen allgemeinen Überblick handelt, stütze ich mich an dieser Stelle hauptsächlich auf die konzise Übersicht von V. Ullrich, Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs (Frankfurt a.M. 2013), 127.

208 Ullrich 2013, 128.

209 Ullrich 2013, 130.

210 Zum Vergleich: Großbritannien hatte 1913 laut Office for National Statistics etwa 42,5 Millionen Einwohner, Frankreich etwa 41 Millionen. [www.ons.gov.uk/peoplepopulationandcommunity/populationandmigration/populationestimates/adhocs/004356uk-populationestimates1851to2014](http://www.ons.gov.uk/peoplepopulationandcommunity/populationandmigration/populationestimates/adhocs/004356uk-populationestimates1851to2014), (23.01.2021 16:40). J. Dupâquier, Histoire de la population française (Paris 1995).

211 Ullrich 2013, 135.

212 Ullrich 2013, 136.

213 Ullrich 2013, 136.

214 Berlin war die größte Stadt mit 2,07 Millionen, Hamburg die zweitgrößte mit 932 000 und München die drittgrößte mit 596 590 Einwohnern, Ullrich 2013, 138.

215 Ullrich 2013, 139.

zwungen und prägten mit ihren Leiterwägen schlechthin das Bild der Großstädte. Zwar verbesserten sich zur Jahrhundertwende die Zustände, doch bewegten sich die Lebensstandards der Arbeiter weiterhin am Existenzminimum. Der größte Teil des Einkommens wurde von Grundbedürfnissen wie Nahrung, Wohnung und Kleidung aufgezehrt und eine längere Arbeitslosigkeit des Hauptnährers bedeutete eine Katastrophe. Altersarmut drohte bereits ab dem vierzigsten Lebensjahr<sup>216</sup>.

In der Vorlesung Lujo Brentanos – so Curtius in »Deutsche und antike Welt« – sei er zum ersten Mal mit der sozialen Frage konfrontiert worden. In Verbindung mit dem »ganzen Ethos der Persönlichkeit des Lehrers« Brentano habe dies stark auf ihn gewirkt. In Brentano seien »die katholisch-christliche Lehre von dem unverlierbaren Recht der einzelnen menschlichen Seele, das Fichte-Schillersche Pathos der Erziehung der deutschen freien Persönlichkeit<sup>217</sup> und der Idealismus des englischen Liberalen« zusammengefloßen<sup>218</sup>.

Nach seinem Studienbeginn in München wechselte Curtius 1895/1896 für einige Semester nach Berlin. Als jüngster Angehöriger des Seminars Gustav Schmollers, zu dem keine »Schlawiner«, wie »Russen oder Juden<sup>219</sup>« gehört hätten, habe er dort gelernt, das »nichts leichter und vergnüglicher sei« als die politische Opposition, »nichts schwieriger« jedoch als ein »Fortschritt im Staatsleben« mit den »nun einmal gegebenen geschichtlichen Bedingungen«, den »so und nicht anders beschaffenen Persönlichkeiten« und der »jedemal neuen Kompliziertheit der politischen Situation<sup>220</sup>«. Sich aktiv um eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu bemühen, statt in einer (passiven) Opposition zu verharren, wurde zur Leitlinie Curtius'.

Damals, 1895, so Curtius, habe nur ein kleiner Teil des deutschen Volks bemerkt, dass Bismarck mit der äußeren Konsolidierung zwar diejenige Form des

Deutschen Reiches geschaffen habe, die für ihn die bestmögliche gewesen war, die jedoch unvollendet geblieben sei. Nicht nur zählte Curtius sich zu dem kleinen Teil des Volks, dem diese Unvollkommenheit bewusst war, sondern auch zu dem Teil, der die mühevollen Arbeit der aktiven politischen Gestaltung auf sich nahm<sup>221</sup>. Die von ihm diagnostizierte Unvollkommenheit bezog sich hauptsächlich auf die soziale Frage und die damit zusammenhängenden innergesellschaftlichen Konflikte, die nach der Reichsgründung 1871 zutage traten. Die erstarkende Emanzipationsbewegung der Arbeiterschaft verursachte beim nationalistischen Bürgertum ein diffuses Gefühl der Bedrohung, was durch Bismarck noch befeuert wurde. Die Ablehnung der Sozialdemokratie, Elsaß-Lothringen nach dem deutsch-französischen Krieg zu annektieren, wurde von ihm genutzt, die Arbeiterbewegung als »vaterlandslose Gesellen« zu diskreditieren und somit Mehrheiten für seine konservative Stabilisierung im Inneren zu organisieren<sup>222</sup>. Die sog. Sozialistengesetze sorgten dafür, dass die gesamte Arbeiterbewegung der Willkür von Polizei und Justiz ausgesetzt war. Gleichzeitig brachte Bismarck in den 1880er Jahren umfangreiche Sozialreformen auf den Weg – nicht jedoch aus Interesse an der Humanisierung der industriellen Arbeitswelt oder an Demokratisierung und Sozialstaat, sondern mit dem Ziel einer konservativen Stabilisierung der Lage. Diese Kombination von Repression und Sozialreform schwächte die Arbeiterbewegung allerdings nicht, sondern stärkte sie noch und trug darüber hinaus nicht zur Lösung der Konflikte bei, sodass die Sozialistengesetze 1890 als gescheitert galten und Bismarck sie auslaufen ließ<sup>223</sup>. Diese Zerwürfnisse und das diffuse Bedrohungsgefühl erlebte Curtius als Kind und sie prägten ihn in seinen politischen Auffassungen.

Ein weiterer einflussreicher Gelehrter, bei dem Curtius in Berlin hörte, war der antisemitische Historiker Heinrich von Treitschke (1834–1896). Der

216 Ullrich 2013, 140.

217 Der hier von Curtius in den 1950er Jahren hergestellte Bezug zu Fichte, der in den Lebenserinnerungen noch öfter vorkommt, steht wohl in Verbindung zu Fichtes Auffassung des individuellen Ichs. Das Ich als einzelne Entität sei nicht möglich, so Fichte. Trotz des kantschen kategorischen Imperativs könne ein Individuum die Aufgabe, seinen Willen zu bestimmen, nicht alleine erfüllen. Ein Individuum alleine könne keinen Zweck haben. Erst durch Wechselseitigkeit mit einem anderen Individuum könne sich das Individuum selbst als »frei« erkennen, etwa durch eine »Aufforderung« durch das andere Individuum. Im Verstehen der »Aufforderung« durch den anderen erkennt das Individuum den anderen als frei und sich selbst. Einer allein könne sich nicht als frei erkennen. Auf diese Positionen Fichtes ist wohl am ehesten die von Curtius immer wieder geübte Kritik am Auseinanderdriften der Gesellschaft, an

der Pluralisierung und Atomisierung und die damit zusammenhängende Forderung nach einer Gesellschaft, die im Sinne einer Volksgemeinschaft nach einem höheren Ganzen strebt, zurückzuführen. Curtius interpretierte Fichte dahingehend, dass das Individuum letztlich *nur in der Gemeinschaft* frei sein könne. Zu Fichte siehe Rohs 2007, 74

218 Curtius, Welt (1950), 124.

219 So habe »man« laut Curtius in München gesagt. Die russische Bevölkerung wurde in deutschen bildungsbürgerlichen Kreisen mit einer »ungeistigen Masse« gleichgesetzt, Juden galten als Exponenten des abgelehnten Materialismus. Curtius, Welt (1950), 134.

220 Curtius, Welt (1950), 136.

221 Curtius, Welt (1950), 136.

222 Ullrich 2013, 64.

223 Ullrich 2013, 71ff.

»geheimnisvolle Strom suggestiver Kraft«, der von dessen Formulierungen ausging, faszinierte Curtius. Jeder Hörer habe bemerkt, dass »der Redner selbst wirklich das glaubte, was er sagte, daß sein Glaube die reinsten persönliche Hingabe ohne Falsch und »Politik« an ein Ideal war<sup>224</sup>.« Für Curtius wirkte von Treitschkes Hingabe inspirierend. Von den eigenen Überzeugungen auch nur leicht abzuweichen – »Politik« zu betreiben – galt als der verachtete Kompromiss, der charakteristisch war für die von Curtius abgelehnte Parlamentarisierung und Demokratie. Von Treitschkes Einfluss auf Curtius bildete auch eine Grundlage für dessen Antisemitismus. Theodor Mommsen hatte von Treitschke im sog. »Antisemitismusstreit« 1879<sup>225</sup> vorgeworfen, mit seiner Aussage, die Juden seien das »Unglück« des deutschen

Volks, einen »bürgerlichen Antisemitismus<sup>226</sup>« salonfähig gemacht zu haben<sup>227</sup>. »Bürgerlicher Antisemitismus« findet sich auch bei Curtius, etwa in seinen Äußerungen nach der Niederlage 1918.

Beeinflusst von der Gemengelage (empfundener) gesellschaftlicher Konflikte und den Eindrücken seiner Studentenjahre suchte Curtius eine politische Heimat. Seine Familie, allen voran sein Vater, stand im nationalliberalen Lager<sup>228</sup>. Enttäuscht habe Curtius sich nach eigener Darstellung allerdings schon als Jugendlicher vom Nationalliberalismus abwenden müssen, da er dort zum einen seine eigene Generation nicht vertreten und zum anderen die seiner Meinung nach drängende soziale Frage nur unzureichend behandelt sah<sup>229</sup>.

## 4.2 Friedrich Naumann und der Nationalsozialer Verein

Die liberalen Parteien hatten es in den 1880er und 1890er Jahren<sup>230</sup> versäumt, ein sozialpolitisches Programm auszuarbeiten, das die Bedürfnisse der Arbeiterschaft einbezog, wodurch eine ideelle oder organisatorische Bindung der Arbeiter an die liberalen Parteien ausgeblieben war. Hinzu kam die konsequente Bekämpfung der Sozialdemokratie durch die Liberalen<sup>231</sup>. Die Nationalliberalen schwenkten zudem ab 1884 mit der »Heidelberger Erklärung« vollständig auf die Linie der Regierung ein, sodass ihre Ziele in der Sozial- und Wirtschaftspolitik fortan quasi identisch mit denen Bismarcks waren. Durch die Betonung des »Nationalen« grenzte man sich im nationalliberalen Lager zudem vom Linksliberalismus ab. Nachdem sich eine freihändlerisch und konstitutionell orientierte Gruppierung von der Nationalliberalen Partei abgewandt hatte und mit der Fortschrittspartei fusioniert war, zerfiel das liberale

politische Lager in einen großbürgerlich-industriellen und einen mittelständisch-kleinbürgerlich-intellektuellen Teil<sup>232</sup>. In allen Ausprägungen des Liberalismus fand Curtius die soziale Frage nur unzureichend oder gar nicht behandelt.

Über die Schrift »Soziale Briefe an reiche Leute<sup>233</sup>« wurde Curtius zum ersten Mal auf den protestantischen Pfarrer Friedrich Naumann (1860–1919) aufmerksam. Hier, so Curtius, habe er den Aufruf gefunden, etwas gegen die »soziale Not unseres Volkes« zu tun<sup>234</sup>. Der Theologe Naumann glaubte, erkannt zu haben, dass die Schwäche des Liberalismus in der Unfähigkeit begründet lag, die Arbeiter als ernstzunehmende politische Kraft wahrzunehmen und zu behandeln<sup>235</sup>. Die Fehler des Liberalismus wollte Naumann beim Aufbau einer eigenen politischen Bewegung nicht wiederholen. In einer Rezension zu Naumanns »Briefen« von 1903 hieß es, dass es keine

<sup>224</sup> Curtius, Welt (1950), 137.

<sup>225</sup> Malitz 2005, 139.

<sup>226</sup> In Abgrenzung zu einem radikalen, gewaltbereiten Antisemitismus.

<sup>227</sup> Bergmann 2002, 42.

<sup>228</sup> Curtius, Welt (1950), 119 f. und 124. Unter anderem der Nationalliberalismus war Träger eines illiberalen Systems und beteiligte sich daran, oppositionelle Gruppen, wie die Sozialdemokratie oder den politischen Katholizismus, von der Macht fernzuhalten. Dem genuin liberalen Ziel, alle Bevölkerungsschichten zu integrieren, wurde somit der Rücken gekehrt und der (National-)Liberalismus zum »Juniorpartner des reaktionären preußisch-deutschen Systems.« Pohl 2000, 68.

<sup>229</sup> Curtius, Welt (1950), 120.

<sup>230</sup> Der Liberalismus bewegte sich bereits seit Mitte der 1860er Jahre davon weg, sich für die Rechte aller Staatsbürger einzusetzen, und stellte sich zunehmend gegen die Arbeiterbewegung. Jansen 2004, 193.

<sup>231</sup> Durch die Zustimmung der Nationalliberalen zum zweiten Entwurf des »Sozialistengesetzes«. Düding 1972, 21.

<sup>232</sup> Düding 1972, 17.

<sup>233</sup> Naumann 1894, 17, 122, 148.

<sup>234</sup> Curtius, Welt (1950), 157.

<sup>235</sup> Düding 1972, 20.

andere Literatur vermöge, aufzuzeigen, wie man gleichzeitig »Christ«, »Darwinist« und »Flottenschwärmer<sup>236</sup>« sein könne, was sich darauf bezog, dass Naumanns Bewegung im Sinne der Nächstenliebe die Lösung der sozialen Frage anstrebte, gleichzeitig aber den Gedanken des nationalistischen und imperialistischen Machtstaates befürwortete. Ähnlich ungewöhnlich war die Zusammenführung der Begriffe des »Nationalen« und des »Sozialen« im Jahr 1896 von der Gruppe um den von Naumann gegründeten Nationalsozialen Verein<sup>237</sup>. Naumann wandte sich nicht vom Begriff des Sozialismus ab, verwarf aber den revolutionären Gedanken des marxischen Sozialismusbegriffes und war davon überzeugt, dass die politische Landschaft künftig vor allem durch die wachsende Arbeiterklasse bestimmt werde. Ebenso wie das Revolutionäre wies Naumann die internationalistische Komponente des Sozialismus und der Sozialdemokratie von sich, denn dieser stehe im Widerspruch zu den nationalstaatlichen Realitäten. Die Geschwindigkeit der Industrialisierung in verschiedenen Nationen, so Naumann, unterscheide sich erheblich, sodass jedes Land für sich selbst die Arbeiterfrage lösen müsse, da unterschiedliche Entwicklungsstände zu berücksichtigen seien<sup>238</sup>. Naumann wollte mit seiner nationalsozialen Bewegung eine Verbindung zwischen Bürgertum und Arbeitern schaffen und diese in einem politischen Lager vereinen. Die Fehler des Liberalismus wollte er dabei nicht wiederholen; außerdem wollte er die Schwächen der Sozialdemokratie ablegen.

Als Curtius 1896 im Alter von 21 Jahren zum Studium nach München zurückkehrte, veröffentlichte er in der von Naumann herausgegebenen Zeitschrift »Die Hilfe« eine Annonce für den Raum München, um Gleichgesinnte zu finden. Zusammen mit dem sieben Jahre älteren Historiker Walther Goetz (1867–1958) und anderen bildete sich eine Münchner Naumann-Gruppe, die bald auch Besuch des politischen Pfarrers bekam<sup>239</sup>. Es ist davon auszugehen, dass der junge Student Curtius hauptsächlich über die Bewunderung Lujo Brentanos und des charismatischen

Friedrich Naumann zu dem politischen Thema fand, das fortan seine Auffassungen prägen sollte, und weniger über die in den Lebenserinnerungen dargestellte Sozialisation durch eigene politisch-gesellschaftliche Erfahrungen, etwa die angeblich schon zu Schulzeiten in Augsburg von ihm festgestellte soziale Segregation<sup>240</sup>.

Friedrich Naumann war für Curtius eine politische Leitfigur. Auseinanderrufen begannen deren Auffassungen später zwar in den Verwerfungen des Ersten Weltkriegs, doch blieb Naumann für Curtius zeitlebens eine wichtige, ja die wichtigste politische Bezugsfigur. »Alle die politischen Parteipersonlichkeiten, die ich im Laufe der Jahre in seiner Nachbarschaft kennenlernte, schrumpften neben ihm beinahe in reines Nichts zusammen«, so Curtius in »Deutsche und antike Welt<sup>241</sup>«. In den 1940er Jahren nannte Curtius Friedrich Naumann als eine der beiden bedeutendsten Personen, die er jemals getroffen habe<sup>242</sup>.

Nicht nur Curtius war ein langjähriger Anhänger Naumanns. Die Gruppierung um den politischen Pfarrer aus Störmthal umfasste einen großen Personenkreis, der sich durch einen hohen, vor allem durch das Charisma der zentralen Figur Naumanns geschaffenen Zusammenhalt. Das Konzept des Charismas verbindet die Qualitäten einer Persönlichkeit mit Zuschreibungen, Deutungsmustern, Überzeugungen und Hoffnungen der Anhängerschaft und gewinnt durch deren Projektionen auf die zentrale Figur ihre Legitimität<sup>243</sup>. Charisma verbindet außerdem subjektive Bedürfnislagen mit objektivierbaren gesellschaftlichen Bedingungen und wenn letztere eine Transformation, wie in der von inneren Widersprüchen gekennzeichneten Gesellschaft des Kaiserreiches, erfahren, haben »charismatische Bewegungen« »Hochkonjunktur<sup>244</sup>«. Die Verknüpfung dieser Aspekte findet sich bei Curtius in der Rückschau auf Naumann. Über die »Sozialen Briefe an reiche Leute« sprechend, resümiert Curtius, dass »noch ein anderer, neuer Ton« in diesen zu vernehmen gewesen sei. Eine »rein menschliche gütige Versöhnlichkeit, die

**236** Rezension zu »Briefe über Religion« von Friedrich Naumann, in: Preußische Lehrerzeitung, 07.11.1903, 3 z.n. Bacher 2017, 29.

**237** Der Versuch Naumanns, das Nationale und das Soziale zu vereinen, kann als ungewöhnlich bezeichnet werden, auch wenn Ferdinand Lassalle (1825–1864) seinerzeit schon in eine ähnliche Richtung gegangen war. Lassalle sah den preußischen Staat als Voraussetzung für funktionierende Produktivgenossenschaften an. Jansen 2004, 189. Vgl. außerdem zur Zusammenführung der beiden Begriffe: Wert 1996, 40 ff.

**238** Düding 1972, 65.

**239** Curtius, Welt (1950), 157.

**240** »Mit einem gewissen Staunen betrachtete ich arme Kinder, die im Sommer barfuß daherkamen. Der gemeinsame Schulbesuch milderte die Klassenunterschiede nicht, er machte sie sichtbar«; auf die »früheste Kinderzeit« ginge seine »Empfindlichkeit für soziale Unterschiede« zurück. Zitate: Curtius, Welt (1950), 79 und 54.

**241** Curtius, Welt (1950), 153.

**242** Neben dem Bildhauer Adolf Hildebrand. Siehe Jedin 1984, 126.

**243** Krey 2000, 125.

**244** Krey 2000, 126.

das Gegenteil von jenem, die politische Presse aller Parteien vergiftenden Haß darstellte und die auf einen neuen, durch Liebe und Einsicht zu vertiefenden Begriff eines einheitlichen, in Leben und Schicksal verbundenen deutschen Volkes hinarbeitete<sup>245</sup>.« Ein über Klassengrenzen hinweg geeintes deutsches Volk war das wichtigste Ziel, das Curtius in Naumanns Wirken sah<sup>246</sup>. Diese Auffassung beinhaltete allerdings nicht, dass die sozialen Gruppen den für sie vorgesehenen Platz in der Gemeinschaft verlassen sollten.

Auf außenpolitischer Ebene traten Naumann und der Nationalsoziale Verein für den imperialistischen Machtgedanken ein, weil die nationale Arbeiterfrage nur geklärt werden könne, wenn Deutschland fähig sei, notfalls mit militärischer Stärke bei der Verteilung der materiellen Güter der Welt einzugreifen<sup>247</sup>. Auch radikal anmutende Positionen vertrat Naumann dabei, etwa eine starke antienglische Einstellung. Zum Burenkrieg im Oktober 1899 schrieb er, »Mißtrauen gegen England« müsse »immer und überall der Grundton unserer auswärtigen Politik sein<sup>248</sup>«, und gab an, dass jeder »für uns« »schießt und blutet«, der »gegen England« – dem aus nationalistischer deutscher Sicht größten Konkurrenten auf weltpolitischer Ebene – kämpfe<sup>249</sup>. Deziert machtstaatliche oder antienglische Äußerungen finden sich bei Curtius nur selten, doch dürfte die Prägung durch Naumann dazu beigetragen haben, dass Curtius sich im August 1914 freiwillig zum Kriegsdienst meldete.

Von den Themen, die der Nationalsoziale Verein behandelte, spielte für Curtius der Bereich der Volksbildung eine wichtige Rolle. So hielt er etwa im Wintersemester 1906/1907<sup>250</sup> Vortragskurse »fuer Frauen und Mädchen« über griechische Kunst und war »Docent an den Unterrichtscyclen des Volkshochschulvereins<sup>251</sup>«. Im Naumann-Kreis herrschte die vom Theologen Paul Göhre (1864–1928) formulierte Auffassung, die Sozialdemokratie besäße eine »Halbbildung«, die in Verbindung mit der materialistischen Weltanschauung zur Folge habe, dass der »alten« Bildung und Kultur, Christentum und Bibel der Rücken gekehrt werde<sup>252</sup>. Eine »kultur- und bildungslose« Sozi-

aldemokratie schilderte auch Curtius in seinen Lebenserinnerungen. So habe er in den 1890er Jahren regelmäßig sozialdemokratische Bildungsvereine besucht, um die Arbeiterbewegung besser kennenzulernen. Dort hätten »kümmerliche« Redner gegen ein »bescheidenes« Honorar aus »armseligen« Parteibroschüren vorgetragen. Diese »kümmerlichen« Redner habe er in der nachfolgenden Diskussion »wiederholt« »abgestochen«, woraufhin er gebeten worden sei, doch selbst vorzutragen. Diese Gelegenheit habe er genutzt, um »objektiv gesicherte geschichtliche Tatsachenbestände darzustellen, kulturelle Zusammenhänge zu erläutern, das Große und Edle in der Geschichte zur Anschauung zu bringen<sup>253</sup>.« In den sozialdemokratischen Bildungsvereinen der 1890er Jahre habe er die »Bildungssehnsucht« der Arbeiter in ihrer »rührendsten Form« kennengelernt. »Der Durchschnitt des Volkes« sei »außerstande«, »auch nur den Leitartikel irgendeiner Zeitung zu verstehen<sup>254</sup>.« Curtius' Darstellung einer kindlich-naiven Arbeiterschaft in den sozialdemokratischen Bildungsvereinen unterschied sich von der Paul Göhres, auch wenn beide die mangelhafte Volksbildung kritisierten. Göhre behandelte in seiner Schrift die Arbeiterschaft auf Augenhöhe und postulierte, dass ihre (Re-)Integration in die Staats- und Gesellschaftsordnung Deutschlands nur mit ihrer »Hilfe und ihrem Willen« geschehen könne. »Wir sind über die Zeit des Patriarchentums hinaus«, so Göhre<sup>255</sup>. Curtius hingegen vermittelte weiterhin das paternalistische Bild einer Arbeiterschaft, die nur mit Hilfe der gebildeten bürgerlichen Bevölkerungsgruppen aus ihrer Situation herausgeholt werden könne und wiederholte damit letztlich den von Naumann festgestellten Fehler des Liberalismus, die Arbeiterschaft als politische Kraft nicht ernst zu nehmen.

Die von Naumann angestrebte Zusammenführung von Bürgertum und Arbeiterschaft in einer politischen Bewegung gestaltete sich schwierig. Die Mitglieder des Nationalsozialen Vereins setzten sich hauptsächlich aus dem Bildungs- und Kleinbürgertum zusammen und nur wenige gehobene Arbeiter fanden ihren Weg in die Partei<sup>256</sup>. Seit dem Delegier-

245 Curtius, Welt (1950), 157.

246 Die hohe Bindekraft des Naumann-Kreises zeigt sich in späteren Kapiteln der vorliegenden Arbeit umso deutlicher. Nach dem Ersten Weltkrieg versucht Curtius mit alten »Nationalsozialen« Kontakt aufzunehmen, um eine neue Partei zu gründen.

247 Düding 1972, 66.

248 Naumann 1899, 2.

249 Naumann 1900, 1 f.

250 Das ist zwar ein Beispiel aus der Zeit nach Ende des Nationalsozialen Vereins, zeigt aber dennoch sein Engagement in diesem Bereich.

251 Curriculum Vitae Ludwig Curtius 20.05.1907, Archiv LMU-München E-II-1087.

252 Paul Göhre arbeitete während seines Studiums drei Monate als Fabrikarbeiter und schrieb darüber ein Buch: Göhre 1978, 147.

253 Curtius, Welt (1950), 145.

254 Curtius, Welt (1950), 145 f.

255 Göhre 1978, 109.

256 Düding 1972, 194.

tentag 1897 entfernte sich der Verein zunehmend von proletarischeren Positionen. Statt eine Verbindung von Arbeiterschaft und Bürgertum herzustellen, bewegte sich der Nationalsoziale Verein nun gleichsam zwischen den beiden Gruppierungen und sprach keine wirkungsvoll an. Vor allem die nationalistisch-machtstaatliche Komponente verhinderte, dass eine nachhaltige Bindung zu Wählern aus der Arbeiterschaft geschaffen werden konnte – was im schlechten Abschneiden bei den Reichstagswahlen von 1898, besonders aber 1903 deutlich wurde<sup>257</sup>. Die Sozialdemokratie schaffte es gleichzeitig, ihre Stimmenanzahl auf beinahe drei Millionen zu verdoppeln. Letztlich erwies sich der Versuch, die Arbeiterschaft und das Bürgertum an eine einzige politische Gruppe zu binden, als illusorisch. Die gegenseitige Entfremdung von Bürgertum und Arbeitern war zu groß, um sie in wenigen Jahren zu überwinden<sup>258</sup>, und Naumann löste den Nationalsozialen Verein nach der Wahlniederlage 1903 enttäuscht auf, auch wenn er an der Idee eines »nationalen Sozialismus« festhielt<sup>259</sup>. Den Mitgliedern empfahl er, es ihm gleichzutun und der Freisinnigen Vereinigung beizutreten, also gleichsam ins (links)liberale Lager zu wechseln.

Das Ende des Nationalsozialen Vereins traf Curtius wie viele andere Nationalsoziale sichtlich hart. An seinen Lehrer Adolf Furtwängler schrieb er im August 1903 verdrossen, was für ein »Glueck« es doch sei, »den Glauben an Ideen weiter haben zu koennen!« Schmerzlich hieß es, dass es »schwere Stunden« gewesen seien, sich »vorrechnen« lassen zu müssen, »dass der Weg, den wir gingen, falsch war; dass die Massen, fuer die wir arbeiteten, uns nicht haben hoeren wollen, u. dass die Monarchie fuer die wir kaempften, eben einen von uns ins Gefaengnis<sup>260</sup> geworfen hat. Aber dass wir unser Vaterland mehr lieben als je, unsere Gedanken noch genau fuer so notwendig halten, wie damals, als wir sie zuerst zu formulieren begannen, und nicht aufhoeren wollen, der Nation zu sagen, u. fuer sie zu wirken, was wir fuer noetig halten, dies Bewusstsein u. die Bedeutung in diesem Vorhaben hat vielen hin u. wieder, auch graue Haare haben davor nicht geschützt, die Augen nass gemacht<sup>261</sup>.« Das Ende der eigenen politischen Partei empfanden Curtius und die Mitglieder des Nationalsozialen Vereins als Ende der eigenen politischen Idee, was auch aufgrund der emotional-charis-

matischen Bindung an Friedrich Naumann allenthalben für große Bestürzung sorgte. Dadurch lehnten die Ortsvereine des Nationalsozialen Vereins den Beitritt zum Wahlverein der Freisinnigen Vereinigung anfangs fast einhellig ab. Erst nach und nach bröckelte diese Ablehnung, und die Orts- und Landesvereine stimmten einer Fusion schließlich zu<sup>262</sup>. Allerdings konnte von einer Fusion im eigentlichen Wortsinne kaum gesprochen werden, da politische Positionen nicht neu verhandelt wurden und sich letztlich lediglich die Mitglieder einer aufgelösten politischen Partei einer bestehenden anschlossen. Die einzige Konzession vonseiten der Freisinnigen gegenüber der aufgelösten Partei war, Naumann und ein weiteres Mitglied aus dem ehemaligen Vorstand in den fünfzehnköpfigen Parteivorstand zu wählen<sup>263</sup>.

Die Niederlage und Auflösung des Nationalsozialen Vereins und der konzessionslose Übertritt zur Freisinnigen Vereinigung müssen von Curtius als völlige Aufgabe der eigenen politischen Idee wahrgenommen worden sein. Eine ideelle Bindung zum Liberalismus der Freisinnigen Vereinigung entstand dadurch nie, wohl nicht zuletzt auch aufgrund der Tendenzen zur Demokratisierung in dieser Partei. Curtius verstand sich zeitlebens als Nationalsozialer, was schon in seinen politischen Bestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg deutlich wird, aber auch noch 1950 in seinen Lebenserinnerungen. Die ehemaligen Mitglieder des Nationalsozialen Vereins betrachteten die politische Idee eines nationalen Sozialismus weiterhin als Ideallösung für alle innen- und außenpolitischen Probleme<sup>264</sup>.

Durch die Inkorporation der Arbeiterfrage in seine politischen Überzeugungen bezog Curtius eine Position, die letztlich den Begriff der »Volksgemeinschaft« ins Zentrum rückte. Die nationale Integration der Arbeiterschaft entsprach Curtius' Auffassung eines Volkes, das sich quer durch alle Gesellschaftsschichten hinter einer gemeinsamen Sache zusammenfindet. Sein politisches Denken vor dem Ersten Weltkrieg ist als genuin nationalsozial – verstanden als eigene politische Strömung – zu bezeichnen, denn sowohl dem traditionellen agrarisch-aristokratischen Konservatismus als auch der Sozialdemokratie stand er ablehnend gegenüber und den (Links-)Liberalismus bezeichnete er später lediglich als »Notbehelf«.

257 Düding 1972, 194 f.

258 Düding 1972, 196.

259 Werth 1996, 42 f.

260 Wer ins Gefängnis geworfen wurde und warum, ging aus den Quellen nicht hervor.

261 Curtius an Furtwängler 31.08.1903, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Furtwängler, Kasten 2, Briefe C-F.

262 Düding 1972, 191.

263 Düding 1972, 193.

264 Werth 1996, 43.

Hervorzuheben ist Curtius' politisches Engagement im eigentlichen Sinne, wie etwa seine Besuche in sozialdemokratischen Arbeitervereinen, die zum einen seinen ehrlichen Willen zeigen, etwas an der politisch-gesellschaftlichen Lage in Deutschland zu ändern, und sich zum anderen fernab des »unverbindlichen Reformismus<sup>265</sup>« bewegten, der in weiten Teilen der akademischen Kreise gepflegt wurde. Seine freiwillige Meldung zum Kriegsdienst 1914 als 39-jähriger arrivierter Professor unterstreicht dieses

Engagement in besonderem Maße. In diesem Moment wurde außerdem seine Vorstellung der »Volksgemeinschaft« für einen kurzen Augenblick vermeintliche Realität. Es ist durchaus denkbar, dass seine Bekanntschaft und Freundschaft zu Naumann die direkte Inspiration für seinen Eifer bildeten, ganz der Aufforderung des charismatischen politischen Pfarrers folgend: »Tu du etwas. Jeder kann etwas tun, um der sozialen Not unseres Volkes zu begegnen<sup>266</sup>«.

### 4.3 Curtius als Klassischer Archäologe – Denktraditionen und Zeitumstände

In seinen Lebenserinnerungen berichtete Curtius von seiner Zeit in der Kunstlerschule des Malers Ludwig Schmid-Reutte (1862–1909), in die er während seines Jurastudiums eingetreten war. Sein Vater habe Künstler jedweder Qualität stets als »höhere Wesen« bezeichnet und den jungen Ludwig bereits früh in die Lehre zu einem Augsburger Künstler geschickt. Das Bild vom »höheren Wesen« teilte Curtius in der Rückschau nicht und er nutzte es, um die Missstände der Kunsterziehung um die Jahrhundertwende herauszustellen. Deren Qualität habe sich seinerzeit auf dem »allertiefsten Tiefstand« befunden und sich in »heute kaum verständlicher Ödigkeit« ergangen<sup>267</sup>. Doch in der Schule Schmid-Reuttes sei davon keine Spur gewesen. Dort habe er es zwar zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, die aber für eine Existenz als Künstler nur leidlich ausgereicht hätte. Nach dem täglichen Aktzeichnen unter den strengen Augen Schmid-Reuttes sei er so »zerschlagen« gewesen, dass seine Kraft nur noch ausgereicht habe, kunstgeschichtliche Vorlesungen zu hören: Adolf Furtwänglers »Geschichte der griechischen Kunst«. Hier habe sich sein damaliger Tag – und damit implizit sein Leben nahe der Kunst – komplettiert. Vormittags habe er sich mit dem Versuch der Wiedergabe des menschlichen Körpers beschäftigt, nachmittags bei Furtwängler mit dessen Schönheit »im Lichtbild« an der Wand<sup>268</sup>. Schließlich sei er glücklich gewesen, als

er die Jura-Bücher 1898 gegen die der Klassischen Archäologie habe tauschen können, weil diese ihm größtmögliche Nähe zur Kunst gewährten, ohne selbst ein »höheres Wesen« zu sein.

Von 1898 bis 1902 studierte Curtius Klassische Archäologie in München. Er begann sein Studium zu einer Zeit, in der die Methodik der Archäologie einigen Umwälzungen unterworfen war, die unter anderem dazu führten, dass die Popularität griechischer Bildästhetik enorm stieg. Prachtvolle Ausstellungen der neuesten Funde, opulente Bildbände oder Anschauungs- und Zeichenunterricht in den Schulen sorgten im Kaiserreich für einen neuen »Kult um die Kunst« und eine beträchtliche Popularisierung der »schönen« Antike<sup>269</sup>. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war die enge methodische Bindung der Klassischen Archäologie an die Philologie zum Problem geworden, denn in Anbetracht der ausufernden Materialfülle wurde es immer schwieriger, die Fundstücke auf Basis antiker Texte zu analysieren, wie dies bisher wissenschaftliche Praxis gewesen war. Unter dem Einfluss lebensreformerischer Strömungen wurde zudem der Vorwurf laut, die Philologie weise »Unsinnlichkeit« und eine zu große Distanz zum »Leben« auf<sup>270</sup>. Die Antike galt auch in diesen Bewegungen, in Übernahme klassizistischer bürgerlicher Auffassungen, als Vorbild für »Natürlichkeit«, »Lebendigkeit« und Körperbewusstsein<sup>271</sup>. Der ver-

<sup>265</sup> Jansen 1992, 36.

<sup>266</sup> Curtius, Welt (1950), 157.

<sup>267</sup> Curtius, Welt (1950), 155.

<sup>268</sup> Curtius, Welt (1950), 156.

<sup>269</sup> Sünderhauf 2004, 71. Sünderhauf kehrt überzeugend die These von Suzanne Marchand um, die Archäologie habe von der

wachsenden Popularität griechischer Bildästhetik profitiert. Vielmehr löste die Archäologie diese durch ihre Beiträge um die Jahrhundertwende erst aus. Vgl. Marchand 1996, 142 f.

<sup>270</sup> Sünderhauf 2004, 63.

<sup>271</sup> Sünderhauf 2004, 56.

meintlich rein rationalen Ordnung der Industriegesellschaft gaben sie die Schuld am Verlust der Verbindung des Menschen zu seiner natürlichem Umwelt<sup>272</sup>. Affektive Stimmungslagen wurden vor diesem Hintergrund ausdifferenziert und in Abkehr von einem »technischen« Rationalismus zu besonderen Qualitäten stilisiert<sup>273</sup>.

Der Münchner Archäologe Heinrich Brunn (1822–1894) wurde vor diesem Hintergrund zum Begründer einer neuen Analyseform: Er schlug als Instrumentarium eine Bildsemantik vor, die der Spezifik der Monumente und deren optischer<sup>274</sup> Erfahrung – also in Loslösung von den textlichen Quellen – gerecht werden sollte. Er wollte über das »instinktive« Verständnis einer Form hinausgehen und ein bewusstes Verständnis des Bildwerks durch den Betrachter ermöglichen. Die bisherige enge Bindung der Archäologie an die Philologie habe, so Brunn, zu einer Verkümmern der sinnlichen Wahrnehmung junger Archäologen geführt, sodass er sie kaum in der Lage sah, Monumente zu erkennen, zu betrachten und zu beschreiben, weswegen die Archäologie sich zuerst von der Philologie in aller Schärfe abgrenzen müsse, um dann die verbleibenden Gemeinsamkeiten wieder zu betonen. Brunns Herangehensweise sah vor, durch das Zusammenfügen einzelner Linien, Flächen und Formen eine Syntax zu erschaffen, die Rückschlüsse auf die »geistige Idee« hinter dem Bildwerk zulasse<sup>275</sup>. Das jeweilige Fundstück – und das ist bis in die gegenwärtige Archäologie so – sollte durch umfassende Beschreibung als Quelle für weitere Fragestellungen vorbereitet werden, ähnlich der Übertragung eines fremdsprachigen Textes in die eigene Sprache. Die exakte Beschreibung des Bildwerks sollte dabei die »Vokabeln« liefern, aus denen in einem zweiten Schritt die Bildsyntax entstehen sollte, was in der Philologie einem ganzen übersetzten Satz entsprach. Im abschließenden Schritt sollte die Bildgrammatik des gesamten Stückes erfasst werden, um damit die Bildbotschaft zu entschlüsseln<sup>276</sup>. Die so geschaffene kunstwissenschaftliche Hermeneutik galt 1885 als modernste wissenschaftliche Methodik<sup>277</sup>.

Zwar förderte die Loslösung der Archäologie von der Philologie neue Erkenntnisse aufgrund der visuellen Erfassung der Werke, doch hatte sie auch einen graduellen Verlust einer rational-kritischen –

also im eigentlichen Sinne wissenschaftlichen – Auseinandersetzung mit den Fundstücken in der Kunstarchäologie zur Folge<sup>278</sup>. Schien es, als habe Brunn mit seinem weitgehend rationalen Konzept der »Anschauung« der »ästhetischen Schwärmerei« und Romantisierung der Fundstücke eine Absage erteilt, so war es doch nicht frei von Tendenzen, die »einer wachsenden Irrationalisierung der Kunstbetrachtung Vorschub leisteten«<sup>279</sup>.

Durch die neuartige Methodik rückte der als Begründer der kunstwissenschaftlichen Archäologie geltende Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) wieder in den Fokus, denn auch er ging seinerzeit über die reine Analyse schriftlicher Quellen hinaus und plädierte für eine optische Analyse der Antiken mit formalen Begrifflichkeiten. Brunn hatte fortan den Ruf, die winckelmannsche Idee von Kunstanschauung fortzuführen, die Rede war gar von der »Winckelmannschen Schule«, sprach man von dem Münchner Archäologen Brunn und dessen Schüler Adolf Furtwängler<sup>280</sup>. Als Schüler Furtwänglers ist Ludwig Curtius der Denktradition Brunns unmittelbar zuzuordnen, doch gilt es zu klären, wo im Spannungsfeld der »wachsenden Irrationalisierung« er sich befand.

Über seinen Lehrer Furtwängler berichtet Curtius in »Deutsche und antike Welt«, dass er ein »geborener Augenmensch« gewesen sei, der »überall zuerst sah und erst dann dachte.« »Fortwährend sehen, immer Neues sehen, das Alte wiedersehen, um durch die Erfahrung des täglichen Verkehrs mit antiken Kunstwerken und durch unermüdliches Reisen während der Ferien sein Auge immer mehr zu schärfen, die Wertskala der Beurteilung immer feiner auszubilden, das war sein persönliches Bedürfnis<sup>281</sup>.« Das sei spürbar gewesen, wenn Furtwängler im Hörsaal zu Bildern vortrug, doch, so Curtius, sei seine »wissenschaftliche und rhetorische Technik« »primitiv« gewesen<sup>282</sup>. Er habe weder die Würde eines Hermann Grimm (1828–1901), noch das Sprachgefühl eines Heinrich Wölfflin (1864–1945) besessen. Obendrein habe Furtwängler – und das ist besonders hervorzuheben – die in den Vorlesungen präsentierten Bildwerke lediglich »nach ziemlich äußeren Merkmalen« von Ähnlichkeit miteinander in Verbindung gebracht. Auch habe nur ein beschränktes Vokabular wie »schön«, »köstlich« und »entzückend«<sup>283</sup> zu des-

272 Schulz 2005, 26.

273 Hettling 2009b, 638.

274 Hierauf lag besondere Betonung in Abgrenzung zur akustischen Erfahrung der Philologie, siehe Sünderhauf 2004, 64.

275 Sünderhauf 2004, 64.

276 Schollmeyer 2012, 12.

277 Sünderhauf 2004, 64.

278 Sünderhauf 2004, 67.

279 Sünderhauf 2004, 65.

280 Sünderhauf 2004, 65.

281 Curtius, Welt (1950), 166.

282 Curtius, Welt (1950), 167.

283 Curtius, Welt (1950), 167.

sen charakterisierendem Sprachschatz gehört. Zu beachten ist, dass Curtius hier Kategorien der »Würde« und des »Sprachgefühls« zur Bewertung wissenschaftlicher Methodik heranzieht. Curtius' Aussage, Furtwängler sortiere nach »ziemlich äußeren« Merkmalen, mutet seltsam an, war doch die Herangehensweise über die optische Analyse gerade das innovative Konzept Brunns, des Lehrers Furtwänglers. Curtius glaubte bei Furtwänglers Herangehensweise also entweder ein mangelndes Verständnis für die Bildbotschaft oder aber mangelndes Einfühlungsvermögen in das Bildwerk zu sehen. Sünderhauf interpretiert die Einschätzungen Curtius' dahingehend, dass Brunns moderne Analyseform bereits von dessen Schüler Furtwängler unterlaufen wurde<sup>284</sup>, doch scheint es eher der Fall zu sein, dass Curtius bei Furtwängler die mangelnde Einfühlung in die Bildwerke kritisierte.

Weitere Hinweise in diese Richtung finden sich bei dem österreichischen Archäologen und Curtiusfreund Guido Kaschnitz von Weinberg (1890–1958). Furtwängler gelte zwar, so Kaschnitz, als Begründer der vergleichenden Stilbetrachtung und sei im Vergleich zu seinem Schüler Curtius der »genialere« gewesen, doch sei letzterer über seinen Lehrer hinausgewachsen, indem er die brunn-winckelmannsche Tradition übernommen habe und diese mit seiner eigenen poetisch-schöpferischen »Einfühlung in das geschichtliche Wesen der antiken Formenentwicklung« kombiniert habe<sup>285</sup>. Dass Kaschnitz hier die »Einfühlung« Curtius' hervorhebt und Furtwängler als den »genialeren« darstellt, lässt es erscheinen, als ob nicht Furtwängler die von Brunn begründete rein formelle optische Analyse unterließ, sondern Curtius.

Curtius teilte die Archäologen in die Lager der intuitiven »Geometer« und der philologisch geschulten »Analytiker<sup>286</sup>« und es muss der Frage nachgegangen werden, ob Begrifflichkeiten wie »Intuition« oder »Einfühlung« den Bereich markieren, den Sünderhauf als »Irrationalisierungstendenzen« der Wissenschaft bezeichnet. Bei seiner Unterteilung sprach Curtius von der Archäologie als »weitläufige[m] Gebäude« mit »vielen Wohnungen<sup>287</sup>«. Auch Wissenschaftler mit »rein technischen Begabungen« könn-

ten, so Curtius, »größte Entdeckungen« machen, wie etwa der Bauforscher und Tiryns-Ausgräber Wilhelm Dörpfeld (1853–1940). Und das, obwohl er eine Abneigung gegen Lyrik habe und in einer Sitzung zum Apollonideal gar feststellte, er interessiere sich nicht für Porträtköpfe<sup>288</sup>. In den Beschreibungen Dörpfelds findet sich der Archetyp des zu Curtius antithetischen Archäologen, dem ein Gespür für »Kunst« abgeht. Dieser Sinn aber, so Curtius implizit, sei letztlich notwendig, um die griechische Kunst und damit die griechische Kultur und Gesellschaft oder gar das »Ideal« der Antike verstehen zu können, und nur die wenigsten Archäologen, so Curtius weiter in »Deutsche und antike Welt«, wiesen jenes Verständnis auf. Die bei ihm zuhause aufbewahrten antiken Fundstücke seien etwa bei Künstlern oft auf großes Interesse gestoßen, doch nur selten habe sich mit Archäologen ein Gespräch über »ihre Schönheit oder über ihre Deutung« entwickelt<sup>289</sup>. Curtius inszenierte hier die »kunstverstehenden«, »intuitiven« Archäologen als Minderheit, doch war eher ein gegenteiliger Trend zu verzeichnen, denn gerade Kategorien wie Schönheit, Klarheit, Reinheit oder »Licht und Wärme der Empfindung« waren im Gegensatz zu »Schärfe und Kälte der Kritik<sup>290</sup>« um die Jahrhundertwende populär. Nicht jene philologisch-technische Herangehensweise, wie Dörpfeld sie aufwies.

Curtius näherte sich der Archäologie aus einer künstlerischen Richtung, was der Besuch der Schule von Schmid-Reutte oder die enge Beziehung zum Bildhauer Adolf Hildebrand zeigen<sup>291</sup>. In seiner Dissertation »Die antike Herme«, die er im Januar 1902 in München vorlegte, schritt Curtius im analytischen Teil methodisch zuerst die philologischen Quellen ab, bevor er vergleichend zur Herkunft der Herme gelangte. In der Einleitung spürte Curtius einer religiösen Parallelwelt nach, die sich abseits der klassischen Götterideale bewege. Dort finde gleichsam die menschliche, die alltägliche Seite von Religion statt. »Vor den herrischen, adeligen Bildern der großen Kunst schweigt der Betende. [...] Aber vor den Zwischengestalten und niederen Formen verrät er sich. Die unnahbare Gottheit geht in die kleine Hütte seiner Bedürfnisse und Sorgen nicht ein; aber das Idol

284 Sünderhauf 2004, 67.

285 Kaschnitz von Weinberg 1958, 15.

286 Kaschnitz von Weinberg 1958, 14.

287 Curtius, Welt (1950), 165.

288 Curtius, Welt (1950), 165 f.

289 Curtius, Welt (1950), 166.

290 Brunn 1906, 244.

291 Das »Erleben« von Kunst rief bei Curtius in seiner Selbstdarstellung bisweilen körperliche Reaktionen hervor, etwa Weinkrämpfe beim Hören der Appassionata Beethovens. Curtius, Welt (1950), 96. An anderer Stelle schilderte er, es »überströme« ihn »jedesmal das Glück, daß es so etwas Herrliches auf der Welt« gebe »wie die griechische Kunst«, wenn er aus dem »literarischen Teil« der »methodische[n] Arbeit« der Archäologie wieder zu den Denkmälern zurückkehre, L. Curtius, Tagebuchaufzeichnungen 1942–1944, in: J. Moras (Hrsg.), Torso (Stuttgart 1957), 294.

wohnt mit ihm an Schwelle und Nische, Ackergrenze und Schiffsschnabel. Spricht jene vom Göttlichen im Menschlichen, raunt dieses vom Menschlichen im Göttlichen<sup>292</sup>.« Der Philosoph und Psychologe Ludwig Klages (1872–1956) habe Curtius nach der Lektüre seiner Dissertation denjenigen Menschen zugeordnet, die die Fähigkeit besäßen, zu »philosophisch-religiösen Einsichten« in das »Leben der Welt« zu gelangen, was Klages als die »innere Schau« bezeichnet habe<sup>293</sup>. Die »Einführung«, die durch das Zitat exemplarisch verdeutlicht wird – hier in die alltägliche Bedeutung von Idolen niederer Gottheiten für den antiken Menschen – konnte behilflich sein, zu wissenschaftlicher Erkenntnis zu gelangen.

Curtius sei, so sein Schüler Otto Brendel (1901–1973), »trotz seiner vielseitigen Interessen und Tätigkeiten in der Hauptsache immer Gelehrter gewesen«<sup>294</sup>. Er habe Zeit seines Lebens auf »der Wissenschaft als einer notwendigen Disziplin und Tugend« bestanden, das Gegenteil davon sei »Dilettantismus und ›Gefasel‹«. »Kunstgerede« sei nie sein »Fall« gewesen. Mit »Kunstgerede« meinte Brendel die bloße Anschauung, ohne ein Verständnis für die dahinterliegende tiefere Botschaft aufweisen zu können. Brendel führte aus, Curtius habe ein »lebhaftes Gefühl« dafür aufgebracht, dass die »streng prüfende und sorgfältig rekonstruierende archäologische Methode der beste Ausgangspunkt für alle Kunstkenntnis und Kunstkritik war«<sup>295</sup>. Das Urteil Brendels – des Liebblingsschülers Curtius' – ist also eindeutig: Curtius ging streng methodisch vor und bewegte sich fern jeglicher »Irrationalisierung«.

Curtius' wissenschaftlicher Verdienst sei, so Brendel, sein Bemühen um eine »Gesamtkunstgeschichte« gewesen, denn es sei ihm um die Herausstellung von Kunst und deren »Eigencharakter« innerhalb der Archäologie gegangen. Kunst habe Curtius also nicht nur als bloße Illustration literarischer Quellen oder historischer und kultureller Umstände verstanden wissen wollen, sondern als eigenständiges Gebiet<sup>296</sup>, denn auch »die reichste, ausgebildetste, virtuos gehandhabte Sprache« könne »nie die volle prägnante Gegenständlichkeit eines Seins erfassen«<sup>297</sup>. Dieses Ziel verfolgte freilich bereits Brunn in den 1880er Jahren durch seine Loslösung von der Philologie. Weiter habe das wissenschaftliche Werk

von Curtius auf einen neuen »Universalismus« der Kunst gezielt, der die Grenzen der Disziplinen, die bisher nach philologischen Gebieten unterteilt waren, auflösen sollte. Der erste Band von »Die antike Kunst« von 1913<sup>298</sup>, in dem Curtius versuchte, eine Kunstgeschichte Ägyptens und Vorderasiens zu schreiben, sei zwar recht schnell durch neue Funde und Erkenntnisse überholt worden, doch bestehe die »methodische Forderung« nach einer »kritischen Kunstgeschichte« neben einer rein »archäologischen Erforschung« weiterhin<sup>299</sup>.

Curtius' Versuch, sich der ägyptischen und vorderasiatischen Kunst mit überwiegend formalen Begriffen zu nähern, wurde von Guido Kaschnitz von Weinberg als Wagnis bezeichnet, da es zum damaligen Zeitpunkt selbst für Wissenschaftler vom (ägyptologischen) Fach schwer gewesen sei, sich mit dieser Herangehensweise eine Reputation zu bewahren. Rein kunstgeschichtlichen »ästhetisch-psychologische[n]« »Vorstöße[n]« sei in der stark philologisch orientierten Ägyptologie zum damaligen Zeitpunkt kein Erfolg beschieden gewesen, weswegen die Ägyptologen solchen Versuchen ablehnend gegenüberstanden. Curtius, so Kaschnitz, habe solche Überlegungen allerdings gar nicht erst angestellt und eine Geschichte der ägyptischen Kunst vorgelegt, die im Wesentlichen auf formalen Kriterien beruhte. Da Curtius kein Ägyptologe war, konnte er dieses »Wagnis« leichter eingehen. Grundlage dieser Untersuchung sei Curtius' Beschäftigung mit der hethitischen Kunst gewesen. Stark beeinflusst sei er allerdings ebenso von der »modernistische[n] Raumauffassung« des Bildhauers Adolf Hildebrand<sup>300</sup> gewesen, die sich etwa mit dem idealen Blickpunkt auf Bildwerke beschäftigte. Hildebrand definierte den Begriff der »Wirkungsform«, in der jeder »Einzelfaktor« einer »Erscheinung« nur im »Bezug und im Gegensatz« zu einem anderen etwas bedeute. Alle »Einzelfaktoren«, wie »Größen«, »Hell und Dunkel«, »Farben«, gäben nur »relativ« ihren Wert ab. »Alles beruht auf Gegenseitigkeit. Jedes wirkt auf das andere, bestimmt dessen Wert mit.« Der Gesamteindruck eines Bildwerkes entstehe aus einem »gemeinschaftlichen Wirkungsergebnis aller Erscheinungsfaktoren«, also des »Verhaltens der Einzelfaktoren zueinander«. Nur in der Beziehung zueinander behielten die »Ein-

292 Curtius 1903a, 2.

293 Curtius, Welt (1950), 247.

294 Brendel 1957, 14.

295 Brendel 1957, 14.

296 Brendel 1957, 14.

297 Curtius 1913a, 4.

298 L. Curtius, Die antike Kunst. Ägypten und Vorderasien<sup>3</sup> (Darmstadt 1959) [Originalausgabe Berlin 1913]. Der zweite Band »Die klassische Kunst Griechenlands« erschien erst 1938. Hier verwendet wurden die Nachdrucke von 1959.

299 Brendel 1957, 16.

300 Hildebrand 1913, 12.

zelfaktoren« ihre Bedeutung. Reißt man sie aus dem Zusammenhang, verlören sie sie<sup>301</sup>.

Hierfür gab es keinerlei methodische Vorläufer in der ägyptischen Kunstgeschichte. Allerdings habe Curtius den Fehler begangen, sich philologisch nur mangelhaft vorbereitet zu haben<sup>302</sup>, dafür jedoch – und dies Urteil ist ähnlich dem von Otto Brendel – habe er eine »Schuld« ausgelöst. Brendel sprach von einer »Forderung«, die durch Curtius im Raum gestanden, die Fachwissenschaft zwar kaum bewegt habe, für eine Gesamtkunstgeschichte allerdings notwendig gewesen sei. Tendenzen der »Irrationalisierung« des Diskurses sprach Kaschnitz auch an, denn Curtius sei es nicht möglich gewesen, den klassizistischen Tendenzen seiner Zeit – der Jahrhundertwende – zu »entrinnen« und einen »objektiven« Standpunkt bei der Betrachtung von Form und Struktur einzunehmen und auf ein »ästhetisches« Urteil zu verzichten. Er zeige allerdings Bemühungen, die »klassizistisch-naturalistische« Betrachtungsweise »möglichst im objektiven Sinne« zu korrigieren. Trotz der »zeitgebundenen Einschränkungen« sei Curtius' Versuch als ein enormer Fortschritt für das Verständnis des ägyptischen »Formungswillens« zu werten<sup>303</sup>. Vorsichtig verortete Kaschnitz Curtius letztlich im von »Irrationalisierungstendenzen« beeinflussten Teil der Wissenschaft und führte dies auf zeittypische Tendenzen zurück.

Nicht nur das »Wagnis«, sich der ägyptischen Kunst mit formalen Kriterien zu nähern, stieß auf Kritik. Der klassische Archäologe Reinhard Lullies (1907–1986)<sup>304</sup>, der die Schriften Curtius' bibliographisch zusammentrug, berichtete von Kritikern, die »einzelne seiner Forschungsergebnisse in Frage stellen« und »an seinem Stil überhaupt Anstoß nahmen«, indem sie seine Veröffentlichungen mit denen anderer Archäologen »seiner eigenen und einer jüngeren Generation« verglichen<sup>305</sup>. Am wissenschaftlichen Stil Curtius' nahm auch der Kunsthistoriker Aby Warburg (1866–1929) Anstoß, der 1928/1929 Rom besuchte, um an seinem kunstwissenschaftlichen Kata-

log Mnemosyne<sup>306</sup> zu arbeiten. Engen Kontakt hatte er in diesem Zusammenhang auch mit dem Deutschen Archäologischen Institut, dessen römischer Zweigstelle Curtius ab 1928 als Erster Sekretar vorstand. Nach einem Vortrag von Curtius urteilte Warburg, dass dessen Stil ihn »in der Überzeugung bestärkt« habe, »daß ich den Herren von der Wissenschaft hier methodologisch was zu sagen habe: seine Synthese war nicht breit und nicht tief genug unterpfählt. Seine Mittel, typisches gegen einander zu stellen doch im Grunde nur ein ›künstlerisch‹ fein einführender Männerbusen. Seine Sprache zog an: weil die ehrliche Hingabe und der sachverständige Ernst Prägränder schlugen. Aber: zurückgebliebene Methode<sup>307</sup>.« An anderer Stelle wohnte Warburg einem Vortrag des zweiten Sekretars – und Stellvertreters Curtius' – Armin von Gerkan (1884–1969) bei, der »seine auf technischen Gründen beruhenden Einwände gegen die Echtheit des Bostoner Thrones gegen Curtius' ästhetische Einfühlungstheorien verteidigt<sup>308</sup>.« Warburg kritisierte letztlich die »wachsende Irrationalisierung<sup>309</sup>«, denn die Formulierung des »fein einführenden Männerbusens« und der »ästhetischen Einfühlungstheorien« implizieren eine größtmögliche Ferne von wissenschaftlich fassbaren Begrifflichkeiten. Warburg beschrieb mit der »technischen« und der »ästhetischen« Seite der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung dieselben Kategorien, die auch Curtius dargelegt hatte. Dabei gilt es allerdings zu beachten, dass eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Fundmaterial über Jahre bzw. Jahrzehnte hinweg eine Intuition zu schaffen vermag, die durchaus auch wissenschaftlich zulässig sein kann.

Eine Grenzziehung ist nur schwer möglich, sodass auch Curtius' wissenschaftliches Werk letztlich in einem Graubereich verbleibt. Tendenzen der Irrationalisierung mögen zu beobachten sein, wissenschaftlich bleibt es dennoch, auch wenn Curtius' Werk recht bald durch neue Erkenntnisse überschrieben wurde. Curtius brachte es in der Klassi-

**301** Alle vorhergehenden Zitate aus Hildebrand 1913, 17. Es ist denkbar, dass Curtius aus der Raumauffassung Hildebrands auch politische Implikationen zum Verhältnis vom Individuum zur Gesellschaft (zur »Volksgemeinschaft«) ableitete.

**302** Bei dem starken Fundament der Ägyptologie in der Philologie heißt das letztlich, dass er die Methodik des Faches außer Acht ließ.

**303** Kaschnitz von Weinberg 1958, 12.

**304** Schüler von Bernhard Schweitzer (1892–1966).

**305** Lullies 1979, 12.

**306** Der »Bilderatlas Mnemosyne« war das letzte wissenschaftliche Großprojekt Aby Warburgs, das aus seiner lebenslangen

Ausstellungstätigkeit resultierte. Auf Holztafeln, die mit schwarzem Leinen überzogen waren, wurden Fotografien nach Bildern, Reproduktionsfotos aus Büchern oder Bildmaterialien aus Zeitungen oder aus dem Alltag so geheftet, dass sie verschiedene thematische Bereiche veranschaulichten. Warburg 2003, VII. Der Bilderatlas bleibt in Teilen rätselhaft, da Warburg nur eine kurze Einleitung zu einer geplanten Publikation hinterließ, bevor er 1929 starb.

**307** Michels – Schoell-Glass 2001, 382 f.

**308** Michels – Schoell-Glass 2001, 423.

**309** Sünderhauf 2004, 65.

schen Archäologie nicht so sehr aufgrund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu einem gewissen Renommee, sondern aufgrund seiner Vermittlungs-

fähigkeiten zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sowie seines Postens als Wissenschaftsmanager in Rom ab 1928.

## 4.4 Katholizismus

Curtius steckte in »Deutsche und antike Welt« vier Eckpunkte ab, unter denen seine Religiosität zu betrachten sei. Beide Elternteile stammten aus katholischen Familien, doch habe sein Vater eine »eigene religiöse Welt« entwickelt, die »damals ausgesprochen protestantisch« gewesen sei und die er den Kindern mitgeteilt habe, indem er ihnen aus dem Alten Testament einer Prachtbibel des Grafikers Gustave Doré (1832–1883) vorgelesen habe<sup>310</sup>. Anhand dieser Episode beschreibt Curtius seine Abkehr vom Alten Testament, genauer: von den jüdischen Wurzeln des Christentums. So habe er weder als Kind noch später als Erwachsener verstanden, warum Gott etwa im Zorn auf Jesaja und Jeremia herabfuhr oder warum er Adam und Eva zur Sünde verlockte und dann bestrafte. Außerdem habe er die Rolle der Juden in Ägypten, »wo sie doch gastlich aufgenommen worden waren«, immer äußerst »zweideutig« betrachtet<sup>311</sup>. Speziell die Episode der Israeliten in Ägypten stellt einen wichtigen Fixpunkt im jüdischen Tanach bzw. im Alten Testament für das Selbstverständnis der jüdischen Religion dar, ist sie doch Teil des Gründungsmythos des Volkes Israel. Curtius impliziert hier letztlich ein mindestens diskutables Verhalten der Israeliten, das sie erstens ihr Gastrecht verwirken ließ und darüber hinaus in die (selbstverschuldete) Sklaverei führte. Das durch eigenes (Fehl-)Verhalten verwirkte Aufenthaltsrecht in einem anderen Land ist vor dem Hintergrund des europäischen Antisemitismus eine problematische Auffassung, da Curtius hier ein Bild von Juden als bestenfalls Geduldete, eigentlich aber Fremde kolportiert<sup>312</sup>. Er habe sich vor dem Alten Testament verschlossen und sich auch später in ihm »nie mehr heimisch gefunden«, so Curtius abschließend<sup>313</sup>.

Seine eigene Religiosität »lag nicht im Alten Testament«, sondern »im Dom von Augsburg« und in der darin herrschenden Mystik des Katholizismus, die seine ästhetisch-künstlerischen Auffassungen widerspiegelte. »Aber gerade seine Unregelmäßigkeit, ein geheimnisvoller, halb dunkler, selten benutzter Westchor [...] verleihen dem Bauwerk einen besonderen Zauber, der sich für mich auch heute noch nicht verloren hat.« Auch die darin gefeierten Messen trugen für ihn zu jener mystisch aufgeladenen Stimmung bei. Dass »alle nach dem Klingelzeichen der Wandlung in anbetende Verehrung zusammenknickten, erfüllte mich mit stillem Schauer. So zog das Erhabene in mein Gemüt ein<sup>314</sup>.« Und nicht zuletzt war der Dom von Augsburg für Curtius, der sich gegenüber Friedrich Naumann als ein »Mußmoderner<sup>315</sup>« bezeichnete, ein Zufluchtsort vor eben jener Moderne. »Ich erfuhr frühe, daß es außer der kleinen Welt da draußen mit ihrer täglichen Unruhe und Sorge eine andere des Friedens und der absoluten Größe gibt«, die eine »rein geistige« sei<sup>316</sup>.

In Abkehr von den jüdischen Wurzeln betonte Curtius das griechisch-römische Erbe des Christentums. Zuvorderst sei ohnehin »jeder große Gedanke Europas« »zuerst griechisch-römisch« gewesen<sup>317</sup> und das Christentum sei von der griechischen Religionsphilosophie »getränkt<sup>318</sup>.« In der griechischen Religion gebe es, in Abgrenzung zu vorhergehenden Religionen, keinen Bereich, der nicht »göttlich« sei, und jene »Vergöttlichung des Seins« habe eine »Sinngebung« durch das Christentum ermöglicht<sup>319</sup>. Rom betrachtete er als den »großen symbolischen Namen«, der die »humanistisch-christlichen Ideen« schließlich durch eine »beinahe zwei Jahrtausende sich hinziehende Kontinuität« in die Gegenwart

<sup>310</sup> Curtius, Welt (1950), 75.

<sup>311</sup> Curtius, Welt (1950), 75.

<sup>312</sup> Eine solche Auffassung findet sich etwa auch bei Curtius' gutem Freund, dem Pädagogen Hermann Lietz, der ebenso von einem »Gastrecht« der Juden sprach, das diese »verwirken« können, vgl. Koerrenz 2011, 192 ff.

<sup>313</sup> Curtius, Welt (1950), 75.

<sup>314</sup> Curtius, Welt (1950), 76.

<sup>315</sup> Curtius, Welt (1950), 163.

<sup>316</sup> Curtius, Welt (1950), 77.

<sup>317</sup> Curtius, Welt (1950), 84.

<sup>318</sup> Curtius 1937e, 93.

<sup>319</sup> Curtius 1937e, 93.

überführt habe. Vor allem die griechisch-römische Tradition der christlichen Kirche war in Curtius' Glaubenswelt zu betonen, da sie die Verbindung schuf, durch die er selbst dem Ideal der Antike so nah wie möglich sein konnte. Bilden der Mystizismus der Kirche, die Kontinuität durch das Griechisch-Römische und die Ausklammerung der jüdischen Wurzeln drei der vier eingangs genannten Eckpunkte, so fehlt noch ein letzter: der deutsche.

Der Protestantismus nimmt bei Curtius die Rolle des spezifisch deutschen Aspektes des Christentums ein, den er auch in sein Selbstverständnis einbezog – etwa durch die Betonung der religiösen Welt des Vaters, die ebenfalls »ausgesprochen protestantisch« gewesen sei, oder durch sein eigenes persönlich-emotionales Erleben der Schriften Martin Luthers. Als Privatlehrer des jungen Wilhelm Furtwängler habe er sich über Nacht auf die Reformation vorbereiten müssen und vor Tagesanbruch die Schriften Luthers gelesen. »In der Stille ringsum wurde es mir bei dieser Lektüre eigentümlich fromm spätmittelalterlich zumute, das Lutherische Ringen des sündigen Menschen um einen unmittelbaren Zugang zur Gnade Gottes erlebte ich so lebendig in mir, daß ich in einen Tränenstrom ausbrach, der mich reinigte<sup>320</sup>«. Nicht nur greift die religiöse Gemengelage bei Curtius den Titel seiner Lebenserinnerungen »Deutsche und antike Welt« wieder auf, sie dient – durch Curtius' Einbeziehung des Protestantismus in seine Vorstellungen – auch dem einigenden Gedanken der deutschen Volksgemeinschaft, diesmal auf der (über-)konfessionellen Ebene.

Mit Blick auf die Beschaffenheit der Konfessionen sei noch ein weiterer Aspekt genannt. Curtius stellte immer wieder zentripetale und zentrifugale gesellschaftliche Kräfte gegenüber, die sich in ihren idealen Ausprägungen in den Begriffen der Volksgemeinschaft und der Demokratie westlichen Vorbilds äußerten. Der Protestantismus und die Pastoren seien zum einen im »Zeitalter naturwissenschaftlicher Aufklärung« nicht mehr »populär« und außerdem zersetze »moderne Bibelkritik« dessen »dogmatische Substanz«, weswegen die Zahl der protestantischen Kirchgänger schwinde. Die katholische Kirche sei zwar von den gleichen »Zeitstürmen« »umwettert«, doch sei dort, anders als beim Protestantismus, der Zusammenhalt größer, da keine »Vielstimmigkeit« der Glaubensauslegung herrsche. So »blieb dem ein-

zelnen protestantischen Geistlichen nicht einmal die Bundesgenossenschaft seiner Amtsbrüder der benachbarten Sprengel, die ja auch das Recht hatten, das Evangelium ganz anders auszulegen. Darüber standen die Landeskonsistorien, die einen Rest gemeinsamer Lehre in diplomatisch unklaren Kompromißformeln zu retten versuchten<sup>321</sup>.« Der Pluralismus und die Kompromissfähigkeit – beides auch Eigenschaften der modernen Demokratie – wurden von Curtius als Schwäche des Protestantismus ausgemacht. Ähnliche Kritik übte auch ein politisches Vorbild Curtius', der Orientalist Paul de Lagarde. Dessen Publikation »Deutsche Schriften« habe Curtius 1898 in Rom »entdeckt« und ihnen sei er seither »treu<sup>322</sup>«. De Lagarde kritisierte eine »heillose Vielheit«, in die sich der Protestantismus aufgespalten habe<sup>323</sup>. Die Wagenburgmentalität und der Zusammenhalt der katholischen Kirche sorgte hingegen dafür, dass diese sich erfolgreich gegen Angriffe von außen zur Wehr setzen könne. Außerdem habe der »Prunk, die sinnliche Eindringlichkeit oder die mystische Tiefe ihrer sakramentalen Riten« die Zahl der abwandernden Gläubigen gering gehalten<sup>324</sup>. Auch wenn diese Ausführungen aus dem Jahr 1950 stammen, so kann doch festgehalten werden, dass solche Ideen schon früh begannen, Curtius zu prägen, spätestens seit den ersten politischen Schritten um 1896. Der Katholizismus Curtius' stand auf der gleichen Ebene neben seinem deutschen Nationalismus, letzterer überwog meist, widersprochen haben sich diese beiden Aspekte allerdings nie.

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert war das urbane katholische Milieu weitgehend »verbürgerlicht« und pflegte ein liberales Modell des Katholizismus. Ein Teil des Milieus blieb allerdings – ungeachtet des mit der Verbürgerlichung einhergehenden sozialen Aufstiegs – weiterhin einem Konservatismus treu, der Skepsis gegenüber der Moderne bedingte. Dem liberalen »optimistischen« Bürgerlichkeitsmodell stand somit seit der Reichsgründung 1871 ein konservatives, »pessimistisches« Modell gegenüber<sup>325</sup>. Modernismuskritik findet sich auch bei Curtius und war ohnehin ein weit verbreitetes Phänomen in bildungsbürgerlichen Kreisen. Der Katholizismus lieferte mitunter eine »kompensatorische Bewältigung<sup>326</sup>« der Modernisierung und trug für Curtius zum inszenierten Selbstbild als »Mußmoderner<sup>327</sup>« bei. Dem politischen Katholizismus blieb er

320 Curtius, Welt (1950), 199.

321 Curtius, Welt (1950), 159.

322 Curtius, Welt (1950), 175.

323 Sieg 2007, 57.

324 Curtius, Welt (1950), 159.

325 Mergel 1994, 308.

326 Sieg 2007, 18.

327 Curtius, Welt (1950), 163.

fern und wandte sich stattdessen dem politischen Denken des protestantischen Pfarrers Naumann zu, was durchaus keine ungewöhnliche Entwicklung war. Auch Curtius' Vater wählte nicht die Zentrums- partei, sondern nationalliberal, blieb also auch dem politischen Katholizismus fern. Im katholischen Bürger- tum gab es um die Jahrhundertwende Strömungen, die die Integration in das Wilhelminische Kaiser- reich mit Nachdruck forderten und der Zentrums- partei mangelnden Patriotismus und – schlimmer noch – »Demokratismus« vorwarfen<sup>328</sup>. Ähnliche

Forderungen stellte auch Curtius an die Gesamt- gesellschaft und er blieb der Zentrums- partei ver- mutlich aufgrund der vermeintlichen Klientelpolitik fern.

Prunk, Traditionslinien in die Antike, Mystizis- mus und die Kirche als Trutzburg gegen die »Zeitstür- me« der Moderne waren für Curtius die wichtigsten Faktoren in seinem katholischen Glauben. Nicht zu- letzt dürfte auch die etatistisch- hierarchische Orga- nisationsform der Kirche, die er ebenso auf Rom zu- rückführte, Eindruck bei Curtius hinterlassen haben.

## 4.5 Pädagogisches – Privatlehrer, Hermann Lietz, Wandervogel

Seit Beginn seines Archäologiestudiums 1898 arbeite- te Curtius als Assistent am Königlichen Antiquarium in München. Außerdem reiste er in diesem Jahr nach Rom und überwinterte im Deutschen Archäologi- schen Institut, dessen Sitz sich damals noch auf dem Kapitol befand. Den damaligen Ersten Sekretar Eugen Petersen (1836–1919) beschrieb er als bedeuten- den Gelehrten, der »durch viele anstrengende Nacht- arbeit frühe bleich und weiß« geworden war. Peter- sen habe zu den Archäologen gehört, deren Ursprünge noch in der Philologie gelegen hätten, und der deswegen beides, »antike Literatur und Denkmä- ler«, beherrscht habe<sup>329</sup>.

Zu dieser Zeit war Curtius Teil der kleinen Schü- lergemeinschaft um Adolf Furtwängler, zu dem er ein inni- ges Verhältnis pflegte<sup>330</sup>. An der »Spitze« der Gruppe um Furtwängler habe dessen Assistent Heinrich Bul- le (1867–1945) gestanden, der den Spitznamen »Der schöne Mensch« – nach einem von ihm herausgegebe- nen archäologischen Bildband – getragen habe<sup>331</sup>. Ein anderer guter Freund aus dieser Gruppe war Walter Riezler (1878–1965), ein Mensch »wie man ihm im Leben auch nur einmal« begegne. Vier Jahre jünger als Curtius, beschrieb dieser ihn als »zartes, beinahe noch knabenhaftes, blasses, bartloses, aber zähes Bürschchen«, das »eine beinahe weibliche Aufnah- mebereitschaft nicht nur für die Gedanken eines an-

deren, sondern auch für sein Wesen« besessen habe. Die Freundschaft war innig. »Wir lasen in den Mor- genstunden im sommerlichen Hofgarten, beim Tem- pletto mit der herrlichen Bronzefigur der Bavaria auf dem Kupferdach zusammen Aischylos, wir sprachen halbe Nächte lang ästhetische Theorien durch, und unvergeßlich ist mir der Augenblick, als der Freund einmal aufgeregt in mein Zimmer trat mit dem Aus- ruf: ›Hier, lies das, das ist das edelste Deutsch, das heute jemand schreibt.‹ Es war Hofmannsthals ›Tod des Tizian‹<sup>332</sup>.« In Walter Riezler fand Curtius einen Gegenpart, der nicht nur ein offenes Ohr für seine Ausführungen zu haben schien, sondern in dem er auch die ihm so wichtige Verbindung des Deutschen mit den künstlerisch- ästhetischen Traditionen der Antike wiederfand.

Curtius kehrte im Mai 1899 aus Rom nach Mün- chen zurück. Walter Riezler habe ihn damals bereits am Bahnhof mit der Bitte empfangen, doch für ihn den Unterricht des jungen Wilhelm Furtwängler (1886–1954) zu übernehmen. Das musikalische Talent war von seinen Eltern aus dem Gymnasium genom- men worden, um sich zur Gänze seiner Karriere wid- men zu können. Riezler plante, stattdessen die Erzie- hung des Sohnes des Bildhauers Adolf Hildebrand, Dietrich, zu übernehmen, weil das mit einem Aufent- halt in Florenz und am Meer verbunden war<sup>333</sup>. Curti-

328 Mergel 1994, 310.

329 Curtius, Welt (1950), 173.

330 In einem Brief an Adolf Furtwängler bezeichnet Curtius ihn etwa als »väterlichen Freund«. Curtius an Furtwängler 31.08.1903, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Furtwängler, Kasten 2, Briefe C–F.

331 Curtius, Welt (1950), 172.

332 Curtius, Welt (1950), 172 f.

333 Curtius, Welt (1950), 195.

us sagte zu, gab allerdings gegenüber Adolf Furtwängler an, dass er keinerlei pädagogische Ausbildung genossen habe und lediglich mit seinen Schulkenntnissen in Latein, Griechisch und Mathematik aufwarten könne<sup>334</sup>. Wohl aber besitze er eine »pädagogische Begabung«, die ihm die »Natur« verliehen habe, zusammen mit dem Wunsch, sie auszuüben. Auch wenn das später nicht bedeutet habe, dass er ein guter Erzieher gewesen sei<sup>335</sup>. Als »liberaler Mensch« sei seine »Achtung vor der Individualität des anderen«, der er »Freiheit und Recht zugestand«, zu groß gewesen. Auch »das sehr menschliche Recht, zu irren und zu fehlen«, habe er stets zugestanden. Die »großen Erzieher« seien jedoch – im Gegensatz zu ihm – diejenigen, die »von ihren Schülern rigoros ein höheres Maß moralischer und geistig-physischer Pflichterfüllung fordern, als diese leisten können. Denn nur, wenn von uns Unmögliches verlangt wird, leisten wir das uns Mögliche.« Der Förderung oder Gewährung von Individualität erteilte Curtius hier eine Absage und wies sie als negative Charaktereigenschaft seiner selbst aus.

Im damals dreizehnjährigen Wilhelm Furtwängler erblickte Curtius seinen idealen Schüler, »ein Zögling, nicht von der nächstbesten Sorte, sondern ein auserlesener«. Kaum möglich sei es, »sich einen reizenderen jungen Menschen auf der Schwelle zwischen Knaben- und Jünglingsalter vorzustellen<sup>336</sup>«. Die Antikenrezeption um die Jahrhundertwende beinhaltete neben einer Aufwertung des männlichen Körpers und der männlichen Ästhetik auch eine geradezu kultische Verehrung des Jünglings<sup>337</sup>. Der schöne Knabe wurde als Wiedergeburt des Eros gesehen und ihm wurden Attribute antiker Schönheit zugeschrieben. Auch Curtius beschrieb seinen neugewonnenen Schüler in den Lebenserinnerungen sichtlich angetan von dessen jugendlich-männlicher Ästhetik. »Seine magere, geschmeidige, schlanke Figur trug alle die Jahre zu grauen Strümpfen und kurzen Sporthosen aus dunkelblauem Tuch einen dicken, weißen, wollenen Sweater, der ihren langen Hals wie mit einer Krause umgab, woraus dann das helle, blühende, blondlockige Gesicht mit dem energischen Kinn, dem schöngeschnittenen Mund mit seinem lebendigen Spiel um die Winkel und den so klugen blauen Augen emporstieg.« Weiter geriet Curtius ins Schwärmen über »sein ausgesprochen männ-

liches Wesen, das frühe zu mutigem Sport und zu »Heldentaten« nach homerischem Vorbild erzogen war, die behende Beweglichkeit seines biegsamen Körpers, der schöne Eigensinn, mit dem er frühe schon dämonisch sicher nur dem Gesetz der eigenen Natur gehorchte<sup>338</sup>«. Die Jünglingsverehrung war eines der wichtigsten Elemente der Antikenrezeption im frühen 20. Jahrhundert, da es von allen Rezeptionsfeldern als das am meisten »antike« und daher »authentischste« galt<sup>339</sup>. Der Kult um den Jüngling besaß eine homoerotische Komponente, war inspiriert vom winckelmannschen Schönheitsideal und stellte ein spezifisch deutsches Phänomen dar, das verschiedene Interessen teils konkurrierender Gruppen verkörperte. Die Figur des Jünglings wurde in Deutschland zu einer Art Symbol für den deutschen Idealismus und die »ihm verschwisterte klassizistische Ästhetik« auf der einen oder einer homosexuellen Emanzipationsbewegung auf der anderen Seite. Er war eine »Trägerfigur für gesellschaftliche und religiöse Erneuerungsbestrebungen<sup>340</sup>«. Neben Wilhelm Furtwängler betreute Curtius später auch den Sohn des Bildhauers Adolf Hildebrand, den er ebenso von Walter Riezler übernahm. Mit den Beschreibungen des jungen Wilhelm trug Curtius die ästhetische »Anschauung« über die Sphäre der kunstwissenschaftlichen Archäologie hinaus und inszenierte eine Allgegenwärtigkeit der antiken Ideale in der Gegenwart.

1902 wurde Curtius mit der Arbeit »Die antike Herme« in München promoviert. Den feierlichen Akt beging er zusammen mit seinem Freund Walter Riezler auf traditionelle Weise mit »Schiffhut und Degen« und gegenseitigem Angreifen der Forschungsthesen. Rektor Lujo Brentano musste in Talar und Amtskette erscheinen, begleitet von Pedellen mit Szeptern. Die zum damaligen Zeitpunkt nur noch selten praktizierte Prozedur wurde vom wenig begeisterten Brentano daraufhin abgeschafft. Nach seiner Promotion weilte Curtius anderthalb Jahre in der Villa Adolf Hildebrands in Florenz als Privatlehrer der beiden Jungen Dietrich Hildebrand und Wilhelm Furtwängler. 1903 wurde seine Assistenzstelle am Königlichen Antiquarium in München in eine hauptamtliche umgewandelt, sodass er nach München zurückkehrte. 1904 erhielt Curtius das Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts<sup>341</sup>. Er bereiste Grie-

<sup>334</sup> Curtius, Welt (1950), 196.

<sup>335</sup> Curtius, Welt (1950), 195

<sup>336</sup> Curtius, Welt (1950), 196.

<sup>337</sup> Hier sei etwa auf den George-Kreis verwiesen. Sünderhauf 2004, 212.

<sup>338</sup> Curtius, Welt (1950), 196 f.

<sup>339</sup> Sünderhauf 2004, 212.

<sup>340</sup> Sünderhauf 2004, 213.

<sup>341</sup> Nachdem es 1902/1903 und 1903/1904 abgelehnt worden war, hatte er es 1904/1905 erhalten. 1905/1906 wurde es erneut abgelehnt, DAI-Berlin, Biographica-Mappe Ludwig Curtius.

chenland und half unter anderem Furtwängler bei dessen Grabungen in Aegina. 1905 kehrte er nach München auf seine Stelle im Antiquarium zurück und erhielt dort 1906 zusätzlich die Stelle des Kustos am Königlichen Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke<sup>342</sup>.

Adolf Furtwängler schickte seinen zweiten Sohn Walter (1887–1967), auch er ein kurzfristiger Schützling Curtius', 1906 ins Landerziehungsheim Schloss Bieberstein, das vom Reformpädagogen Hermann Lietz (1868–1919) begründet worden war. Fortan waren Curtius und Lietz eng freundschaftlich verbunden. Lietz fragte Curtius etwa, ob er ihn und seine Schülergruppe nicht bei einer dreiwöchigen Fahrt nach Griechenland und Italien begleiten wolle<sup>343</sup>. Ziel Lietz' bei der Gründung der Landerziehungsheime war es, »Stätten zu schaffen, in denen »erzogen« und nicht bloß unterrichtet« werde, »in denen die Jugend auf dem Lande in der freien, schönen Gottesnatur aufwache, in denen sie wie in einem Familienheim (home), einer zweiten Heimat, mit ihren Erziehern wie eine erweiterte Familie zusammenlebt, in denen echte deutsche Art und Sitte gepflegt werde«, wie er 1906 schrieb<sup>344</sup>. Die Heime sollten auf dem Land angesiedelt sein, da das Stadtleben nur negative Einflüsse bereithalte. Das Land sei durch seine »Abgeschlossenheit« hingegen der ideale Ort, das »Wünschenswerte und Notwendige« dem Kind nahezubringen, bei gleichzeitigem Fernhalten von »Schädlichem« wie Alkohol, Nikotin oder Prostitution<sup>345</sup>. Ausgehend von den Landerziehungsheimen und der dort verkörperten »Sittlichkeit« wollte Lietz eine Verbesserung des gesamten deutschen Schulwesens in Gang setzen. Auch bei Lietz findet sich eine kulturpessimistische Modernismuskritik, die sich hauptsächlich am Symbol der »Stadt« als Ort aller negativ bewerteten Zeittendenzen abarbeitete.

In »nächtelangen Gesprächen« unterhielten die beiden sich über die Erziehung einer »zukünftigen deutschen Aristokratie« – einer neuen deutschen Führungselite, die nichts mit dem traditionellen Adel zu tun haben sollte. Lietz, so Curtius, sei, ebenso wie er selbst, »verzweifelt« aufgrund der »damaligen kulturellen Situation Deutschlands unter Wilhelm II., an

Bürokratie, Oberkirchenrat und liberal-jüdischer Presse« gewesen<sup>346</sup>. In Lietz' Haltung stand die Frage im Vordergrund, wie durch soziale Arbeit – vor allem die Verbesserung von Schule und Erziehung – ein Beitrag zur allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung, insbesondere zur Überwindung von Klassengegensätzen, geleistet werden könne<sup>347</sup>. Das entsprach den nationalsozialen Ideen von Curtius. Er und Lietz beeinflussten sich bei diesen Themen in ihren »nächtelangen Gesprächen« sicher gegenseitig. Die (paternalistische) Überwindung von Klassengegensätzen war auch Curtius' dezidiertes Ziel. Doch habe Lietz sein von Idealismus geleitetes Vorhaben nicht uneingeschränkt verfolgen können, wie Curtius in seinen Lebenserinnerungen berichtete, denn er habe »unter der Auswahl seiner Zöglinge« gelitten, »die nicht nach Rasse und Anlage, sondern bei den notwendigerweise hohen Kosten des Unterhalts in Internaten ohne staatliche Zuschüsse nach der Wohlhabenheit oft dekadenter oder jüdischer Familien geschah<sup>348</sup>.« In der Antithese heißt es hier, dass das Wirtschaftsbürgertum und Juden, die bei Curtius beide als »dekadent« galten, da ihnen die »geistige« Dimension und die Verbindung zum humanistischen Bildungsideal fehle, bei der Bildung der neuen deutschen Führungsgeneration auszuschließen seien. Wie Curtius an anderer Stelle anmerkte, definiere sich jene »Aristokratie« »nicht« durch »Titel« und »Besitz«, sondern durch »Herz« und »Gesinnung«, zu der aber »gewiß auch solche« Deutsche »von Titel und Besitz« gehören konnten<sup>349</sup>. Juden waren bei Curtius zusätzlich offenbar aufgrund ihrer »Rasse« ausgeschlossen, der man in antisemitisch-bürgerlichen Kreisen obendrein inhärente Dekadenz zuschrieb und die gleichgesetzt wurde mit dem von Curtius kritisierten Materialismus oder Internationalismus.

Einer der Gründe für ein solches Denken bildeten etwa die Nachwirkungen und Schockwellen des »Gründerkrachs« 1873 und der darauffolgenden Wirtschaftskrise, die Curtius zwar selbst nicht bewusst erlebte, die jedoch als Auslöser für Denkstrukturen gelten kann, die bis ins 20. Jahrhundert fortwirkten und sich selbst reproduzierten. Durch Spekulationen im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem

342 Diebner – Jansen 2016, 85

343 Lietz an Curtius 24.08.1908, Archiv DAI Rom, Kasten III Curtius A.

344 Lietz 1906, 290.

345 Koerrenz 2011, 27.

346 Curtius, Welt (1950), 298 f. Warum Curtius den Oberkirchenrat ansprach, wird nicht klar. Im Kaiserreich wurde die Modernisierung der Schulen im ländlichen Raum – wo auch Lietz' Erziehungsheime angesiedelt waren – durch die geistliche Schulaufsicht behindert. Sie übte sowohl auf den Lehrplan als

auch die soziale Stellung der Lehrkraft enormen Einfluss aus. Vielfach empfanden die Volksschullehrer die geistliche Beaufsichtigung als Gängelei und entwürdigend. Vermutlich versuchte der Oberkirchenrat auch auf die Einrichtungen Lietz' Einfluss auszuüben. Siehe Ullrich 2013, 342.

347 Koerrenz 2011, 17. Allerdings in einer unterordnenden Weise, denn auch Lietz teilte Curtius' Ansicht einer »Neuen Aristokratie«. Sünderhauf 2004, 281.

348 Curtius, Welt (1950), 299.

349 Curtius, Welt (1950), 158.

deutsch-französischen Krieg kam es 1873 zu einem Börsencrash, der zu zahlreichen Banken- und Unternehmenszusammenbrüchen führte. Enormes Kapital und viele Existenzen wurden zwar durch diese Krise vernichtet, weite Teile der Bevölkerung waren aber de facto nicht davon betroffen. Jedoch verbreitete sich ein Krisenbewusstsein in dieser Zeit und aufgrund der Beteiligung vieler jüdischer Finanzleute in den Geschäften kann der psychologische Schock des Börsencrashes als Mitauslöser des modernen Antisemitismus gelten<sup>350</sup>.

Lietz' Haltung gegenüber jüdischen Schülern entsprach in etwa dem, was man als traditionellen Antisemitismus<sup>351</sup> bezeichnen kann. »Den Juden« wurden bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben<sup>352</sup>, durch die sie sich vermeintlich von »den Deutschen« unterschieden, ohne dabei allerdings primär eine negative (oder positive) Bewertung mitschwingen zu lassen, auch wenn der »sittliche« Unterschied durchaus konstatiert wurde. Lietz stellte 1919 heraus, dass er antisemitischen »Neigungen« fernstehe und es ebenso wie sein Vater mit »Lessings Nathan« halte<sup>353</sup>. Er gab 1903 an, dass die Landerziehungsheime »grundsätzlich auf evangelisch-christlichem und deutsch-germanischem Boden« stehen würden. Jüdische Schüler nahm er jedoch trotzdem in seinen Landerziehungsheimen auf, aber als »Angehörige anderer Konfessionen und anderer Rassen« sollten sie gleichwohl in einer »gewissen Minderzahl« bleiben, da zwar »Mannigfaltigkeit« für »alle Glieder« eines Gemeinwesens wertvoll sein könne, der »herrschende Grundtypus« dadurch allerdings nicht verlorengehen dürfe<sup>354</sup>. Implizit gab Lietz außerdem zu bedenken, dass die Schüler jüdischer Herkunft der körperlichen Arbeit in den Erziehungsheimen kritisch gegenüberständen, was ein typisches Beispiel für traditionellen, gesellschaftlich tief verankerten Antisemitismus ist. Ab 1919 warnte Lietz zum einen vor einer »Vermischung« der Rassen – mit dem Hinweis, dass auch das Judentum einer solchen kritisch gegenüberstehe – und zum anderen vor dem »fleischlich-frivolen«, also dem kapitalistisch-materialistischen Teil der jüdischen Bevölkerung, der sich gegen den »geistigen« durchgesetzt habe<sup>355</sup>. Lietz unterschied also zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb der jüdischen Bevölkerung – und auch dabei verlief die Trennlinie zwischen einem »materialistischen« und einem »geistigen« Teil – doch glaubte er

eine klare Dominanz des als negativ eingestuften Teiles zu erkennen. Sowohl Lietz als auch Curtius projizierten ihre kulturpessimistischen Vorurteile auf Juden und hingen einem im Reich weit verbreiteten traditionellen Antisemitismus an.

Für die »Erziehung der zukünftigen deutschen Aristokratie« sah Curtius das »alte humanistische Gymnasium« als den am besten geeigneten, weil »geschichtlich gegebenen reichsten deutschen«, Schultypus an. Ganz im Gegensatz zum »niedersten und geistig ärmsten« Typ der »modernen deutschen Oberrealschule<sup>356</sup>«. Das Bild der Oberrealschule als Ort des bloßen Unterrichts, als Ort für eine Ausbildung, die allein auf ein späteres (materialistisches) Berufsleben zugeschnitten war, stand Curtius' Bild vom humanistischen Gymnasium als Ort der Erziehung und »geistiger Veredelung« diametral gegenüber und wurde deswegen von ihm abgelehnt. Lietz bot Curtius gar die Verwirklichung seiner pädagogischen Vorstellungen an und wollte ihm eines der drei Landerziehungsheime übertragen, doch Curtius lehnte ab. Wie er in seinen Lebenserinnerungen anmerkte, hätte er aufgrund »fortwährender Verpflichtung zu angespannter Tätigkeit«, die mit einer Schuldirektion einher gegangen wäre, keine Zeit mehr für einsame »gelehrt-philosophische Kontemplation« gefunden<sup>357</sup>.

Hermann Lietz starb am 12. Juni 1919 in seinem Landerziehungsheim in Haubinda. Minna Specht (1879–1961), eine sozialistische Pädagogin, die auch in den Landerziehungsheimen tätig war, betonte in ihrer Gedächtnisrede zwei scheinbar widerstreitende Pole in Lietz' Auffassungen. Auf der einen Seite der konservativ-protestantische Nationalismus Lietz', auf der anderen die Suche nach dem »Neuen der Zeit«, das unter anderem in der Unterstützung des sozialistischen Pädagogen Leonard Nelson (1882–1927) mündete<sup>358</sup>. Dass diese beiden Pole allerdings keineswegs widersprüchlich waren, wird an Curtius deutlich, der ebenso Verfechter einer »Neuen Zeit« und eines »Neuen Adels« war. Dem Materialismus – verkörpert durch das Bild der Stadt – sollten die erdverbundene (deutsche) Natur und der Geist entgegengesetzt werden. Hinzu kam ein Nationalismus, der sich dem Internationalismus der Sozialdemokratie entgegenstellte, allerdings auch dem als nicht wahrhaftig empfundenen, »schal gewordenen« Nationalismus der Reichsgründungsgeneration.

350 Malitz 2005, 138.

351 »Traditionell« in Abgrenzung zum »radikalen« Antisemitismus.

352 Jansen 1992, 178.

353 Koerrenz 2011, 189.

354 Koerrenz 2011, 186.

355 Koerrenz 2011, 187.

356 Curtius, Welt (1950), 299 f.

357 Curtius, Welt (1950), 300.

358 Koerrenz 2011, 14.

Im Januar 1907 brach Curtius erneut zu einer Forschungsreise auf, half unter anderem bei den Ausgrabungen der Hethiter-Hauptstadt Hattuscha und grub wieder mit Furtwängler auf Aegina, der dort an der Ruhr erkrankte und im Oktober 1907 starb. Der Tod seines Lehrers beschleunigte Curtius' Karriere. Bereits im November 1907 wurde er mit einer sehr kurzen Habilitationsschrift von 28 Seiten inklusive Bildtafel-Teil habilitiert und im Wintersemester 1907/1908 lehrte er in München. Nach einem kurzen Intermezzo im Sommersemester 1908 in Würzburg, wo er wohl auf Betreiben Heinrich Bulles lehrte, erhielt er im selben Jahr einen Ruf nach Erlangen. 1913 wurde seine Stelle dort zum Ordinariat aufgewertet<sup>359</sup>.

Zwar lehnte Curtius den von Lietz an ihn herangetragenen Posten eines Schuldirektors ab, im pädagogischen Bereich war er allerdings auch über sein Privatlehrerdasein hinaus aktiv. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war er beim Erlanger Wandervogel Mitglied im »Eltern- und Freundesrat«. Eine Gruppe jener Erlanger Wandervögel sei eines Tages mit der Bitte an ihn herangetreten, sie gegen »reichlich philiströse Angriffe sauertöpfischer Eltern und Erzieher zu verteidigen«, was er auch tat. Kurz darauf seien auch die Nürnberger Wandervögel mit derselben Bitte zu ihm gekommen, und fortan sei er mit dieser Gruppe gewandert. Es ist ungewöhnlich, dass hier die Eltern die Aktivitäten des Wandervogels kritisierten, waren es doch meist liberal-lebensreformistische Elternhäuser, die die jugendbewegten Kinder noch förderten. Dennoch schien sich auch Opposition zu regen gegen die neuartige Freizeitgestaltung der Jugendlichen, die sich abseits staatlich verordneter Jugendpflege bewegte<sup>360</sup>.

Die gesellschaftlichen Transformationsprozesse im Kaiserreich zur Jahrhundertwende brachten es mit sich, dass auch Frauen und Jugendliche ihre Ansprüche auf gesellschaftliche Partizipation anmeldeten<sup>361</sup>. Der Lebensrhythmus der Menschen, vor allem in der Stadt, veränderte sich rasant und es entstand bisweilen eine »psycho-soziale Ortlosigkeit« der Kinder und Jugendlichen, wenn es die Eltern nicht vermochten, die von den Jugendlichen empfundene »Leerstelle« zwischen Schule und Militärdienst zu füllen. Der empfundenen geistigen Starrheit und Enge der wilhelminischen Gesellschaft setzten die Jugendlichen spezifisch jugendliche Freiräume entgegen<sup>362</sup>. Ähnliches diagnostizierte auch Curtius mit Blick auf seine Nürnberger Wandervogel-

gruppe und er gab die Schuld an der geistigen Starrheit der Real- und Oberschule, die die Jugendlichen seiner Gruppe besuchten. »Ihre Lehrer, selber meist kümmerliche Leute, waren froh, wenn sie Punkt vier Uhr das Schulbuch zuklappten, und ließen sie laufen; die Eltern von ihrer Berufsarbeit besetzt und ermüdet, hatten keine Zeit für sie.« Das »Neue, Edle« an der Wandervogelbewegung war, so stellte Curtius fest, »daß sie weg von den Surrogatgenüssen des städtischen Müßiggangs den Weg in die Natur, in das Lied, in die Romantik der Geschichte und der Kunst suchte<sup>363</sup>.« An dieser Stelle von einem Ausbruch aus der wilhelminischen Gesellschaft zu sprechen, träfe den Kern der Jugendbewegung nicht. Eher suchten (oder schufen) die Jugendlichen neue spezifische Freiräume innerhalb der wilhelminischen Gesellschaft.

Die zentrale Aktivität des Wandervogels waren Wanderfahrten, die ein Symbol für ein neu erwachtes Interesse am »Natürlichen« waren, da ohne technische Errungenschaften schwierige und körperbetonte Situationen gemeistert werden mussten. Die Jugendbewegung und mit ihr der Wandervogel waren Teil eines Konglomerates diffus zivilisationskritischer Bewegungen, die etwa seit 1890 überall im Reich aufkamen und vor einer Überbetonung alles Materiellen warnten<sup>364</sup>.

Die Wanderungen fanden meist ohne Erwachsene statt<sup>365</sup>, doch schien die Nürnberger Gruppe eine Ausnahme zu machen. Curtius wanderte mit den Jugendlichen, las ihnen Gedichte vor, schwamm mit ihnen in Bächen und Seen; doch so recht wollte er nicht in ihre Gruppe passen. Bald habe er eingesehen, dass »die geistige Distanz« zwischen den Kindern und ihm »zu groß« gewesen sei, wie er offenbar enttäuscht und beinahe schon mit einer gewissen Naivität in seinen Lebenserinnerungen feststellte. »Manchmal sah ich an ihren gläsern ermüdeten Augen, daß sie mir nicht mehr folgten, und konnte andererseits, ein so kräftiger Fußgänger und Schwimmer ich auch war, nicht alle Spiele mehr mitmachen, die sie vorschlugen<sup>366</sup>.« Hermann Hoffmann-Fölkersamb (1875–1955) – einer der Begründer der Wandervogelidee – sah in den Wanderfahrten der Jugendlichen nicht primär die Stadtflucht oder das Gemeinschaftserleben, vielmehr sollte das Wandern eine Selbsterfahrung im Sinne einer Reise zum »eigenen Ich« sein. Im Vordergrund stand der Begriff des »Erlebnisses« in der Tradition Wilhelm Diltheys, der damit das wichtigste Element zum Sammeln von Selbst- und Welt-

359 Diebner – Jansen 2016, 85.

360 Herrmann 2006a, 59.

361 Fiedler 1989, 23.

362 Herrmann 2006a, 38.

363 Curtius, Welt (1950), 349.

364 Fiedler 1989, 25.

365 Fiedler 1989, 27.

366 Curtius, Welt (1950), 350.

erfahrung beschrieb<sup>367</sup>. Das spätere »Kriegserlebnis« stand ganz in der Tradition jener Selbsterfahrung.

Die Jugendbewegung des Wandervogels war eine höchst heterogene Erscheinung, die in viele Untergruppen und Spielarten zerfiel. Das bürgerliche Spektrum, das dem Wandervogel zugeneigt war, wandte sich Natur und »Erlebnis« zu, dabei jedoch oft unbenutzt auch Nationalismus und Militarismus<sup>368</sup>. Ihren vorläufigen Höhepunkt fand die deutsche Jugendbewegung im Oktober 1913 mit dem Treffen auf dem Hohen Meißner, wo die Heterogenität der Jugendbewegung voll zutage trat – es trafen rassistische, bellizistische und völkische auf pazifistische und aufklärerische Standpunkte<sup>369</sup>. Ein spezifisch nationales Gefühl im Wandervogel, beziehungsweise der gesamten Jugendbewegung, war kaum vorhanden, da bei den Jugendlichen andere Aspekte im Vordergrund standen. Gedankengut wie der Nationalismus fanden sich eher im älteren, erwachsenen Umfeld der Jugendgruppierungen, wurde also von außen an die Jugendlichen herangetragen<sup>370</sup>. Ähnliches ist auch bei Curtius und seiner Nürnberger Gruppe zu beobachten. Das spezifisch Jugendlich-Sorglose an der Wandervogelbewegung schien Curtius nicht zu erkennen und er projizierte seine Vorstellungen der »Neuen Aristokratie« allzu sehr auf die Kinder und Jugendlichen. Im Ersten Weltkrieg beklagte Curtius fehlendes Natio-

nalgefühl des deutschen Volks, sodass es möglich erscheint, dass er ein solches der Wandervogelgruppe, etwa durch das Vorlesen von Gedichten, zu vermitteln suchte. Die Projektion seiner Vorstellung wird besonders deutlich in der Beschreibung der Gruppe: »Es waren Studenten, zum Teil weltoffene, junge, protestantische Theologen, die entschlossen waren, den Wandervogel aus seiner romantischen Verspieltheit heraus einem entschlossenen Ergreifen des Berufslebens entgegenzuführen, und die nach neuen Formen suchten, diesem im Gegensatz zu der Philiströsität des satten Bürgertums das reine Ethos ihrer Jugendbewegung zu erhalten<sup>371</sup>.« Curtius formulierte hier rückblickend seine Hoffnung, dass die bürgerlichen, gymnasial gebildeten Jugendlichen bald eine Evolution von der »romantischen Verspieltheit« zur ersehnten »Neuen Aristokratie« durchlaufen würden, und setzte dieser Hoffnung einen der Gründe, warum der Erste Weltkrieg von weiten Teilen des Bürgertums begrüßt wurde, entgegen: das Gefühl der (Über)Sättigung im Bürgertum.

Im Sommer 1915 traf er seine Schützlinge von damals noch einmal: im Schützengraben des Bois Brûlé bei Saint Mihiel, südlich von Verdun. »Es waren meine Ansbacher Freunde, ungebrochen im Glauben an eine edlere deutsche Zukunft. Alle verschlang nachher das schreckliche Schicksal<sup>372</sup>.«

## 4.6 Zusammenfassung

Curtius' Verhalten und Ideenwelten vor dem Ersten Weltkrieg können exemplarisch dem zugeordnet werden, was gemeinhin als »Kulturpessimismus« gilt. Hervorgerufen durch die rasanten sozioökonomischen und politischen Veränderungen im Reich, entstand im Bürgertum eine diffuse Ablehnung der Gegenwart, deren Auflösung entweder in einem romantisierenden Rekurs auf die Vergangenheit oder in einem hoffnungsvollen Blick auf eine ebenso überhöhte Zukunft gesucht wurde.

Curtius' dementsprechend idealisierte Vergangenheit speiste sich aus Versatzstücken griechisch-römischer Antike und deutscher Geschichte vor der Reichsgründung. In seiner Auffassung des Katholizismus spiegeln und vereinen sich beispielhaft diese

Bezüge. Seine Glaubenswelt diente ihm als Gegenentwurf zu einer diffusen industrialisierten, laizistisch, weltlich und »materialistisch« orientierten »Moderne«. Auch in der wissenschaftlichen Sphäre versuchte sich Curtius dementsprechend stets von – aus seiner Sicht – »rein technischen Begabungen« abzugrenzen, die dem »Zeitgeist« entsprachen, und kritisierte ein mangelndes emotional-künstlerisches Verständnis für das »Ideal« der Antike, das auch politisch für ihn eine Maßgabe darstellte.

Für Curtius und weite Teile des Bürgertums materialisierten sich die als negativ empfundenen gesellschaftlichen Transformationsprozesse vor allem in der sozialen Frage, die er im Kreis um Friedrich Naumann aktiv zu ändern suchte. Zeit seines Lebens soll-

<sup>367</sup> Herrmann 2006b, 331.

<sup>368</sup> Herrmann 2006a, 75.

<sup>369</sup> Wehler 2008a, 1102.

<sup>370</sup> Müller 1971, 143.

<sup>371</sup> Curtius, Welt (1950), 350.

<sup>372</sup> Curtius, Welt (1950), 351.

ten die politische Emanzipation der Industriearbeiterschaft – oder aus seiner Sicht der »Massen« – und deren Nicht-Bezug auf Staat und Nation bedrohlich auf ihn wirken.

Damit einher ging die im Begriff des »Kulturpessimismus« angelegte und am Vorabend des Ersten Weltkriegs weit verbreitete Feststellung kulturell-moralischer und für Curtius durch das Ende des Nationalsozialen Vereins auch politischer Verfalls-

erscheinungen und einer gesellschaftlichen Abkehr von unscharfen »geistigen« Werten. Mit Blick auf die Jugend hoffte Curtius auf eine bessere Zukunft und auf die Entstehung einer »geistesaristokratischen« Führungselite, die er selbst durch seine pädagogischen Tätigkeiten zu gestalten suchte. Folgerichtig verband er mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs den Anbruch einer (herbeigesehnten) neuen Zeit.



# 5. Curtius im Weltkrieg 1914–1918

»Das Heer erschien mir jetzt nicht nur als die Bürge unserer nationalen Existenz und seiner Zukunft, sondern auch als die edelste Form sozialer Einheit unseres Volkes und als sein wichtigstes Erziehungsinstrument<sup>373</sup>.«

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs bot sich für das Bildungsbürgertum die Gelegenheit, die Deutungshoheit über ein weltgeschichtliches Ereignis zu erlangen und verlorenen Boden der eigenen gesellschaftlichen Bedeutung wiedergutzumachen. Die Sozialformation des Bildungsbürgertums umfasste im Deutschen Reich etwa 540 000 bis 680 000 Personen, was etwa 0,8 bis 1 Prozent der Gesamtbevölkerung entsprach. Es handelte sich um eine sehr kleine Bevölkerungsgruppe, die aber umso mehr Prestige und Einfluss besaß. Lebenslange Bildung nahm in dieser Bevölkerungsgruppe eine zentrale Rolle ein, weil sie in Zeiten fortschreitender Säkularisierung immer mehr die Position einer Ersatzreligion übernahm. Mit der anderen großen Ersatzreligion, dem Nationalismus, konnte sie konkurrieren, aber auch koexistieren. Laut Hans-Ulrich Wehler ermöglichte Bildung eine »innerwelt-

liche Lebensgestaltung« und den Gebildeten die Möglichkeit der Existenzdeutung. Sie diente gleichsam als ein »Glaubenssystem zur Sinnvermittlung<sup>374</sup>«. Der Status der Bildung, und somit der Bevölkerungsgruppe, die aus diesem Gut ihr Selbstverständnis ableitete, erfuhr in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg eine Transformation, die von ihrer Bedeutung als »Selbstbildung der Persönlichkeit« hin zu einem »Berechtigungsanspruch« für die berufliche Karriere führte. Die Folge war, dass das Bildungsbürgertum seinen Rang und Status gefährdet sah. Ein diffuses Gefühl der Degradierung gegenüber dem Wirtschaftsbürgertum machte sich breit. Wehler diagnostiziert in dieser Phase eine Art Sinnsuche des Bildungsbürgertums, bei der Statusunsicherheit und Selbstzweifel größer wurden, einhergehend mit einem politischen Bedeutungsschwund<sup>375</sup>. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs befand sich das Bildungsbürgertum also in einer schwierigen Situation. Zwar waren Ansehen und Prestige immer noch hoch, die Machtverhältnisse verschoben sich aus der Perspektive des Bildungsbürgertums aber in Richtung Wirtschaftsbürgertum und Berufspolitikertum<sup>376</sup>.

## 5.1 Kriegsbeginn und »Augusterlebnis«

Am 28. Juni 1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau in Sarajevo von serbischen Nationalisten erschossen. Curtius erfuhr laut den Angaben in seinen Lebenserinnerungen am Nürnberger Bahnhof davon, als er gerade auf dem Rückweg von einem Abend mit den Wandervögeln war. Wie so viele Menschen in diesen Sommertagen erlebte er die Ermordung und den späteren Kriegsbeginn wohl als öffentliches Ereignis in einer »Menge«, die »sich um ein eben angeschlagenes Extrablatt« scharte<sup>377</sup>. Im gesamten Reich wurden die Tage vor Bekanntgabe des Kriegszustands und der

Mobilmachung von der Bevölkerung und der Presse als bedrückende Zeit hoher Nervosität wahrgenommen<sup>378</sup>. Als die Meldungen über den Kriegsbeginn schließlich eintrafen, seien sie laut Zeitungsberichten in verschiedenen Städten vielfach mit Jubel und Begeisterung begrüßt worden. Einschränkend sei gesagt, dass bei vielen Berichten über den Jubel wohl bereits eine propagandistische Beeinflussung vorlag<sup>379</sup>, denn mit Kriegsausbruch wallte zwar Begeisterung in der Bevölkerung auf, jedoch nur vereinzelt und nicht über einen längeren Zeitraum<sup>380</sup>.

373 Curtius, Welt (1950), 387.

374 Wehler 2008a, 732.

375 Wehler 2008a, 749.

376 Wehler 2008a, 750.

377 Curtius, Welt (1950), 389.

378 Geinitz 1998, 130.

379 Geinitz 1998, 132.

380 Geinitz 1998, 133.

Ludwig Curtius war zu diesem Zeitpunkt 39 Jahre alt und hatte eine Professur für Klassische Archäologie in Erlangen inne. Als die Gazetten vom Beginn des Krieges berichteten, hielt ihn sein Alter jedoch nicht davon ab, sich freiwillig beim in Erlangen ansässigen 10. Bayerischen Feldartillerieregiment zu melden. An seinen Freund, den Philologen und Theologen Otto Stählin, schrieb er am 9. August, es gebe »massenhafte Meldungen. Ziemlich komisch, ich bin der einzige ältere Mann unter dem jungen Gelichter, wo sich manche recht kälberhaft aufführten<sup>381</sup>.« Deutsche Zeitungen berichteten, dass die Zahl der Kriegsfreiwilligen zwischen einer und zwei Millionen gelegen haben soll. Tatsächlich – zieht man exemplarisch die Zahlen aus Preußen heran – war die Zahl freiwilliger Meldungen deutlich geringer. Etwa 260 000 Meldungen wurden dort in den ersten Kriegstagen registriert, wovon allerdings nur etwa 143 000 tatsächlich in die Armee übernommen wurden<sup>382</sup>. Die Sozialstruktur der Freiwilligen setzte sich hauptsächlich aus Angehörigen der Ober- und Mittelschicht im Alter von 18 bis 30 Jahren zusammen. Gymnasiasten und Studenten bildeten den weit überproportionierten Teil der Kriegsfreiwilligen<sup>383</sup>. Die zahlreichen Jugendlichen aus bildungsbürgerlichem Haus waren getrieben von einer diffusen Gemengelage aus Nationalismus, Unzufriedenheit mit den Verhältnissen in der wilhelminischen Gesellschaft, dem Krieg als Abenteuer und Mannwerdungsritus, aber auch sozialem Druck im Freundes- und Familienkreis.

Über seine eigene Motivation zur Freiwilligkeit berichtete Curtius gegenüber Stählin nicht direkt, jedoch gab er in der Inszenierung seiner Lebenserinnerungen 1950 an, eine »innere Stimme« habe »das düstere Gesicht von Beethoven« angenommen und ihn mit den Worten »Was tust du für mich? Du hast das Äußerste zu tun, was du vermagst« dazu überredet, sich nicht für den Sanitätsdienst, sondern für die Infanterie zu melden<sup>384</sup>.

Ganz im »Geiste von 1914« erklärte Curtius also noch 1950 kurzerhand Beethoven zum Streiter für Deutschland, der in einer deutsch-bildungsbürgerlichen Abwandlung Lord Kitcheners zur Freiwilligkeit drängte. Auch wenn diese etwas wirr anmutende Episode rückwirkend beschrieben wird, fügt sie sich

dennoch gut in die damalige Motivationslage weiter Teile der akademischen Eliten ein. In diesen Kreisen schrieb man der Kriegsfreiwilligkeit eine symbolische Bedeutung zu und sah den Krieg als nationales Gemeinschaftsprojekt<sup>385</sup>, in das auch symbolhafte Exponenten deutscher Kultur einbezogen wurden. Die intellektuelle Elite rechtfertigte die deutsche Kriegsbeteiligung mit der Verteidigung des eigenen Landes unter Rückgriff auf kulturelle Werte und Traditionen<sup>386</sup> und beschwor einen »Kampf der Kulturen«, der darauf abzielte, die besondere Eigenart deutscher Kultur zu behaupten und gegenüber der westlichen »Zivilisation<sup>387</sup>« zu bewahren<sup>388</sup>. Als aus England versöhnliche Stimmen dazu aufriefen, den deutschen »Geist« vom deutschen »Militarismus« zu trennen, erklärten weite Teile der deutschen Intellektuellen den Militarismus kurzerhand zur Schutzmacht der spezifisch deutschen Kultur<sup>389</sup>. So hieß es in der auch von Curtius unterzeichneten »Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches« von 1914: »Aber es erfüllt uns mit Entrüstung, daß die Feinde Deutschlands, England an der Spitze, angeblich zu unsern Gunsten einen Gegensatz machen wollen zwischen dem Geiste der deutschen Wissenschaft und dem, was sie den preußischen Militarismus nennen.« Im deutschen Heer sei »kein anderer Geist als in dem deutschen Volke, denn beide sind eins, und wir gehören auch dazu<sup>390</sup>.« Curtius ließ Otto Stählin im August 1914 dazu wissen, er »packe jetzt auch« sein »chauvinistisches Deutschtum ungeniert aus, das ich, wenn ichs antraf, meistens bekämpft habe<sup>391</sup>.« Die Tendenz zur Internationalisierung der Wissenschaften fand mit dem Kriegsausbruch ein jähes Ende und Curtius zögerte nicht, sich auch vom besonders international geprägten Umfeld der Klassischen Archäologie abzuwenden. Die Aussage, sein »chauvinistisches Deutschtum« bis dato immer »bekämpft« zu haben, impliziert, dass dies der Normalzustand seiner Ansichten war, dem er von nun an freien Lauf lassen konnte. Dass er sich mit 39 Jahren noch freiwillig zum Kriegsdienst meldete, zeigt seine hohe Bereitschaft, sich für die von ihm vertretenen Überzeugungen aktiv zu engagieren.

Die Infanterie, zu der Curtius sich aufgrund seines selbstgeschriebenen mangelnden technischen

**381** Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

**382** Ziemann 2009, 639.

**383** Ziemann 2009, 639.

**384** Curtius, Welt (1950), 390.

**385** Ziemann 2009, 640.

**386** Verhey 2009, 568.

**387** Schäfer 2009, 173.

**388** Verhey 2009, 568.

**389** Von Ungern-Sternberg 2009, 169.

**390** Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches, 23.10.1914, <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/2180> (06.08.2018, 14:46).

**391** Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

Verständnisses zuerst melden wollte, habe ihn abgelehnt, da »der Fall eines beinahe vierzigjährigen Professors [...] in den bisher ergangenen Bestimmungen nicht vorgesehen« war<sup>392</sup>. Auch Curtius gehörte also kurzfristig zur Gruppe derer, die sich zwar meldeten, aber nicht in den Militärdienst übernommen wurden<sup>393</sup>. Wie er selbst vermutete, könnte der Grund dafür sein Alter gewesen sein oder sein »nervöses Herz«, das er in »Deutsche und antike Welt« zu Beginn des Weltkriegskapitels kurz erwähnt und das ihn vor dem Militärdienst nach dem Abitur in den 1890er Jahren in Augsburg bewahrt habe<sup>394</sup>. Die Ablehnung einer freiwilligen Meldung konnte bisweilen eine starke Negativwirkung auf die Nichtangeworbenen ausüben, die von befürchteter Stigmatisierung bis zu schweren psychischen Krisen reichen konnte<sup>395</sup>. Das ist bei Curtius nicht festzustellen, doch kann das negative Gefühl der Ablehnung durchaus den Hintergrund gebildet haben, es noch einmal bei der Artillerie zu versuchen. Ein soziales »Stigma« hatte Curtius allerdings durch die Ablehnung ohnehin nicht zu befürchten, da seine Freiwilligkeit als arrivierter Professor bereits ungewöhnlich war, wohingegen junge Männer sich vielfach auch deswegen freiwillig meldeten, weil sie sozialem Druck der Familie oder des Umfelds nachgaben. Die wiederholte freiwillige Meldung von Curtius bei verschiedenen Einheiten spricht also für eine hohe Eigenmotivation, in diesem Krieg zu kämpfen. In seinen Lebenserinnerungen berichtete Curtius, dass einer seiner Vettern Offizier beim 10. Feldartillerieregiment in Erlangen war, wo es Curtius nach seiner Ablehnung bei der Infanterie hinzog und er schließlich angenommen wurde. Es ist durchaus möglich, dass Curtius bei diesem Regiment lediglich durch den Einfluss seines Veters angenommen wurde, was auch erklären würde, warum er der einzige ältere Mann zu Beginn seiner Ausbildung war. Gegenüber Stählin berichtete Curtius, dass er bei der Artillerie »natürlich für tauglich erklärt<sup>396</sup>« worden sei.

In den Schilderungen seines Weges zur Kaserne liefert Curtius einen kurzen Einblick in die angespannte Stimmungslage, die auf Erlangens Straßen in diesen frühen Augusttagen 1914 herrschte. Er habe »einen leichten Sommeranzug aus gelber japanischer Seide« getragen, »der mir offenbar in den

Augen einer in der Spionenpanik jener Tage aufgestellten Straßenwache ein verdächtiges Ausländeraussehen verlieh, so daß sie mich kurzerhand festnahm<sup>397</sup>.« Jene »Spionenpanik« oder »Spionitis<sup>398</sup>«, die kurz nach Kriegsausbruch in Deutschland herrschte, war eine ins Extreme gesteigerte Furcht, die bisweilen die Ausmaße einer kollektiven Hysterie annehmen konnte und Ausdruck der angespannten Stimmung in den ersten Tagen des Kriegs war. In einigen Städten kam es zu regelrechten Jagden übereifriger Bürger auf vermeintliche Ausländer. Harmlose Passanten wurden verprügelt und die wildesten Gerüchte befanden sich im Umlauf<sup>399</sup>. So sahen sich etwa Autofahrer Belästigungen ausgesetzt, weil das Gerücht kursierte, Frankreich wolle einen sagenhaften Goldschatz per Automobil quer durch Deutschland nach Russland transportieren. Wie stark die Hysterie in jenen Tagen wirkte, zeigt ein Aufruf des Stuttgarter Polizeidirektors an seine Schutzleute. »Die Einwohnerschaft fängt an verrückt zu werden«. Jeder sehe »in seinem Nebenmenschen einen russischen oder französischen Spion und meint die Pflicht zu haben, ihn und den Schutzmann, der sich seiner annimmt, blutig zu schlagen<sup>400</sup>.« Curtius kam bei diesem Vorfall zwar glimpflich davon, – »Es bedurfte weniger heiterer Worte, um den Irrtum aufzuklären<sup>401</sup>« – doch zeigt seine Verhaftung, dass auch in Erlangen keine kollektive Hochstimmung in den ersten Kriegstagen herrschte, sondern eine bedrückte, angstvolle Atmosphäre.

Der beklemmenden Atmosphäre zu Kriegsbeginn stand vor allem in bürgerlichen Kreisen die Sehnsucht nach emotionaler Stimulierung gegenüber, die für weite Teile durch den Kriegsausbruch erfüllt wurde<sup>402</sup>. Um die Jahrhundertwende wurde der Begriff des »Erlebnisses« durch Autoren wie Wilhelm Dilthey und Georg Simmel popularisiert<sup>403</sup>. Ihnen zufolge kulminierte in diesem eine romantisch verklärte »Sehnsucht nach Ganzheit und ein Bedürfnis nach Totalität«. Das »Erlebnis« hob die Trennung zwischen Begriffen wie Reflexion und Sinnlichkeit oder Denken und Handeln auf. Es wurde gleichsam als unmittelbare Aufnahme der Wirklichkeit dargestellt und als Voraussetzung für den Begriff »Erinnerung« angesehen. Die lebensreformerisch geprägte gesellschaftliche Atmosphäre brachte eine intensive Aus-

392 Curtius, Welt (1950), 390.

393 Ziemann 2009, 639.

394 Curtius, Welt (1950), 388.

395 Ziemann 2009, 640.

396 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

397 Curtius, Welt (1950), 390.

398 Ullrich 2013, 268; Ulrich 1992b, 165 f.

399 Ullrich 2013, 268.

400 »Ein schwäbischer Dienstbefehl«, in Berliner Zeitung am Mittag 186 (09.08.1914) z.n. Ulrich – Ziemann 1994, 29.

401 Curtius, Welt (1950), 390.

402 Hettling 2009b, 638.

403 Hettling 2009b, 638.

einandersetzung mit »affektiven« Stimmungslagen mit sich, die eine Romantisierung des »Erlebnisses« zur Folge hatte<sup>404</sup>. Auch Curtius gab sich offenbar solchen Gemütszuständen hin und von beschwerter oder angespannter Stimmung in Deutschland war bei ihm gegenüber Stählin nichts zu spüren. »Das Glück dieser Tage« sei »unbeschreiblich«, schrieb er im August 1914 kurz nach dem Einrücken in die Artilleriekaserne. »Die Seele ist in dieser Zeit wie in einem Sturmbad in der aufgeregten Brandung des Meers. Unaufhörlich stürmen die Wellen über sie. Sie aber wird rein und gewinnt neue Kraft<sup>405</sup>.« Auch für Curtius hatte der Krieg und dessen »Erlebnis« also eine erneuernde Funktion, ähnlich wie für Thomas Mann, der in seinen »Gedanken im Kriege« von »Reinigung«, »Befreiung« und dem »Zusammenbruch einer Friedenswelt«, die man »so satt, so überaus satt« gehabt habe, sprach<sup>406</sup>. Der Krieg wurde kulturpessimistisch als »Stahlbad« gesehen, das die unter dem »Staub langer Friedensjahre und einförmiger Berufstätigkeit verdorrten und verschmachtenden« Nerven reinigen und »heilen« sollte. Die Sorgen, Schrecken, »sexuellen Excesse und Verirrungen«, das Tempo, der Lärm, der übermäßige Genuss von Kaffee, Alkohol oder Tabak der wilhelminischen Epoche sollten hinweggespült werden<sup>407</sup>.

Der emotionalen Stimulierung stand in den bildungsbürgerlichen Kreisen zudem eine Verklärung des Sterbens auf dem Schlachtfeld und eine Romantisierung des Krieges zur Seite. Bereits im August 1914, gerade erst in der Kaserne in Erlangen eingetroffen, beschrieb Curtius gegenüber Otto Stählin seine Sicht auf seine eigene Rolle im Krieg. Ihm liege »am Leben nicht viel« und die hinter ihm »liegenden letzten 20 Jahre« seien »so unendlich beladen von Schönem«, dass er »die Götter auch als gerecht preise, wenn die Parze<sup>408</sup> den Faden<sup>409</sup> abschneide. Das romantisch verklärte »Fallen« für das Vaterland war ein weit verbreiteter Topos, der sich maßgeblich aus Vorkriegsliteratur und der Verherrlichung der »Befreiungskriege« gegen Napoleon durch zum bildungsbürger-

lichen Kanon gehörende Autoren wie Ernst Moritz Arndt (1769–1860) oder Theodor Körner (1791–1831) speiste und mit der späteren industriellen Wirklichkeit des Kriegs nichts mehr gemein hatte<sup>410</sup>. Davon beeinflusst äußerte auch Curtius mit Blick auf die deutschen Truppen, dass er den »Geist von 1813« erkenne. Die zahlreichen Gedenkfeiern zur Völkerschlacht bei Leipzig im Jahr 1913 und der damit einhergehende Mythos eines »Volkskrieges« stehen exemplarisch für die Verklärung des Kriegsbildes<sup>411</sup>. Die Aufopferung für ein großes gemeinsames Ziel wurde vor allem von national-sozial gesinnten Mitgliedern der bürgerlichen Schichten propagiert<sup>412</sup>.

Mit der emotionalen Stimulierung durch den Kriegsausbruch und der Verklärung des aufopfernden Kampfes ging darüber hinaus die Hoffnung einher, dass nach dem Krieg eine neue Epoche anbreche. Voller Pathos gab Curtius gegenüber Stählin an, dass nur »ein starker Wunsch« ihm »Sehnsucht« bereite, nämlich der »durch den Krieg durchzukommen«, um »an der grossen neuen Zeit nach dem Krieg für unser Volk mitzuarbeiten<sup>413</sup>.« Erneut findet sich hier die typisch bildungsbürgerliche Auffassung vom Krieg als reinigendem Element wieder, das die verkrusteten Verhältnisse aufbrechen und überkommen sollte<sup>414</sup>. »Gründerzeiten und eine Epoche Bismarck wie nach 1870<sup>415</sup>« wolle er hingegen nicht mehr »zulassen<sup>416</sup>«.

Seiner Kritik an der »Epoche Bismarck« steht gegenüber, dass er Bismarck in seinen Lebenserinnerungen als den »größten Mann seines Jahrhunderts<sup>417</sup>« bezeichnete, wodurch auch in der Forschung die These geäußert wurde, Bismarck sei der politische Leitstern von Curtius<sup>418</sup>. Die Entlassung des alternden Reichskanzlers durch Wilhelm II. bezeichnete er als »gänzlich unwürdig«, wodurch er sich als jugendlicher in der damaligen politischen Atmosphäre des Wilhelminismus nicht mehr wohlfühlt habe. Als Fünfzehnjähriger besuchte Curtius mit seinem Vater eine Veranstaltung der Bismarck stützenden Nationalliberalen, auf der er sich allerdings

404 Hettling 2009b, 638.

405 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

406 Mann 2002, 32

407 Ulrich 1992b, 735.

408 Römische Schicksalsgöttin.

409 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

410 Schikorsky 1992, 306.

411 Siemann 1988, 316. Siemann überträgt jene Wirkung zwar noch auf einen »kollektiven Rausch« in Deutschland, der mittlerweile durch zahlreiche Studien größtenteils widerlegt ist, auf

das Bildungsbürgertum bis zu einem gewissen Grad aber noch Anwendung finden kann, wie Curtius' Verhalten zeigt.

412 Verhey 2009, 568.

413 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

414 Ullrich 2013, 264.

415 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

416 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

417 Curtius, Welt (1950), 119.

418 Diebner – Jansen 2016, 80.

auch von dieser politischen Richtung abwandte, denn das »Reich von Bismarck« sei dort »so herrlich, so fest und so unerschütterlich aufgebaut« erschienen, dass für ihn »nichts mehr zu tun« geblieben sei. »Ich schien zu spät gekommen, jedenfalls in diesem Männerkreise gänzlich überflüssig und viel zu jung<sup>419</sup>.« Curtius wandte sich nicht nur von den althergebrachten Strukturen der Bismarckzeit ab, denen er offenbar (aus der Perspektive der 1950er Jahre) grundsätzlich sympathisierend gegenüberstand, sich allerdings nicht mehr zugehörig fühlte, sondern auch und gerade von der darauf folgenden wilhelminischen Zeit. Bestätigen lässt sich diese kritische Sichtweise der beiden Zeitabschnitte anhand seiner Hoffnungen vom August 1914, nach dem Krieg an einer »neuen Zeit<sup>420</sup>« für das deutsche Volk mitarbeiten zu können. Die These des »Leitsterns« Bismarck ist demgemäß nur bedingt haltbar, da Curtius zwar dessen Verdienst würdigte, sich aber einem anderen, neueren, jüngeren politischen Lager zuordnete. In seiner Kritik am Verhalten des deutschen Volks in den letzten Wochen des Krieges kam Curtius noch einmal in positiver Weise auf Bismarck zu sprechen. Der durch Entbehrung und Verlust zunehmenden Kriegsmüdigkeit im Volk sei kaum noch etwas entgegenzusetzen, da eine charismatische bzw. autoritäre Führungsfigur fehle. »Oben fehlt Bismarck und der grosse Fritz<sup>421</sup>.« Weiterhin dürfte hier Curtius' Verehrung der Schriften des Orientalisten Paul de Lagarde eine Rolle spielen. Dieser setzte sich kulturpessimistisch mit dem bismarckschen Reich auseinander und diagnostizierte dort in allen Bereichen Niedergangstendenzen in Relation zu einer Idealvorstellung Deutschlands<sup>422</sup>.

Curtius' Kritik an der »Gründerzeit« ist schwieriger einzuordnen. Aufgrund seiner national-sozialen Prägung aus der Vorkriegszeit ist anzunehmen, dass seine Kritik hauptsächlich der gesellschaftlichen Entwicklung dieser Epoche galt. Vor der Reichsgründung brachte die sog. »Gründerzeit« in den entwickelteren Regionen des Deutschen Bundes den Durchbruch zur Industriegesellschaft<sup>423</sup>. Damit einher ging die politische Konstituierung der Unter-

schichten, was dazu führte, dass sich das Bürgertum nicht mehr als Teil des Volkes, sondern als eigene Klasse mit eigenen spezifischen Interessen wahrnahm. Diese bürgerliche Klasse fand sowohl in den Eliten des Ständestaates ihre Gegner, als auch in der als bedrohlich empfundenen »Masse« des Volkes<sup>424</sup>. Auch für Curtius war die »Masse« ein negativ konnotierter (Kampf-)Begriff. Zur Bedrohung wurden die unteren gesellschaftlichen Schichten allerdings erst, als diese sich eigenhändig politisch konstituierten, dadurch die verachtete Pluralisierung der Gemeinschaft des Volks vorantrieben und sich der (selbst zugeschriebenen) Führungsrolle der »Geistesaristokratie« entzogen. Dem entgegen wirkte ein von Curtius diagnostizierter integrativer Effekt der Armee. Auch hier klingt wieder eine lagardesche Position an. Er kritisierte die Uneinigkeit des Volkes und die Zersplitterung in verschiedene Interessengruppen scharf und forderte die Hinwendung zu gemeinsamen Zielen und Aufgaben, um die »deutsche Seele« vor dem Untergang zu bewahren<sup>425</sup>.

Das Bildungsbürgertum ordnete den Krieg bereits kurz nach dessen Beginn reflexartig in einen historischen Zusammenhang ein und überhöhte ihn in Erinnerung an die vermeintlich »großen« Ereignisse der (deutschen) Geschichte, um in seiner selbst zugeschriebenen politisch-moralischen Vorbildfunktion<sup>426</sup> Erklärung und Motivation für das Ereignis zu liefern. Der Theologe Ernst Troeltsch (1865–1923) etwa, dessen Schriften Curtius las<sup>427</sup>, erinnerte in seiner Rede zur Mobilmachung vom 2. August 1914 an das bereits angesprochene Jahr der Völkerschlacht 1813, deren Jubiläum erst ein Jahr zuvor im ganzen Reich begangen worden war<sup>428</sup>. Auch Curtius bediente sich dieses Vergleiches und äußerte sich beim Exerzieren der deutschen Truppen begeistert: »Diese Pracht von Menschen. Das ist doch lauterer Geist von 1813<sup>429</sup>.« Zeitgenössische Schriftsteller wie die bereits erwähnten Arndt oder Körner romantisierten nicht nur das »edle Fallen«, sondern zeichneten auch das Bild eines »nationalen Volkskriegs«, der für die vagen Begriffe von Freiheit und Vaterland geführt werde<sup>430</sup>. Den einigenden Effekt eines »Volkskrieges« mochte

419 Curtius, Welt (1950), 119 f.

420 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

421 Curtius an Stählin 14.10.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (14).

422 Stern 1963, 51.

423 Ich beziehe mich hier auf einen erweiterten Gründerzeitbegriff, den u. a. Christian Jansen bereits für die Epoche nach 1848 nutzt. Jansen 2011, 242.

424 Jansen 2011, 19.

425 Stern 1963, 54.

426 Jansen 2018, 21.

427 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

428 Flasch 2000, 39.

429 Es ist durchaus denkbar, dass Curtius die Rede Troeltschs ebenfalls vernommen hat. Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

430 Thamer 2013, 89.

auch Curtius in der vermeintlichen Begeisterung des August 1914 erkennen<sup>431</sup>. Der historische Vergleich des Kriegsausbruches 1914 mit der Völkerschlacht von 1813 fußte auf folgenden Faktoren: Zum ersten lagen die Jubiläumsfeiern nur wenige Monate zurück, wodurch ein verklärendes Bild des Krieges hervorgerufen und noch präsent war. Zum zweiten wurde durch die Beschwörung eines nationalen Mythos eine »emotionale Bindekraft<sup>432</sup>« geschaffen, die vor allem im intellektuell-rechtsgerichteten Lager auf fruchtbaren Boden fiel. So galten die »Befreiungskriege« und der Weltkrieg in der Auffassung großer Teile der deutschen Armee als Verteidigungskriege gegen einen französischen Aggressor.

Vor diesen Hintergründen war Curtius' Darstellung des Soldatenlebens verklärend und romantisierend. In Curtius' Lebenserinnerungen von 1950 begann es nicht erst im »Felde«, sondern bereits im Rekrutendasein in der Kaserne. Die meisten Kriegsfreiwilligen empfanden die Ausbildung als Schinderei und sehnten sich nach dem Fronteinsatz in dem (Irr-)Glauben, dort werde es besser<sup>433</sup>. Zur Qual wurde die Ausbildung maßgeblich durch die mangelhaften Fähigkeiten des Unteroffiziers- und des Offizierskorps in der Menschenführung, was ein großes Problem für den inneren Zusammenhalt und die Moral in der deutschen Armee darstellte. Auch in Curtius' Ausbildung traten solche Mängel mit Sicherheit zutage. Zwar finden sich in seinen Erinnerungen keine expliziten Nennungen solcher Verfehlungen, allerdings verharmlosende Hinweise auf die Behandlung durch die Vorgesetzten. Die Konflikte seiner jüngeren, größtenteils einer Erlanger Burschenschaft angehörenden Kameraden mit den Vorgesetzten beobachtete Curtius und verglich sie mit seinem eigenen, altersbedingten, anderen Verhalten. Zu ihrem »Burschentum« habe »das Freiheitsbewußtsein« gehört, »das die »Verbalinjurien« und andere Unzulänglichkeiten von Wachtmeistern und Unteroffizieren schwer ertrug«. Er selbst habe jedoch »eine menschliche Erfahrung« gehabt, die ihn »Schwieriges zuerst von der humoristischen Seite nehmen ließ<sup>434</sup>«. Es scheint, als ob auch Curtius mit »Schwierigem«, wie »Verbalinjurien und anderen Unzulänglich-

lichkeiten«, in Berührung kam. Sein Wachtmeister<sup>435</sup> in Erlangen konnte – so die Lebenserinnerungen – wie ein »leibhaftiger Teufel« aussehen »mit seinen roten Haaren und seinen, wenn er zornig wurde, eiskalten Augen<sup>436</sup>«. Später, bei einer Inspektion der Rekruten durch einen Oberst, geriet der Wachtmeister »vor Besichtigungsnervosität außer Rand und Band, schrie und tobte in der Mitte der Reitbahn, und alles mißlang<sup>437</sup>«. Die Darstellung der Vorgesetzten in der Rückschau ist eine relativ harmlose, die nicht über das Maß einer etwas härteren Ausbildung hinausgeht und meist in porträtierende und romantisierende Verklärung derjenigen Vorgesetzten abgeleitet, die Curtius wohlgesonnen waren. Den Hauptmann seiner Batterie an der Westfront beschrieb er etwa als »Offizier, der unermüdlich für das Wohl und die soldatische Brauchbarkeit der ihm unterstellten Menschen und Tiere sorgte<sup>438</sup>«, und bei seinem Vorgesetzten in Mazedonien ab 1916 diagnostizierte er hohes »Gerechtigkeitsgefühl und Menschenliebe<sup>439</sup>«. In der Feldpost an den Erlanger Romanisten Otto Stählin ist die Darstellung im Mai 1915 in einem kleinen Satz am Ende des Briefes allerdings eine andere: »Wir haben einen sehr widerwärtigen Major<sup>440</sup>«. Es ist nicht zu klären, ob und bis zu welchem Grad Curtius selbst unter den mangelhaften Fähigkeiten des Offizierskorps zur Menschenführung und der überharten Ausbildung zu leiden hatte. Dass allerdings seine Einheit darunter litt, und somit wohl auch er, kann als gesichert angenommen werden. Jedoch dürfte er als Professor nicht den schwersten Qualen ausgesetzt gewesen sein. Curtius wurde außerdem bereits im Dezember 1914 in den Unteroffiziersrang befördert und war ab November 1915 Leutnant der Reserve ohne Patent<sup>441</sup>. Berichten aus anderen Teilen der Armee zufolge wurden Soldaten geschlagen und durch immer wiederkehrendes Exerzieren und überharten Drill schikaniert<sup>442</sup>. Diese Praktiken werden in einer Episode seiner Lebenserinnerungen deutlich, die eine Inspektion des Obersten schildert. Der hohe Vorgesetzte kündigte seinen Besuch für neun Uhr morgens an, sodass der Hauptmann eine Vorbesichtigung um sieben Uhr ansetzte und der Wachtmeister eine »Vorvorbesichtigung« um fünf Uhr, bei

431 Auch wenn schon 1814 zum ersten Jubiläum der Völkerschlacht die Begeisterung nur auf eine schmale bildungsbürgerliche Schicht ausstrahlte und keine besondere Tiefenwirkung in den Rest der Gesellschaft entfaltete. Thamer 2013, 95.

432 Siemann 1988, 316.

433 Ulrich 1992a, 116.

434 Curtius, Welt (1950), 391.

435 Entsprechend einem Feldwebel.

436 Curtius, Welt (1950), 393.

437 Curtius, Welt (1950), 395.

438 Curtius, Welt (1950), 399.

439 Curtius, Welt (1950), 410.

440 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

441 Ohne Patent bedeutet ohne Ernennungsurkunde. Akt des k. Kriegsministeriums C 1329, Curtius, Ludwig, BayHStA Abt. IV Kriegsarchiv.

442 Ulrich 1992a, 117.

der er dann, wie bereits beschrieben, außer »Rand und Band« geriet<sup>443</sup>.

Als die Berichte von missbräuchlicher Behandlung innerhalb der Armee an die Öffentlichkeit drangen, löste dies eine Welle der Empörung in Deutschland aus und zahlreiche, zumeist anonyme Beschwerdebriefe, die von Soldaten oder Angehörigen verfasst worden waren, erreichten Land- und Reichstagsabgeordnete, Geistliche und das Kriegsministerium<sup>444</sup>. Bereits vor dem Krieg war ein solch missbräuchlicher Umgang der Vorgesetzten mit den Soldaten an der Tagesordnung. Doch nun, da Kriegsfreiwillige aus bürgerlichen Kreisen in großer Zahl in die Armee eintraten und die Moral der Truppe in Kriegszeiten wichtiger war als in Friedenszeiten, schritten die Ministerien erstmals ein. Bereits am 22. August 1914 erließ das preußische Kriegsministerium eine Verfügung, die solche Misshandlungen beenden sollte. Allerdings richtete sich diese ausschließlich an die Unteroffiziere, nicht jedoch an das Offizierskorps. Bayern folgte mit einer ähnlichen Verfügung am 2. September 1914, vier Wochen nach Kriegsbeginn und drei Wochen nach Curtius' Musterung. Die Schnelligkeit, mit der die Ministerien reagierten, zeigt, wie groß das Ausmaß der schlechten Behandlung gewesen sein muss<sup>445</sup>. Zu ändern schien sich allerdings auch nach den Erlassen wenig, was mit Curtius' kurzer Anmerkung über den »widerwärtigen Major<sup>446</sup>« im Mai 1915 möglicherweise bestätigt werden kann. Zahlreiche Studien zur Moral im Ersten Weltkrieg kommen zu ähnlichen Erkenntnissen<sup>447</sup> und sogar der für die (positive) Rezeption des Ersten Weltkriegs in der Nachkriegszeit so bedeutende Ernst Jünger sprach die mangelhafte Menschenführung in den »Stahlgewittern« an. »In einem kurzen, draufgängereichen Kriege kann und muß der Offizier die Mannschaft rücksichtslos erschöpfen, in einem sich lang hinschleppenden führt dies zu physischem und moralischem Zusammenbruch. Die ungeheure Postenzahl und die ununterbrochene Schanzarbeit war zum größten Teil unnötig und sogar schädlich<sup>448</sup>.«

Nun darf diese Analyse der Missstände im deutschen Heer allerdings keinen falschen Eindruck von Curtius' Überlieferung erzeugen. Die Darstellung der Vorgesetzten und des Offizierskorps ist sowohl in seinen Briefen als auch in den Lebenserinnerungen

beinahe durchweg positiv. Finden sich negative Darstellungen, so dienen sie meist dazu, einer positiven Wendung der Anekdote den Weg zu bereiten oder eine moralisch hochstehende Einsicht Curtius' zu erläutern. Aus dem »Studium« der ihm unterstellten Geschützmannschaften leitete er folgendes Ergebnis ab: »So gut kann das Volk sein. Wir haben in dem Abschnitt Geschichte, den wir erlebt haben, erfahren, daß es auch ganz anders sein kann. Die Voraussetzung für die Entwicklung seiner edlen Charakterzüge war damals das hohe moralische Niveau der führenden Aristokratie des Offizierskorps<sup>449</sup>.« Die positive Darstellung des Offizierskorps und die Erzählung vom bis zuletzt hohen inneren Zusammenhalt des deutschen Heeres sind Topoi, die für konservative Einsichten in den Krieg typisch sind<sup>450</sup>. Letztlich kolportiert Curtius damit noch in den 1950er Jahren einen Aspekt der in der Nachkriegszeit auftauchenden »Dolchstoßlegende«, mit der die Schuld an der Niederlage von 1918 nicht bei der Armeeführung oder den abgekämpften Truppen gesucht wurde, sondern bei Personen und Gruppierungen aus der Heimat<sup>451</sup>. An Stählin schrieb er im Mai 1915: »Und überhaupt unsere Leute! Das ist schon das herrlichste Geschlecht, das es auf Gottes Erdboden gibt. Unermessliche Güte, nie versiegende Pflichttreue, ewig sprudelnder Humor. Unsere Batterie ist wirklich ideal<sup>452</sup>.« »Ideal« war sie jedoch nur durch die Einwirkung des Offizierskorps und damit von ihm selbst.

Weiterhin zeigen sich hier Tendenzen, die allerdings erst nach der Niederlage, während der Weimarer Republik, voll zum Tragen kamen. In Curtius' elitärem Denken, das unter den Professoren des Deutschen Reiches weit verbreitet war, wurde eine einmal als »wahr« erkannte These, etwa, dass eine geistig hochstehende »aristokratische« Führungsriege, wie im Krieg das Offizierskorps, positiv das Volk forme, nicht mehr hinterfragt, sodass sie sich bis zum Lebensende halten konnte. Der eigene höchste Bildungsstand gewährte eine vermeintlich »höhere Einsicht«, die es Curtius nicht in Betracht ziehen ließ, die eigenen Dispositionen zu reflektieren. »Sendungsbewusstsein und Rechthaberei waren weit häufiger als Pragmatismus und Selbstreflexion« bei den deutschen Professoren vertreten<sup>453</sup>.

443 Curtius, Welt (1950), 395.

444 Ulrich 1992a, 117.

445 Ulrich 1992a, 117.

446 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

447 Exemplarisch genannt seien T. Weber 2012 und Ulrich 1992a.

448 Jünger 1922, 7 f.

449 Curtius, Welt (1950), 399.

450 Hettling 2009a, 547 f.

451 Krumeich 2009, 444.

452 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

453 Jansen 2018, 21.

Curtius' Weichzeichnung und positive Umdeutung der mangelhaften Menschenführung des Offizierskorps resultierte auch daraus, dass er ab 1915 selbst zum Offizierskorps gehörte. Am Tag des Waffenstillstands, dem 11. November 1918, erhielt er einen Brief, der ihn an seine eigenen Verfehlungen erinnern sollte. »Herr Professor! - Jetzt wo die Fesseln der Sklaverei gefallen sind, will ich nicht die Gelegenheit unbenutzt lassen, Ihnen auf diesem Wege zu danken, für Alles, was Sie mir angetan haben«. Auf diese ironisch aufgeladene Begrüßung folgte eine Liste von Vorwürfen an Curtius. So gab der Verfasser, ein Soldat namens Steinmetz, an

- »1) dass ich durch Sie zum Tragtierführer bestimmt worden bin, obgleich ich Dolmetscher war.
- 2) dass Sie mich einem Mann unterstellt haben, der (wohl auch Ihrer Ansicht nach) nicht das Prädikat »Mensch« verdiente (Georg Prell)
- 3) dass ich von Ihnen mehr als einmal mit dem Ausdruck »Gimpel«, »dummer Kerl«, »der dumme Steinmetz« u.s.w. titulierte worden bin
- 4) dass ich wegen Ihrer Gleichgültigkeit 3 Monate ohne Schuhe war.
- 5) dass ich trotzdem während dieser Zeit in die Berge geschickt wurde, um mit dem Tragtier verschiedene Sachen zu holen, und das Mitten im Winter.
- 6) dass ich ausser der Sorge für die verfluchten Gäule den seeligen Mik und den ruppigen Pipi zu überwachen hatte.
- 7) dass ich erst nach 16 Monaten auf Urlaub gelassen wurde.
- 8) dass ich keinen Pfennig erhielt, obgleich die beiden Anderen, die weniger als ich zu tun hatten, je 20 Lewa monatlich bekamen<sup>454</sup>.«

Curtius hatte diesen Soldaten also offenbar wiederholt und über einen längeren Zeitraum immer wieder herabgesetzt. Für den Soldaten Steinmetz handelte es sich um eine äußerst dringliche Angelegenheit, da er den frühestmöglichen Tag nutzte, um diesen Brief an Curtius zu verfassen. Am Tag des Waffenstillstands konnte er nämlich damit rechnen, dass sein Brief mit solch schweren Anschuldigungen wohl nicht mehr der Zensur zum Opfer fallen werde und keine militärstrafrechtlichen Konsequenzen mehr

drohten. Bis auf eine kurze Thematisierung der Missstände im Heer zu Beginn des Krieges kam es erst nach Kriegsende wieder zu einer öffentlichen Debatte. Während des Krieges überdeckten und verhinderten das Offizierskorps und die militärische Führung jegliche öffentliche Auseinandersetzung darüber. Die Vorwürfe von Steinmetz umspannten ein Spektrum von Verhaltensweisen, das von »Mobbing« bis hin zu (impliziter und expliziter) körperlicher Misshandlung reichte. Sie decken genau jene Bandbreite ab, die bereits angeklungen ist: Misshandlung durch einen Vorgesetzten, Herabsetzung und Beleidigung, wenig bis gar kein Bewusstsein für die Befindlichkeiten der Truppe, schlechte Urlaubsbedingungen und geringer Sold<sup>455</sup>. Der Brief ist eine exemplarische Liste aller Verfehlungen des Offizierskorps, die die Moral der Truppe unterhöhlten und den inneren Zusammenhalt der Armee aufweichten. Die Soldaten beider Seiten empfanden oftmals nicht den Krieg selbst als die eigentliche Last, sondern die »hausgemachten« Bedingungen, unter denen sie ihn zu ertragen hatten. Das Verhältnis zwischen Truppe und Offizierskorps unterlag einer Abwärtsspirale, wie der Blick in eine bayerische Infanteriedivision im Dezember 1914 aufzeigt. Dort merkte ein Offizier an, dass der Preis des Ungehorsams so hoch angesetzt werden müsse, dass die Männer lieber in den Kampf zögen, als die Konsequenzen einer Verweigerung tragen zu müssen<sup>456</sup>. Auf die Zersetzung der Moral durch überharte Menschenführung wurde mit noch härterer Menschenführung reagiert, was das Gegenteil der Absicht bewirkte.

Steinmetz' Kritik an Curtius zielte auch stichelnd auf die politische Differenz. Zum Abschied ließ er zunächst die »sozialistische Republik Deutschland« hochleben und bezeichnete sich dann als »Freier Soldat«. Den Bildungsstand von Curtius und die damit einhergehende vermeintlich »höhere Einsicht« verkehrte er ins Gegenteil und stellte die bissige Frage, wie ein solch humanistisch – hier am ehesten im Sinne von »human« zu verstehen – gebildeter Mensch sich so abwertend gegenüber ihm verhalten könne. »Und dabei sind Sie ein Mann, der sicher Platons »Politia«, Rousseaus »gesellschaftlichen Vertrag« und Kants »reine Vernunft« aus dem FF kennt<sup>457</sup>.« Die drei Werke vereint, dass sie Gerechtigkeit und Menschenwürde thematisieren, die der »Freie Soldat« Steinmetz durch Curtius verletzt sah. Außerdem zeigen

<sup>454</sup> Soldat A. Steinmetz an Curtius 11.11.1918, BArch Koblenz, N1304/112.

<sup>455</sup> Hettling 2009a, 548.

<sup>456</sup> T. Weber 2012, 81.

<sup>457</sup> Soldat A. Steinmetz an Curtius 11.11.1918, BArch Koblenz, N1304/112.

sie, dass auch Steinmetz einen recht hohen Bildungsstand hatte, was die Kritik an Curtius umso schärfer erscheinen lässt.

Steinmetz übte seine Kritik aus einer weit links stehenden Perspektive, was Curtius zu seinem idealen politischen Gegenpol machte. Dennoch blieben

seine konkreten Vorwürfe fern der politischen Ebene und spiegeln Beschwerden wider, die typisch waren für die Kritik der Truppe an den Missständen im Heer. Nicht zuletzt dürfte dieser Brief auch Curtius in seiner Beurteilung der Umbrüche nach Kriegsende beeinflusst haben.

## 5.2 Fronteinsatz im Westen

Im Februar 1915 erhielt Curtius den Marschbefehl Richtung Frankreich. Mit einem Transport von Pferden und Mannschaften<sup>458</sup> wurde er in das Einsatzgebiet am Frontbogen von St. Mihiel, etwa vierzig Kilometer südöstlich von Verdun, verlegt. Zu diesem Zeitpunkt war der erste große Schlagabtausch der Kriegsparteien im Westen bereits vorüber und für die deutsche Seite nicht erfolgreich verlaufen<sup>459</sup>. In der Marneschlacht war der deutsche Vormarsch auf Paris gestoppt worden und in der ersten Flandernschlacht und mit dem »Wetlauf zum Meer<sup>460</sup>« Anfang November 1914 waren die letzten Versuche, die Front im Westen in Bewegung zu halten, gescheitert und es begann der Grabenkrieg, der bis ins Frühjahr 1918 nicht mehr aufzulösen war. Wie Curtius in seinen Lebenserinnerungen schrieb, hatte er mit der Ablehnung bei der Infanterie und dem dadurch verspäteten Fronteinsatz bei der Artillerie letztlich Glück. Er sprach von dem »Aufschub, der bei den ungeheuren Verlusten jenes 19. [Infanterie-]Regiments im Weltkrieg wahrscheinlich meine Lebensrettung bedeutete<sup>461</sup>«. Die Verlustzahlen der ersten Kriegsmonate, die Curtius in der Kaserne verbrachte, wurden während des gesamten Kriegs nicht mehr erreicht. Erst in den Frühjahrsoffensiven und den späteren Rückzugskämpfen des Jahres 1918 ist wieder ein Anstieg zu verzeichnen, der an die Zahlen des Jahres 1914 aber nicht mehr heranreichte<sup>462</sup>.

Im Frühjahr 1915 wurde Curtius' Abschnitt im Raum St. Mihiel zum Schauplatz schwerer Kämpfe durch mehrere Offensivbemühungen der Entente. Im Raum Arras entbrannte die »Loretoschlacht«, in der die französischen Truppen das Ziel hatten, die wich-

tige, vom deutschen Frontbogen unterbrochene Bahnlinie von Toul nach Verdun wieder zu vereinen. Im Mai 1915 berichtete Curtius seinem Freund Otto Stählin von den Zuständen. Seine Batterie habe »besonders seit Ostern viel zu thun. Der Wald von Ailly, diese wahre Hölle und Mördergrube ist unser Abschnitt<sup>463</sup>«. Die Begriffswahl der »Hölle« und »Mördergrube« ist auffällig. Briefe aus dem Krieg sind Dokumente, in denen sich die Autoren meist bemühten, extreme und lebensbedrohende Erlebnisse und Empfindungen durch Sprache zu bewältigen und zu kommunizieren<sup>464</sup>. Die Hauptaufgabe des Kriegsbriefes war die Aufrechterhaltung der Kontakte mit Freunden und Familie und erst an zweiter Stelle diente er – im Gegensatz zum Alltagsbrief – dem Informationsaustausch<sup>465</sup>. Die Soldaten kommunizierten die Kämpfe und deren Resultate meist nur in stark reduzierter Form. Die emotionale Befindlichkeit und der eigene Anteil an den Kriegshandlungen blieb meist ausgespart<sup>466</sup>. In Letzteres gewährte Curtius wenigstens oberflächlichen Einblick. Bei dem »grossen Erfolg am 5. Mai« habe er »4 Tage und 4 Nächte mit nur einer kurzen Schlafpause am Geschütz« gestanden. Und auch die emotionale Befindlichkeit erwähnte er kurz. »Der Frontkampf« koste »Nerven. Und das einzige Gegengewicht dagegen, den unbewussten Leichtsin, hat man nach den 30ern nicht mehr<sup>467</sup>«. Eine Verharmlosung der Geschehnisse fand durch die Wahl der Begriffe »Hölle« und »Mördergrube« nicht statt, was ungewöhnlich ist, da normalerweise eine »verhüllende Todes- und Sterbemetaphorik<sup>468</sup>« benutzt wurde, die ihren Ursprung in der kulturellen Tabuisierung des Todes hat. Gegen-

458 Curtius, Welt (1950), 396.

459 Deist 2009, 251.

460 Pöhlmann 2009, 967.

461 Curtius, Welt (1950), 396.

462 Ziemann 2013, 26 f.

463 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

464 Schikorsky 1992, 295.

465 Schikorsky 1992, 297.

466 Schikorsky 1992, 303.

467 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2)

468 Schikorsky 1992, 304.

über Männern, in diesem Fall Otto Stählin, sind solche offenen Begrifflichkeiten häufiger zu finden als gegenüber Frauen<sup>469</sup>. Curtius äußerte gegenüber Stählin also seine emotionale und körperliche Belastung während der Abwehrkämpfe, ohne dabei jedoch tiefergehende Emotionen offenzulegen. Er versuchte eher, das eigene Handeln in den größeren Rahmen des Kriegsverlaufs einzuordnen. »Nun schwankt der Kampf immer noch hin und her. Vor ein paar Tagen haben wir wieder ein paar m. verloren.« Man werde sie wieder nehmen, fügte er versichernd an. »Die angekündigte grosse Offensive gegen die Maas-Moselstellungen ist trotz unserer numerischen Schwäche und trotz vieler kritischer Stunden jämmerlich gescheitert.« Er verstehe nicht, »weshalb die Franzosen an ein unmöglich erwiesenes Unternehmen immer wieder Truppen verschwenden.« Seine Einheit habe »nach wie vor rein defensive Aufgaben hier, nicht leichte, aber, wie eben das Ergebnis von 7 Monaten zeigt, durchzuführende.« Diese Schilderung ist nicht nur eine objektive Beschreibung der Lage, sondern gleichzeitig eine Selbstversicherung Curtius', dass die französische Armee den Durchbruch nicht schaffen werde, denn zum Zeitpunkt des Briefes war der Kampf noch in vollem Gange, und Curtius selbst gab kurz zuvor noch an, Gelände eingebüßt zu haben, mit der Versicherung: »Wir werden es wieder nehmen<sup>470</sup>.«

In Studien zum Verhalten von Soldaten beider Seiten, mit der täglichen Gewalt umzugehen, wurde beobachtet, dass belastende Erinnerungen oftmals unterdrückt oder verdrängt wurden. Allerdings findet sich häufig auch die »positive Neuinterpretation« strapazierender Ereignisse, die die Soldaten meist unbewusst als Verarbeitungsstrategie anwandten<sup>471</sup>. Die Begriffe des »jämmerlichen Scheiterns« und die Beschreibung des französischen Unternehmens als »unmöglich<sup>472</sup>« unterstreichen dabei besonders den Charakter der Selbstversicherung im Brief an Stählin.

Als Artillerist gehörte Curtius zu der Waffengattung, deren Destruktionskraft den Charakter des Ersten Weltkriegs schlechthin prägte. Für die Artilleristen noch mehr als für alle anderen Soldaten war die Unsichtbarkeit des Gegners Kern der Erfahrung. Der ebenfalls in einer bayerischen Artillerieeinheit dienende Romanist Victor Klemperer (1881–1960) bemerkte mit Erstaunen, dass es an den Geschützen seiner Batterie in Frankreich so ruhig zugehe wie auf

dem heimischen Übungsgelände auf dem bayerischen Lechfeld<sup>473</sup>. Es herrschte eine räumliche, aber auch moralische Distanz zum eigenen Handeln, die eine unmittelbare Konfrontation mit der eigenen Gewaltanwendung verhinderte. Mit den Folgen wurde der Artillerist, wenn überhaupt, erst mit einigem zeitlichen Abstand konfrontiert, ebenso wie mit den Opfern<sup>474</sup>. In diesen Kriegsmonaten erlebte Curtius allerdings auch die unmittelbare Nähe des Kampfes, da er bisweilen auch Dienst im vordersten Schützengraben tat, was ihn möglicherweise zum Urteil der »Hölle« und »Mördergrube« veranlasste. Auch das verhältnismäßige Glück, Artillerist zu sein, war ihm bewusst. »Ich habs ja leichter. Habe als Unterofficier mein klar vorgerechnetes Mass von Pflichten, und als Artillerist nicht die zermürbende Nähe des tagtäglichen Kampfes. Aber was unsere Infanterie hier vorne zu leisten hat, das spottet jeder Beschreibung. Von den 15ern kommt mir jeder einzelne wie ein Held vor<sup>475</sup>.« Doch nicht nur als Ausführender erlebte Curtius den Artilleriekrieg. Von seiner Feuertaufe berichtete er in seinen Lebenserinnerungen. Auf dem erstmaligen Weg zu seiner Batterie im Februar 1915 überraschte ihn die französische Artillerie, »da sagte bei einer Kurve mein Begleiter: ›Jetzt heißt's aufpassen, denn an dieser Stelle kommt meistens eine geflogen.« Kaum hatte er das gesagt, hörte man in der Ferne von Toul her einen dumpfen Abschuss.« Da sein »guter Brauereigaul« jedoch erstarrte, war er der Granate, die direkt neben ihm »in den feuchten Erdboden des Straßengrabens« einschlug, schutzlos ausgeliefert. Zu seinem Glück handelte es sich jedoch um einen Blindgänger. »Das war meine Feuertaufe, die über mich erging, kaum daß ich sie bemerkte<sup>476</sup>.« Diese Episode zeigt ein hilfloses Ausgeliefertsein und die Feuertaufe widerfuhr ihm als passiv Erlebenden. In den Lebenserinnerungen ist die Beschreibung eher verharmlosend und abenteuerlich. Später merkt er an, »Mut ist leichter für den handelnden Menschen als für den, der untätig wartend Gefahren über sich ergehen lassen muss<sup>477</sup>.« Auch das zweite Erlebnis gegnerischer Artillerie zeigt die Ohnmacht einer solchen Situation. »Während wir durch einen auch nur halb ausgebauten Graben zurückgingen, warfen sich plötzlich alle an diesem arbeitenden Soldaten auf die Erde.« Für ihn sei es zu spät gewesen, auch in Deckung zu gehen, und »nun wiederholte sich das Erleb-

469 Schikorsky 1992, 304.

470 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

471 Watson 2008, 90.

472 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

473 Ziemann 2009, 29.

474 Ziemann 2009, 29.

475 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

476 Curtius, Welt (1950), 397.

477 Curtius, Welt (1950), 403.

nis der Feuertaufe: unmittelbar neben mir schlug eine Granate in die Grabenwand und blieb als Blindgänger stecken. Jene hatte mich als Unwissenden überrascht, diese als Wissenden.« Es folgt im Zusammenhang mit dem nahen Tode die Schilderung einer Art griechisch-religiöser Erleuchtungsszene. Nie zuvor sei ihm »das Geistige unseres Wesens so unmittelbare Erfahrung geworden, wie an diesem Morgen. ›Sokrates‹, so sprach ich zu mir selber, ›nun habe ich dich verstanden‹<sup>478</sup>.« Die Philosophie von Sokrates, die allerdings nur gegensätzlich überliefert ist, da er keine Schriften hinterließ, drehte sich u. a. um das Konzept der Selbsterkenntnis, auf die Curtius hier wohl anspielt. Die Episode zeigt außerdem wiederum den Menschen in Reaktion auf eine nicht beeinflussbare Gewalt. Die zermürbende und für diesen Krieg besonders prägende Passivität wirkten noch lange nach. In der Wahrnehmung der Soldaten war die Artillerie eine »automatisch wirkende Potenz«, die den Menschen von der Tötungshandlung entkoppelte. Nicht Personen töteten, sondern »Sachen«<sup>479</sup>.

Die Wahrnehmung des Artilleriefeuers durch die Soldaten lässt sich in drei Kategorien einteilen. Zum ersten gab es jene Soldaten, die die Kriegstechnik als übermenschlich oder übernatürlich im Sinne von »monströs und dämonisch« betrachteten, zum zweiten diejenigen Soldaten, die die Artillerie als »nicht-menschlich«, als eigenständig wirkende Maschine oder als Naturgewalt einstufen und zum dritten gab es Frontsoldaten, die durchaus menschliches Wirken hinter der industriellen Gewalt erkannten<sup>480</sup>. Aus den Briefen an Otto Stählin geht hervor, dass bei Curtius der Kampf oder vielmehr das eigene Kämpfen, nicht nur das Artillerief Feuer, in den Kontext der militärischen Gesamtlage eingeordnet wird, eine Zuordnung zu eindeutig menschlichem Handeln also stattfindet. Nochmal sei gesagt, dass Curtius durch sein Dasein als Artillerist ein weitaus weniger gefährliches Frontdasein im Westen erlebte als die Soldaten der Infanterie. Dessen war er sich sehr wohl bewusst, wie die Feldpost aus dem Jahr 1915 und auch die Lebenserinnerungen – die inszenatorische Dimension ausgespart – durchaus zeigen.

Der – immerhin alltägliche – Tod auf dem Schlachtfeld wird nur einmal in expliziter Form geschildert, doch verschwindet jene Darstellung neben all den banal-positiven Schilderungen beinahe: »Aber da lagen, vom Maschinengewehrfeuer hingemäht, ganze Reihen gefallener toter Franzosen, die

aus dem umstrittenen Gelände noch nicht geborgen werden konnten. [...] Ich konnte keinen der Toten berühren. Wie heilig erschienen sie mir<sup>481</sup>.« Dass die Toten die Schlachtfelder gleichsam in »geweihte Erde« verwandelten, war weit verbreitet unter den Soldaten beider Seiten. Sie versuchten, die Gefallenen so gut es ging zu bestatten, was aber oft nicht möglich war. Dass Curtius auch die französischen Gefallenen als »heilig« betrachtete, zeigt, dass die Soldaten aller Seiten sich trotz der Gegnerschaft auch als Schicksalsgemeinschaft begreifen konnten, die den gleichen Leiden ausgesetzt war<sup>482</sup>.

Der Aufbau seines Weltkriegskapitels muss nicht ausschließlich der Selbstinszenierung geschuldet sein. Es ist durchaus denkbar, dass immer noch ein Verdrängungsmechanismus wirksam war, trotz der zum Erzählzeitpunkt länger zurückliegenden Erlebnisse. Der Tübinger Privatdozent für Zoologie Hans Krieg bezeichnete seine Kriegsjahre zum Beispiel eher als »Reisejahre denn als vaterländisches Opfer«. Über die Verdrängung reflektierte er, dass das »Massensterben, diese pausenlose Belastung der Sinne und der Einbildungskraft« ihm und auch vielen seiner Kameraden wohl »nie so ganz ins Bewusstsein gedrungen« sei. Er sehe darin »einen wohlthätigen Selbstschutz.« Seine »wirklichen Kriegserlebnisse« seien daher »ganz banaler Art: Kleine Bilder am Rande des großen Geschehens, dramatische Episoden, groteske Szenen, problematische Menschen, liebenswerte Pferde und Hunde, ruhmlose Jagden<sup>483</sup>.« Ähnliches ist bei Curtius zu beobachten, trotz des Raumes, den die Erzählungen von den Kampfhandlungen durchaus einnehmen. So berichtet Curtius in seinen Lebenserinnerungen – wie auch Hans Krieg – von seinen Pferden oder einer regelmäßigen anregenden Unterhaltung mit einem französischen Jungen, die immer damit geendet habe, dass der Junge sagte »und trotzdem werden Sie sehen, der Marschall Foch wird Sie besiegen<sup>484</sup>.«

Curtius' Kapitel über den Ersten Weltkrieg in »Deutsche und antike Welt« erscheint als episodenhafte Erzählung über die Güte und den Zusammenhalt der Armee, über einzelne Charaktere und einzelne besondere Geschehnisse. Schrecken und Gewalt sind beinahe vollständig ausgeblendet, klingen nur leicht an oder werden verklärend wiedergegeben. So lässt er etwa wissen, dass seine Fantasie ihm jederzeit »ein Traumland« angeboten habe, in das er sich »leichten Fußes« habe begeben können, wenn ihm

478 Curtius, Welt (1950), 402.

479 Ziemann 2013, 30.

480 Habeck 2002, 105.

481 Curtius, Welt (1950), 404.

482 Becker 2009, 926.

483 Krieg 1964, 21.

484 Curtius, Welt (1950), 408.

»die Wirklichkeit schwer fiel.« Dort habe er Halt, denn während sich das »reale Leben« »fortwährend« ändere, unterlägen die »griechischen Statuen«, »die Bilder des Tizian und des Rubens, die Verse von Pindar oder Goethe« keiner Veränderung. Sie seien für ihn die »höhere«, »eigentliche Wirklichkeit<sup>485</sup>«. Die Flucht vor der Realität in Kunst, Musik und Dichtung ist ein wiederkehrendes Motiv in Curtius' Lebenserinnerungen. Schon zu Schulzeiten summite er Cho-

pin, um dem eintönigen Unterricht zu entfliehen, nun floh er vor den Gräueln des Weltkriegs. Damit unterstreicht er zum einen die Kraft der humanistischen Bildungswelt und die geistige Vollkommenheit, die sie ihm verlieh. Zum anderen zeigt sie seine tiefe Verwurzelung in ihr. Demjenigen, der diese Bildungswelt nie erfahren hat, blieb implizit die »eigentliche Wirklichkeit« und damit eine höhere Einsicht in die Realität verwehrt.

### 5.3 Belastete Kommunikation mit der Heimat

Neben den Erlebnissen und Berichten aus dem Krieg befasste sich Curtius im Einsatz auch mit allerlei Fragen, die die Heimat betrafen. Im September 1914, knapp zwei Monate nachdem er in die Kaserne in Erlangen eingerückt war, meldete er sich bei seinem politischem Mentor Friedrich Naumann, in dessen Nationalsozialem Verein er bis 1903 aktiv gewesen war und zu dem er weiterhin Kontakt hielt. Er wandte sich an ihn als Vermittler für »einige Kollegen«, vermutlich der Universität Erlangen, die eine Initiative planten, um Gelder für die Kriegsanstrengungen bereitzustellen. Curtius selbst hatte mit dem Vorhaben seiner »Kollegen« – wer genau damit gemeint war, wird nicht klar – offenbar wenig zu tun, sollte es aber Naumann unterbreiten. Die Geldmittel, die er und seine Kollegen im Auge hatten, sollten offenbar aus einer Art freiwilliger Zahlung der Erlanger Bevölkerung bestehen. Durch die gerade erst im September 1914 geschaffene erste Kriegsanleihe, so Curtius, erhalte die Reichsregierung derzeit zwar genügend finanzielle Mittel für die Kriegsanstrengungen, doch, so fügte er an, sei ihm »jedes Mittel Recht, das vor allem den Reichtum energischer zum Geben« anrege<sup>486</sup>. Naumann stand den Plänen einer weiteren Finanzierung parallel zu den Reichsanleihen jedoch kritisch gegenüber. Er bewertete die Idee, Erlangen als Testobjekt für eine »freiwillige Kriegsbesteuerung« heranzuziehen, zwar als durchaus gut, nur sei der Zeitpunkt ungünstig, weil »unter dem günstigen Eindruck der grossen Reichsanleihe nicht das he-

rausgeholt werden« könne, »was in einem anderen Zeitpunkt für die Kasse des Vaterlandes zu gewinnen möglich« sei<sup>487</sup>. Naumann fürchtete, dass weitere Werbung um Gelder den bisher positiven Eindruck der ersten Kriegsanleihe in der Bevölkerung unterminieren könne.

Durch Curtius' Überlegungen wird noch einmal das bereits erwähnte Sendungsbewusstsein<sup>488</sup> deutlich, jedoch mit einem anderen Fokus. Curtius versäumte es nicht, über das Verfassen von Texten und das Urteilen über das politische Geschehen hinaus, gleichsam aus dem »Elfenbeinturm« der Universität heraus, politisch aktiv zu werden. Zu jenem elitären Selbstverständnis, das das Sendungsbewusstsein<sup>489</sup> beinhaltete, gehörte auch das Gefühl der geistigen Überlegenheit über die »Masse des Volkes<sup>490</sup>«. Jenes Überlegenheitsgefühl konnte sich auch in Unverständnis äußern. Ende 1915 wandte sich Curtius erneut an Friedrich Naumann. Der Inhalt des Briefs ist nicht bekannt, doch lässt sich aus Naumanns Antwortbrief ableiten, dass es um die Frage der Moral an der »Heimatfront« ging. Zum einen schien sich Curtius am »Friedensgerede<sup>491</sup>« dort gestört zu haben. Naumann wirkte beschwichtigend auf ihn ein. Das »Friedensgerede« sei ebenso notwendig »wie vorher der Überschwang in Kriegszeilen nötig war, um zu einer ruhigen Kriegsfestigkeit zu kommen, die wir wohl noch recht lange brauchen werden«. Man müsse es zulassen, wolle man keine schlechten »Heimatüber-raschungen<sup>492</sup>« erleben.

485 Curtius, Welt (1950), 403.

486 Curtius an Naumann 26.09.1914, BArch Berlin N3001/6.

487 Naumann an Curtius 01.10.1914, BArch Berlin N3001/6.

488 Jansen 2018, 21.

489 Auch als politisch-moralisches Vorbild, nach Jansen 2018, 21.

490 Jansen 2018, 21.

491 Naumann an Curtius 31.12.1915, BArch Koblenz N1304-107. Wenige Tage zuvor, am 21.12.1915, hatten 20 Reichstagsabgeordnete der SPD gegen die Bewilligung weiterer Kriegskredite gestimmt.

492 Naumann an Curtius 31.12.1915, BArch Koblenz N 1304-107.

Die englische Seeblockade, gegen die die deutschen Seestreitkräfte weitgehend machtlos waren<sup>493</sup>, und die unzureichenden Vorbereitungen der deutschen Ernährungspolitik<sup>494</sup> auf einen längeren Krieg sorgten dafür, dass die Ernährungslage im Deutschen Reich bereits Anfang 1915 einen kritischen Zustand erreichte. Auch Naumann bezog dies in seine Erklärungsversuche ein. In der Bevölkerung des Deutschen Reichs habe sich »besonders durch Fettmangel, der die Frauen kopflos<sup>495</sup>« mache, viel Friedenssehnsucht angestaut. Diese Sehnsucht tat Curtius offenbar als »Gerede« ab. Naumann setzte das Wort »Friedensgerede« in seinem Brief in Anführungszeichen, weswegen davon auszugehen ist, dass er hier Curtius' Formulierung übernahm. Beim Verfassen des Briefes an Naumann hatte Curtius also ein negatives Bild der öffentlichen Stimmung in Deutschland vor Augen. Der eigentlich positiv konnotierte Begriff »Frieden« geriet dann plötzlich zu einem negativen und richtete sich in Curtius' Wahrnehmung gegen das Heer, denn dessen Strapazen, die es letztlich für die Heimat auf sich nehme, sah er dort nicht gewürdigt.

Naumann versuchte in seiner Antwort an Curtius, implizite Vorwürfe von Undankbarkeit und mangelnder Demut der Heimat zu entkräften und um Verständnis zu werben. So würden »die finanziellen Zukunftsfragen uns hier mehr bedrücken« als dies im Feld »gefühl« werde. »Die Strapazen von Ihnen draußen sind unvergleichlich größer als die unseren, aber dafür werfen Sie auch alle Erhaltungssorgen einfach hinter sich u. überlassen sie uns<sup>496</sup>.« Die Sorgen, Nöte und die daraus folgenden Unmutsbekundungen in der Heimat müssten geäußert werden können und seien gerechtfertigt, auch wenn die Anstrengung an der Front eine weitaus größere sei. Im Austausch zwischen Curtius und Naumann tritt die Unmöglichkeit der Kommunikation zwischen Front und Heimat, nicht im physischen Sinne, wie etwa eines nichtangekommenen Briefes, sondern im Sinne des Nicht-Verstehens zutage. Diese Misskommunikation speiste sich vor allem aus dem speziellen, exkludierenden Charakter des »Kriegserlebnisses«. Wie bereits beschrieben, sahen Georg Simmel und Wil-

helm Dilthey das »Erlebnis« als das »unmittelbare Erfassen von Wirklichkeit.« Beim »Kriegserlebnis« waren also notwendigerweise alle »Daheimgebliebenen« ausgeklammert, weil es nur die »besondere Qualität jener Eindrücke, Reize und Wahrnehmungen, denen die Soldaten des Weltkriegs ausgesetzt waren<sup>497</sup>«, beinhaltete. Dadurch erhielt es eine gleichsam »mystische« Dimension, die an vier Faktoren festgemacht werden kann. Das Kriegserlebnis wirkte erstens erkenntnistiftend und verhalf den Soldaten zu einer besonderen Art Einsicht, die sie in der Eigenwahrnehmung hervorhob gegenüber allen, die es nicht teilten. Diese Einsicht und somit das »Wesen« des Erlebten war, zweitens, nicht mitteilbar sowie, drittens, nicht nachträglich reproduzierbar. Viertens war das Kriegserlebnis nicht bewusst herbeizuführen, es »widerfuhr« den Soldaten<sup>498</sup>. Diese Faktoren führten dazu, dass eine unüberwindbare Kommunikationsbarriere zwischen Front und Heimat entstand, die es verhinderte, Einblick in das Erleben des jeweils anderen zu erlangen. Eine Nichteinsicht in die Lebenswirklichkeit der anderen Seite, der Heimat, wurde dadurch de facto ebenso konstruiert, auch wenn das von den Soldaten durch die besondere höherstehende Einsicht, die das »Kriegserlebnis« vermeintlich schuf, nicht wahrgenommen wurde. Außerdem präsentierte der Begriff der »Kriegserfahrung« (oder »Kriegserlebnis«/»Fronterfahrung«) einen diskursiven Standpunkt, von dem aus sich gegenüber der Heimatgesellschaft »die kommunikative Pose der »Dabeigewesenen« manifestierte«, wie Aribert Reimann herausarbeitete. Die Begriffe wurden durch zahlreiche »soziale und kulturelle Transmissionsriten« in den Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften zu einem »informellen gesellschaftlichen Machtfaktor<sup>499</sup>«, weil sie eine vermeintlich tatsächliche und moralische höhere Einsicht suggerierten.

Hinzu kam bei Curtius noch ein elitärer Standesdünkel, der ihn daran hinderte, die öffentliche Meinung in seine Überlegungen einzubeziehen. Nach über vier Jahren Krieg, einer unvorstellbaren Zahl Gefallener, Hungerkrisen und vielen Strapazen schrieb Curtius etwa einen Monat vor dem Waffen-

493 Neitzel 2009, 1002.

494 Corni 2009, 565.

495 Naumann an Curtius 31.12.1915, BArch Koblenz N 1304-107.

496 Naumann an Curtius 31.12.1915, BArch Koblenz N 1304-107.

497 Hettling 2009b, 638.

498 Hettling 2009b, 638.

499 Reimann 2001, 173. Karl Jaspers brachte diesen Machtfaktor in seiner »Philosophischen Autobiographie« auf den Punkt: »Weder im Ersten Weltkrieg noch nachher habe ich in meinen Vorlesungen oder in Schriften von politischen Dingen gesprochen. Ich hatte eine Scheu, weil ich kein Soldat war. Denn in der Politik handelt es sich um den Ernst der Macht, die auf dem Einsatz des Lebens gründet. Mir fehlte diese Legitimation. Die Scheu nahm mit dem Alter werden ab. Vor allem, weil ich in den zwanziger Jahren das offenbare politische Versagen des Soldatischen sah. Ich erkannte den falschen politischen Anspruch darin.« Jaspers 1977, 71.

stillstand 1918 an Otto Stählin, dass das Volk glaube, »durch einen raschen Frieden bald wieder in sein gewohntes Wohllleben zurückkehren zu können.« Es besitze »keine Einsicht in die tieferen historischen Zusammenhänge, unser Nationalgefühl ist zu jung und daher zu schwach<sup>500</sup>.« Dass Curtius den öffentlichen Friedenswillen auf mangelndes historisches Verständnis und ein schwaches Nationalgefühl zurückführte, wirkt vor diesem Hintergrund vermessen und wenig mitfühlend. Dabei hatte der Umschwung in Deutschland von einer verhältnismäßig positiven Stimmung zu einer negativen bereits im September 1914 begonnen, nachdem die Siegesmeldungen langsam aus-, die Verlustzahlen aber kontinuierlich hoch blieben<sup>501</sup>. Jede zweite Familie hatte zum Jahreswechsel 1914/1915 bereits einen Gefallenen zu beklagen und die Versorgungslage im zweiten Kriegswinter

erreichte einen ersten Tiefpunkt<sup>502</sup>. Das Versprechen, zu Weihnachten zuhause zu sein, hatte sich 1915 bereits zum zweiten Mal nicht erfüllt. Friedrich Naumann bezog sich in seiner Antwort nur auf die Versorgungslage, wobei der Begriff der »Erhaltungssorgen« für die Zukunft durchaus auch ein Leben ohne Versorger meinen konnte. Curtius verstieg sich in einer einseitigen Schuldsuche für die stark sinkende Moral an der Heimatfront. Sicher beobachtete er auch in der Armee Verfallserscheinungen, sah dort jedoch nicht den Ursprung, sondern das Opfer. Sich an den Strapazen der Soldaten orientierend wurde der Heimat das Recht abgesprochen, ebenfalls einen Einbruch der Moral zu erleben. Eine eigentlich unmögliche, strikt vorgenommene Trennung zwischen Armee und Heimat sorgte dafür, dass Legenden wie der »Dolchstoß« auf fruchtbaren Boden fallen konnten.

## 5.4 Die Armee als ideale Gesellschaft?

Bereits im ersten Abschnitt des Weltkriegskapitels seiner Lebenserinnerungen lobte er die Armee als »edelste Form sozialer Einheit unseres Volkes<sup>503</sup>«. In jene Form gegossen werde das Volk, weil die »Voraussetzung für die Entwicklung seiner edlen Charakterzüge [...] das hohe moralische Niveau der führenden Aristokratie des Offizierskorps<sup>504</sup>« sei. Eine ideale Gesellschaft, wie sie das Heer beispielhaft darstelle, könne, so Curtius, folglich nur mit einer führenden Aristokratie existieren, die dieses hohe moralische Niveau aufweise. Den Aristokratiebegriff verwendete er dabei erweiternd, nicht aufgrund »der Titel und des Besitzes«, sondern »des Herzens und der Gesinnung, zu dem gewiß auch solche von Titel und Besitz gehören<sup>505</sup>.« Der andere Teil des Heeres, der gleichsam vom Offizierskorps in Form gegossen werden müsse, bestand aus den Mannschaften, die in Curtius' Batterie an der Westfront offenbar in idealer Form von diesem zu beobachten waren. Mit den Bauern, die sich um die Pferde seiner Artillerieeinheit kümmerten, und den Industriearbeitern, die die Geschütze bedienten, verknüpfte Curtius die beiden größten Bevölkerungsschichten in seiner Einheit, was ihn

dazu veranlasste, in seinen Lebenserinnerungen soziologische Beobachtungen festzuhalten. Den Wahrheitsanspruch seiner Beobachtungen generierte Curtius dabei aus dem gemeinsamen Leben im Schützengraben, denn das »Volk, so wie es wirklich ist«, lerne nur kennen, »wer ohne irgend ein Vorrecht seine Lebensbedingungen<sup>506</sup>« teile. Speziell die Fronterfahrung als Legitimation heranziehend, schrieb er 1915 an einen unbekanntem Adressaten, dass er von der »Jugend« und dem »arbeitenden Volk« mehr wisse »wie Sie, der Sie nicht feldgrau werden konnten«. Er selbst besitze durch seinen Einsatz nun eine höhere Einsicht »als vor dem Kriege<sup>507</sup>.« Außer Acht ließ er dabei allerdings seine hervorgehobene Position als Unteroffizier, später als Offizier, und war damit nur vermeintlich »ohne irgend ein Vorrecht«. Durch den inszenatorischen Kniff der Beobachterrolle konnte er sich also auf der Ebene des »Volks« befinden, ohne dabei jedoch den »aristokratischen Teil« jemals zu verlassen. Wenig bescheiden gab er an, dadurch zu höheren Einsichten zu gelangen, als »irgend eine Gesellschaftstheorie<sup>508</sup>« jemals schildern könne.

**500** Curtius an Stählin 14.10.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (14).

**501** Kellerhoff 2014, 110 f.

**502** Mommsen 1995, 19.

**503** Curtius, Welt (1950), 387.

**504** Curtius, Welt (1950), 399.

**505** Curtius, Welt (1950), 158.

**506** Curtius, Welt (1950), 398.

**507** Curtius 1915, 215.

**508** Diese Aussage ist wohl vor allem auf den Marxismus als Gesellschaftstheorie der »Massen« gemünzt. Curtius, Welt (1950), 398.

Seine erste Beobachtung, die er der Leserschaft seiner Lebenserinnerungen dann liefert, ist die große Eintracht, in der Bauern, Arbeiter und Curtius gemeinsam gelebt hätten. Die Erklärung, woher diese Eintracht rühre, bleibt allerdings eine Leerstelle. Erst zum Schluss nennt er die »führende Aristokratie« des Offizierskorps als Grund. »Auch parteipolitische Gegensätze existierten nicht<sup>509</sup>«, da die einigende Führungsrolle des Offizierskorps sie gleichsam überstrahlte. Curtius' Ausführungen stellen implizit heraus, dass unter jener »aristokratischen Führung« gesellschaftliche Pluralisierungstendenzen nicht vorhanden waren.

In seiner zweiten Beobachtung verdeutlicht Curtius die hohe Tugendhaftigkeit, die im Volk geherrscht habe, anhand einer Geschichte, die den einzigen »Zwist« innerhalb der sonst perfekten kleinen Gesellschaft seiner Batterie dargestellt habe: Bei der Nachricht über eine Bordelleröffnung für deutsche Truppen im nahegelegenen St. Mihiel hätten die Bauern, die für die Pferdefuhrwerke der Geschütze zuständig waren, angegeben, so etwas sei nur gut für die Geschützbedienungen, also die Industriearbeiter. Folgt man den Lebenserinnerungen, war Curtius' Auffassung, den Industriearbeitern alle moralisch verwerflichen Zeittendenzen der symbolhaften »Stadt« zuzuordnen, offenbar auch unter den Bauern – also den symbolhaften Exponenten des »Landes« – verbreitet. Die Arbeiter hätten sich daraufhin allerdings moralisch empört und »von der Angelegenheit« sei »nie wieder die Rede« gewesen<sup>510</sup>. Dass sowohl die Bauern als auch die Arbeiter in Curtius' Episode dem Bordellbesuch widerstanden, unterstreicht eine von Curtius festgestellte grundsätzliche Tugendhaftigkeit im Volk, die durch die symbolhafte, moralisch verwerfliche Lockung nicht beeinflusst werde, weil der Rahmen der »idealen Gesellschaft« der Armee eine moralische Schutzfunktion biete. Implizit stand dieser Schilderung die Heimat gegenüber, weil dort die unsittlichen Verlockungen das eigentlich tugendhafte Volk ungehindert beeinflussen könnten.

Den einigenden Effekt der Armee stellte Curtius in seiner dritten Beobachtung auch innerhalb des Offizierskorps fest. Als er erfahren habe, auf einen Offizierslehrgang ins preußische Jüterbog zu müssen, sei er zunächst skeptisch gewesen, da er der »Härte des preußischen Militarismus<sup>511</sup>« kritisch gegenübergestanden habe. Durch das Zusammentreffen junger

Offiziersanwärter aus allen Teilen des Reiches, mit regionaler Betonung des Zusammentreffens west- und ostdeutscher Offiziersanwärter, sei er jedoch eines Besseren belehrt worden und die Episode erfährt eine positive Wendung. »Wir Bayern, Schwaben, Franken und Hessen trafen mit lauter Märkern, West- und Ostpreußen zusammen, und das ergab eine vortreffliche Legierung<sup>512</sup>.« Nicht nur wird hier die zusammenführende Wirkung der Armee auf der hierarchisch horizontalen Ebene innerhalb des Offizierskorps herausgestellt, sondern auch die spezifisch gesamtdeutsche Dimension betont, die trotz aller regionalen Unterschiede und Eigenheiten die Offiziere aus allen Teilen des Reiches hinter einem gemeinsamen höherstehenden Ziel zusammenführte.

Eine der »schillerndsten Deutungskategorien«, um die Kriegserfahrung der Soldaten und die öffentliche Erinnerung an den Krieg zu ordnen, war die »Kameradschaft<sup>513</sup>«. Sie verkörperte militärische Tugend und sozialen Zusammenhalt und war ein vielschichtiger, letztlich schwer fassbarer Begriff. Ein Aspekt, der Bestandteil des Begriffs der Kameradschaft ist und auf den Curtius mit seinen Ausführungen zielt, ist eine »selbstlose, sakralisierte, auf die Auslöschung des Ich zielende Gruppenkohäsion<sup>514</sup>«. Mit der Auflösung des »Ich« ist bei Curtius auch die Auflösung sozialer Gruppenzugehörigkeit gemeint. Zivilgesellschaftliche, regionale und klassenmäßige Kategorisierungsmaßstäbe werden im Begriff der Kameradschaft bedeutungslos, auch befeuert durch eine Nivellierung hierarchischer Unterschiede im Heer, etwa durch die Gleichheit vor dem Tod<sup>515</sup>. In ähnlicher Form findet sich eine Nivellierung auch bei Curtius, dort jedoch durch die gemeinsame Zugehörigkeit zum »guten Volk<sup>516</sup>«.

Kameradschaft als Begriff und Deutungskategorie gelangte vor allem in der Nachkriegszeit seit 1918 zu ihrer vollen Geltung. Im Zuge der Arbeit an der kollektiven Kriegserinnerung wurde die »vielfältige Harmonisierungsfunktion<sup>517</sup>« des Begriffes ausgeschöpft. Curtius' Sichtweisen in seinen Lebenserinnerungen bestätigen dies. In seiner mythischen Dimension bot der Begriff der Kameradschaft Antworten auf Neigungen dieser Zeit, die auch von Curtius als negativ empfunden wurden, etwa »gesellschaftliche Risse« und »Atomisierungstendenzen<sup>518</sup>«, die sich in Klassenkampf oder Parteienstreit äußern

509 Curtius, Welt (1950), 398.

510 Curtius, Welt (1950), 399.

511 Curtius, Welt (1950), 405.

512 Curtius, Welt (1950), 409.

513 Kühne 2009, 602 f.

514 Kühne 2009, 602.

515 Kühne 2009, 602.

516 Curtius, Welt (1950), 399.

517 Kühne 2009, 602.

518 Kühne 2009, 602.

würden. Doch auch während des Krieges, schon zu dessen Beginn, reiften solche Ansätze in Curtius' Wahrnehmung des Heeres. Bereits Ende August 1914 glaubten er und weite Teile der Bildungselite den Geist des »Volkskriegs« von 1813 in den Soldaten zu erkennen. Im Mai 1915 gelangte er gegenüber seinem Freund Otto Stählin zu ganz ähnlichen Aussagen, wie sie auch 35 Jahre später in seinen Lebenserinnerungen zu finden sind. »Und überhaupt unsere Leute! Das ist schon das herrlichste Geschlecht, das es auf Gottes Erdboden gibt. Unermessliche Güte, nie versiegende Pflichttreue, ewig sprudelnder Humor. Unsere Batterie ist wirklich ideal<sup>519</sup>.«

Das Gegenmodell zu jener »idealen Gesellschaft« der Armee bildete letztlich die Heimat. Dort wirken die »Kräfte« der von Curtius ausgemachten Führungsriege des Offizierskorps nicht, Pluralisierungstendenzen und »parteilpolitische Gegensätze« kommen zum Tragen. Aus dem im August 1914 diagnostizierten einigenden »Volkskrieg« fallen in der Auffassung Curtius' bereits 1915 weite Teile der Bevölkerung wieder heraus. Er verengt sich gleichsam und nur noch das Heer steht hinter dem »Volkskrieg«.

Die Beobachtungen seiner Batterie an der Westfront und des Lehrganges in Jüterbog wurden Jahrzehnte nach dem Ende des Ersten Weltkriegs verfasst, hauptsächlich in den 1940er Jahren. Die dabei herangezogenen Topoi sammeln sich in ähnlichen Formen auch unter dem Begriff der »Volksgemein-

schaft«. Nun ist hauptsächlich die nationalsozialistische Version des Begriffs im heutigen Bewusstsein präsent, doch gab es vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg vielfältige Vorstellungen des Begriffes in allen politischen Lagern. In konservativen Kreisen herrschte die Ansicht, dass »atomisierten« Gesellschaften das gemeinsame Ziel fehle. Durch Individualisierung verfolge man nur noch die eigenen Interessen und nicht mehr die übergeordneten Belange der Gesellschaft<sup>520</sup>. Eine »Volksgemeinschaft« sei nur dann zu erreichen, wenn in der Gesellschaft eine geistige, ideologische und durch Nationalismus verstärkte Einheit herrsche, also das gesamte Volk ähnliche »Ideen, Werte, Hoffnungen, Erwartungen und Überzeugungen<sup>521</sup>« aufweise. Genau das propagierte Curtius in seinen Lebenserinnerungen. Dass er solche Ansichten allerdings auch schon während des Ersten Weltkriegs vertrat, lässt sich mit seinem Klagen gegenüber Otto Stählin belegen. Im Juli 1917 beschrieb er das Nationalgefühl der Deutschen als »schwach, belastet, unterentwickelt« und »unerzogen«. Im selben Brief nahm er die Einschränkung vor, dass der »Geist in der Armee« noch immer »unerschütterlich der alte, wunderbare<sup>522</sup>« sei. »Ideen, Werte, Hoffnungen, Erwartungen und Überzeugungen<sup>523</sup>« würden hier also in der Armee von der einfachen Geschützbedienung bis hinauf zum Offizierskorps vermeintlich noch geteilt, nicht aber in der Heimat.

## 5.5 Als Nachrichtenoffizier auf dem Balkan

Im Februar 1916 erhielt Curtius den Marschbefehl nach Serbien. Auf diesem Kriegsschauplatz sollte er für einen geplanten Einmarsch in Griechenland als Dolmetscher für Neugriechisch eingesetzt werden. Dieser Plan wurde nie ausgeführt, doch verblieb Curtius als Nachrichtenoffizier beim Generalstab der ersten bulgarischen Armee in Monastir, ganz im Süden Serbiens an der Grenze zu Griechenland<sup>524</sup>. Wenige Monate vor seiner Ankunft hatte die serbische Armee einen folgenschweren Zusammenbruch erlitten. Zu Beginn des Krieges konnte sie ihren österreichisch-ungarischen Gegnern noch starken Wider-

stand entgegensetzen und die Entente auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz entlasten. Zeitgenössische Militärexperten lobten die Führungsqualitäten der jüngeren serbischen Offiziere und den hohen Ausbildungsstand der Truppe, doch versäumte die Entente es, ihren serbischen Verbündeten nach den ersten verlustreichen Kriegsmonaten erneut kampfbereit auszurüsten. Am 6. Oktober 1915 begann eine österreichisch-deutsche Offensive unter dem Befehl des Generals August von Mackensen. Wenige Tage später erklärte Bulgarien Serbien den Krieg. Nun stand dem serbischen Heer eine Übermacht von 600 000 Sol-

<sup>519</sup> Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

<sup>520</sup> Verhey 2014, 350.

<sup>521</sup> Verhey 2014, 350.

<sup>522</sup> Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

<sup>523</sup> Verhey 2014, 350.

<sup>524</sup> Verhey 2014, 409.

daten gegenüber. Trotz heftiger Gegenwehr musste sich die serbische Armee der personellen und technischen Überlegenheit der Mittelmächte geschlagen geben und den Rückzug antreten. Der in der serbischen Erinnerungskultur später verklärte »Große Rückzug« führte die serbische Armee, zahlreiche Zivilisten und etwa 20 000 österreichisch-ungarische Kriegsgefangene an die Adria, von wo aus die Evakuierung nach Korfu erfolgte, das zuvor von Frankreich zu diesem Zweck annektiert und geräumt worden war. In der Folge kapitulierte auch Montenegro und der Vormarsch der Mittelmächte kam erst im Norden Albaniens bzw. an der Grenze zu Griechenland zum Stehen<sup>525</sup>.

Ludwig Curtius erreichte den Süden Serbiens Anfang 1916 zu einer Zeit, in der Serbien bereits einer rigiden Okkupation durch Österreich-Ungarn und Bulgarien unterworfen war. Als Nachrichtenspezialist war seine Rolle eine fundamental andere als die des Artilleristen an der Westfront. Folgt man seinen Lebenserinnerungen, so war der Dienst unter dem deutschen Verbindungsoffizier<sup>526</sup> beim bulgarischen Generalstab in Monastir<sup>527</sup> seine erste Station<sup>528</sup>. Dort bestand seine Aufgabe hauptsächlich darin, über die lokale Bevölkerung an Informationen zu den Aktivitäten der Entente in dieser Region zu gelangen. Seine Griechischkenntnisse konnte er nun doch noch anwenden. Im bis 1917 neutralen Griechenland konkurrierten zwei divergierende politische Lager darum, ob sich das Land Richtung Entente oder Mittelmächte neigen sollte<sup>529</sup>. König Konstantin (1868–1923) tendierte zu den Mittelmächten, da er seinen Schwager Wilhelm II. und dessen Verkörperung des deutschen Militärgesistes bewunderte, während Premierminister Eleftherios Venizelos (1864–1936) für den Kriegseintritt auf Seiten der Entente plädierte. Seit 1913 war Griechenland mit dem benachbarten Serbien verbündet, doch die Entente zeigte anfangs wenig Interesse an einem griechischen Kriegseintritt, da sie noch mit Bulgarien und der Türkei über deren Kriegseintritt verhandelte und dazu sogar bereit war, Gebietsabtretungen zum Nachteil Griechenlands zuzustimmen. Den Mittelmächten genügte ein neutrales Griechenland, da es so keine Bedrohung für den potenziellen Verbündeten Bulgarien darstellen würde. Als die Hohe Pforte im Herbst 1914 auf Seiten der

Mittelmächte in den Krieg eintrat, drängte Venizelos auf einen Kriegseintritt auf Seiten der Entente, Generalstab und König weigerten sich allerdings. Während des innenpolitischen Durcheinanders um die Orientierung des Landes in dieser Frage landeten Ententetruppen im Hafen von Saloniki und besetzten in der Folge strategisch wichtige Punkte auf griechischem Staatsgebiet. Die königliche Regierung beharrte allerdings auf ihrem neutralen Kurs und ließ zu, dass ein griechisches Armeekorps an deutsche und bulgarische Truppen übergeben und in Deutschland interniert wurde. Venizelos errichtete daraufhin in Saloniki eine Gegenregierung und die Alliierten forderten von König Konstantin, seine Armee aus Thessalien abzuziehen. Als dies nicht geschah, landeten die Alliierten im Hafen von Piräus, was zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Lagern in den Straßen von Athen führte. Schließlich beugte sich Konstantin im Juni 1917 dem alliierten Druck und trat zurück. Unter der Führung von Venizelos trat Griechenland dann Ende Juni 1917 auf Seiten der Entente in den Krieg ein<sup>530</sup>.

Um die Verhältnisse zwischen den Völkern des Balkans zu beleuchten, zog Curtius in seinen Nachbetrachtungen die griechische Mythenwelt heran. »Vergleicht man mit dem Bulgaren den modernen Griechen, der vom Antiken alles, was zu Odysseus gehört, behalten hat, dann ist freilich jener der reine Ajax, der keinen so hassen muß wie diesen<sup>531</sup>.« Hier spielte Curtius auf die Balkankriege 1912/1913 an, in denen Bulgarien und Griechenland als Verbündete<sup>532</sup> das Osmanische Reich besiegt hatten, sich nach dem gemeinsamen Sieg aber über die Gebietsverteilung zerstritten<sup>533</sup>, ebenso wie Ajax und Odysseus gemeinsam den Leichnam von Achilles vor den Trojanern gerettet hatten, sich danach aber über die Rüstung des toten Helden zerstritten. Curtius setzte die Bulgaren zudem mit den körperbetonten Charaktereigenschaften von Ajax gleich, während er den Griechen die höherstehenden geistigen Fähigkeiten von Odysseus zuschrieb. Auf »diesen herrlichen Leibern« bulgarischer Soldaten, die Curtius in einem türkischen Bad getroffen habe, »saßen dann freilich plumpe, ungeistige Bauernschädel, während zum griechischen Apollontypus auch das aristokratisch verfeinerte geistreiche Gesicht gehört. Der Mangel einer führen-

525 Hirschfeld 2009, 834.

526 Hierbei handelt es sich wohl um Richard Merton (1881–1960), den jüngsten Sohn des Frankfurter Industriellen Wilhelm Merton (1848–1916). Curtius, Welt (1950), 409.

527 Heute Bitola in Mazedonien.

528 Curtius, Welt (1950), 409.

529 Loulos 2009, 536.

530 Loulos 2009, 536.

531 Curtius, Welt (1950), 411.

532 Zusammen mit Serbien und Montenegro.

533 Kröger 2009, 366.

den, durch die Geschichte geschaffenen Aristokratie ist eine Eigentümlichkeit der bulgarischen Gesellschaft; auch sei es unter den höheren Stäben der bulgarischen Armee »schwer, geistig bewegliche Persönlichkeiten mit rascher Auffassung zu finden. In einem gewissen ernsten, schwerflüssigen, zurückhaltenden, mißtrauisch-düsteren Wesen waren sich gemeiner Soldat und General gleich<sup>534</sup>.« Abgesehen von den problematischen ästhetischen Kategorien findet sich auch hier wieder die Kritik fehlender geistiger Persönlichkeiten, die Curtius allzu oft auf Gruppen anwandte, denen seine Sympathie nicht galt. Bei den Bulgaren nahm er die Einschränkung vor, dass jene, die in Westeuropa eine gewisse Ausbildung genossen hätten, »Träger ›westlicher‹ Ideen« seien. Gleichzeitig zu seiner Kritik, dass geistige Persönlichkeiten fehlten, gerierte Curtius sich gerne als paternalistisch-verständnisvoller Intellektueller. »Fühlte sich aber der Bulgare als der, der er war, verstanden und geschätzt und hatte er sein Mißtrauen überwunden, dann war er ein durchhaltender, zuverlässiger Freund<sup>535</sup>.« Curtius bediente sich hier allerdings nicht nur der ihm eigenen Kritik des »Ungeistigen«, sondern reihte sich ebenfalls in eine zeittypische negative Stereotypisierung der Verbündeten vom Balkan ein<sup>536</sup>.

Auch den österreichischen Verbündeten begegnete Curtius auf dem Balkan und es sei »sehr lehrreich, nach den Bulgaren, auch diesen Bundesgenossen kennen zu lernen. Die Mängel liegen ganz oben und schliesslich in einem von dem Unseren total verschiedenen Geist des Offizierskorps. Wir sprechen die gleiche Sprache und sind doch ganz verschiedene Menschen<sup>537</sup>.« Die Unterschiede machte Curtius am »Geist« der »preussischen Pflicht« sowie an der »Erziehung durch unsere idealistische Philosophie« fest<sup>538</sup>, die es dem deutschen im Gegensatz zum österreichischen Offizierskorps ermögliche, jene »aristokratische« Führungsschicht zu bilden, die einen einigenden Effekt auf das Heer ausübe. Dass Curtius die »Pflicht« betonte, stand wohl im Zusammenhang mit dem deutschen Vorurteil, dass die k.u.k. Armee eine vermeintliche Sorglosigkeit und Großzügigkeit an den Tag lege, die ihr oft zum militärischen Nachteil gereiche<sup>539</sup>. Der Kriegsverlauf auf dem Balkan

sowie an der russischen und an der italienischen Front ließen beim deutschen Offizierskorps darüber hinaus die Auffassung reifen, »Kamerad Schnürschuh«, wie die österreichisch-ungarischen Verbündeten geringschätzig genannt wurden, benötige einen deutschen Oberbefehl<sup>540</sup>. Was Curtius mit »Erziehung durch die idealistische Philosophie« meinte, führte er nicht näher aus. Eine mögliche Interpretation wäre, dass er ein schwaches oder nicht vorhandenes österreichisches Nationalgefühl kritisierte. Einer der Hauptvertreter des »Deutschen Idealismus« war der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814). Mit seinen »Reden an die deutsche Nation« lieferte dieser 1807/1808 eine Blaupause für zahlreiche Argumente des Nationalismus, die bis weit in das 20. Jahrhundert fortwirkten. Curtius rekurrierte immer wieder überhöhend auf den deutschen Idealismus und die Zeit um die Wende vom 18. auf das 19. Jahrhundert, denn dort, so behauptete er 1919 diffus, habe Deutschland noch das besessen, »was man eine gemeinsame Kultur und Weltanschauung« nennen könne, »die Staat, Wissenschaft, Kunst und Ethik des einzelnen gleichmäßig umschloss<sup>541</sup>.«

Curtius hatte 1915 vor dem Hintergrund des Kriegsbeitritts Italiens das Bündnis der Mittelmächte noch überhöht und die Gemeinsamkeiten hervorgehoben. Kurzerhand erklärte er es zum »grösseren Deutschland in dem riesigen Mitteleuropa« und sah darin die »Wiedererstehung des alten römischen Reiches D. Nation<sup>542</sup>.« 1915 schrieb er, dass »dieses große mitteleuropäische Reich deutsch« sein werde. Zwar »mögen viele kleine Völker darin ihre nationale Besonderheit und Freiheit verwirklichen«, allerdings werde es getragen »von unserer Organisation, von unserer Sittlichkeit« und von »unserem Staatswillen<sup>543</sup>.« Curtius' Vorstellungen eines »Mitteleuropas« waren maßgeblich inspiriert von Friedrich Naumann, Paul de Lagarde und Ernst Troeltsch. Im Oktober 1915 veröffentlichte Curtius' politischer Mentor Naumann ein breit rezipiertes Buch<sup>544</sup> seines »Mitteleuropa«-Konzepts und der Mitteleuropa-Diskurs, dessen Ursprünge bereits in die 1870er Jahre zurückreichten, erreichte in Deutschland einen Höhepunkt<sup>545</sup>. Naumann behandelte in dem Buch das Konzept aus hauptsächlich wirtschaftspolitischer Sicht.

534 Curtius, Welt (1950), 411.

535 Curtius, Welt (1950), 411.

536 Stein 2011, 223.

537 Curtius an Stählin 09.02.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (3).

538 Curtius an Stählin 09.02.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (3).

539 Rauchensteiner 2009, 67.

540 Rauchensteiner 2009, 67.

541 Curtius 1919d, 145.

542 Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

543 Curtius 1915, 214.

544 F. Naumann, Mitteleuropa (Berlin 1915).

545 Theiner 1984, 128.

Er versuchte, eine Balance zu finden zwischen nationalem Machtstreben bei gleichzeitiger Dämpfung der Sorgen anderer mitteleuropäischer Staaten. So entstand eine doppelbödige Argumentation, die eine rege Kontroverse befeuerte. Naumann plädierte für eine informelle Hegemonie des »Deutschen«, forderte aber gleichzeitig Flexibilität bei der Integration aller möglichen beteiligten Nachbarstaaten<sup>546</sup>. Eine aggressivere Mitteleuropa-Position bot der 1891 verstorbene Orientalist Paul de Lagarde<sup>547</sup>. Curtius hatte dessen Schriften laut eigenen Angaben 1898 im römischen Archäologischen Institut entdeckt und war diesen »von da ab treu<sup>548</sup>«. De Lagardes völkisch-rassistische Vorstellung propagierte eine Revision der kleindeutschen Reichsgründung und strebte ein deutsch dominiertes, wirtschaftlich autarkes, mitteleuropäisches Imperium an, das als Bollwerk gegen Russland dienen sollte<sup>549</sup>. Abseits der nüchternen Mitteleuropavorstellungen Naumanns und der aggressiven von de Lagarde bewegte sich die verklärende Sehnsucht von Curtius nach einem wiederauferstehenden Heiligen Römischen Reich wohl auch auf der »abendländischen« Ebene des Theologen Ernst Troeltsch. Dieser sah »abendländische« Bildung, den Humanismus, die »christliche Seelenwelt« und die »nordisch-germanische Geistesrichtung« als Grundlage seines Mitteleuropamodells<sup>550</sup>. Diese Aspekte bildeten auch für Curtius die Säulen, auf denen er seine Vorstellungen einer »neuen Zeit« aufbaute.

Auf seinem Posten in Monastir verblieb Curtius nur etwa ein halbes Jahr, denn im September 1916 begann eine Offensive der Entente, die schließlich zum Fall der Stadt führte. An seinen Freund Otto Stählin berichtete er im Februar 1917 von der Lage auf dem Balkan. »Also die Entente gibt mazedonisches Unternehmen einstweilen nicht auf: Im Gegenteil, sie hat sich verstärkt, aber nicht so, daß sie wirklich etwas unternehmen könnte. Sie bleibt nach wie vor in einer Sackgasse stecken. Will nicht zurück und kann nicht vorwärts<sup>551</sup>.« Wiederum versicherte Curtius sich damit hauptsächlich selbst, dass die Kriegsanstrengungen des Gegners zum Scheitern verurteilt waren.

Als Nachrichtenoffizier fühlte Curtius sich offenbar weitaus wohler denn als Artillerieoffizier, glaub-

te er doch, dass ihm dieser Posten tiefere Einblicke in die Zusammenhänge von Diplomatie und Kriegsgeschehen gewähre, wie sie selbst ein Historiker nicht haben könne. »Für den Historiker, der wir nun einmal sind, ist das ein kostbares Stück Erziehung. Aber freilich, ich möchte nach meiner Erfahrung beinahe leugnen, dass Geschichtsschreibung als Darstellung dessen ›was gewesen ist‹ überhaupt möglich ist.« Die Entwicklung, die zum Fall von Monastir geführt habe, habe er »von Anfang bis Ende mitangesehen.« Nie könne später »ein Historiker wieder herausfinden«, wie es »wirklich gewesen« sei<sup>552</sup>. Hier klang nicht nur wieder die Nichtreproduzierbarkeit des »Kriegserlebnisses« an, sondern auch die kommunikative Überlegenheit, die die »Dabeigewesenen« vermeintlich gegenüber der Heimat (und späteren Historikern) zu haben glaubten<sup>553</sup>. In seiner Eigenwahrnehmung verlieh ihm sein Posten als Nachrichtenoffizier darüber hinaus selbst innerhalb der Gruppe der »Dabeigewesenen« eine Position (noch) höherer, ja, höchster Einsicht. Als Frontkämpfer, Nachrichtenoffizier und obendrein Professor<sup>554</sup> konnte Curtius also der von seinem Mentor Friedrich Naumann ausgegebenen Formel des »Geschichtsschreiber[s] als Erzieher der Völker<sup>555</sup>« in der Eigenwahrnehmung in besonderem Maße nachkommen.

Hervorzuheben ist, dass Curtius die Möglichkeit, Geschichte zu rekonstruieren, hier auch als Wissenschaftler infrage stellte. Das ist bemerkenswert, zog er doch selbst immer wieder wissenschaftlich rekonstruierte geschichtliche Zusammenhänge als Erklärung für unterschiedliche gesellschaftspolitische Sachverhalte heran, etwa in den sozialdemokratischen Bildungsvereinen, als er auf historischer Grundlage den »Materialismus« der Arbeiter hinterfragte. Hier behauptete er nun, dass lediglich der »Dabeigewesene« geschichtliche Ereignisse rekonstruieren oder tradieren könne. Höchstens der klassizistische Ästhetizismus dürfte in Curtius' Auffassung durch die Einfühlung noch näherungsweise an eine Rekonstruktion von Geschichte heranreichen. Die Aussage Curtius' darf allerdings nicht überbewertet werden, verfasste er sie doch im Lichte der sich überschlagenden und aufwühlenden Ereignisse, die zum Fall von Monastir führten.

546 Frölich 2000, 257.

547 Theiner 1984, 129.

548 Curtius, Welt (1950), 176.

549 Theiner 1984, 129.

550 Pöpping 2001, 54.

551 Unterstreichung im Original. Curtius an Stählin 09.02.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (3).

552 Curtius an Stählin 09.02.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (3).

553 Reimann 2001, 173

554 Paletschek 1997, 104.

555 Vgl. Burkhard 1996, 15.

## 5.6 Politische Umorientierung

Der Erste Weltkrieg, die »Urkatastrophe« des 20. Jahrhunderts, gilt als das Ende des »langen 19. Jahrhunderts«. Der Krieg, an dessen Beginn aus zeitgenössischer Sicht der »Geist von 1914« und an dessen Ende der »Dolchstoß« standen, »zwang die Menschen dazu, ihre grundlegenden Normen zu überdenken. Am Ende des Krieges waren die kollektiven Narrative, die die Werte und Grundvorstellungen der wilhelminischen politischen Kultur bis dahin getragen hatten, so ausgelaugt, daß eine Revolution, die anscheinend niemand wollte, sie ohne weiteres hinwegfegen konnte<sup>556</sup>«, so Jeffrey Verhey. Was dabei genau den »Geist von 1914« ausmachte, blieb den Interpretationen der verschiedenen politischen Lager überlassen. In seinen Lebenserinnerungen beschrieb Curtius seinen politischen Wandel und legte ihn in einem knappen Satz dar. Er sei »als sozialistischer Demokrat in den Krieg gezogen« und als »sozialistischer Tory aus ihm zurückgekehrt<sup>557</sup>«. Den mit dem »Odium des Klassenkampfes<sup>558</sup>« versehenen Begriff »sozialistisch« behielt Curtius über den Wandlungsprozess bei, wandelte sich allerdings von einem »Demokraten« zu einem »Tory«.

Die Gründe für seinen Wandel erläuterte Curtius in seinen Lebenserinnerungen anhand der von ihm angestellten Beobachtungen des »einfachen Volkes« in drei Abschnitten. Im ersten schilderte er ein mangelndes geschichtliches Bewusstsein der einfachen Soldaten. So habe er den Soldaten Fremdworte erklärt, die diese in der Zeitung gelesen hätten, und dabei festgestellt, dass die »geschichtlichen Kenntnisse der Leute« kaum »bis zur Gründung des Reiches« zurückreichen würden, »schon Bismarck verschwand im Nebel, Napoleon war eine Sagenfigur, von der vielleicht irgendein Großvater erzählt hatte<sup>559</sup>«. In die Nähe dieses implizit niedrigen Bildungsstandes rückte Curtius die »sozialdemokratisch Erzeugenen<sup>560</sup>«, die zwar die Schlagworte der Partei beherrschen, die »elementarsten Grundbegriffe

unseres Verfassungslebens« allerdings nicht kennen würden.

Im zweiten Teil führte Curtius den von ihm festgestellten niedrigen Bildungsstand der Soldaten weiter aus und berichtete von einer kleinen, von ihm im selbstauferlegten Bildungsauftrag verwalteten Feldbibliothek, die sein Freund, der Archäologe Heinrich Bulle, ihm übersandt habe<sup>561</sup>. Nur ein kleiner Teil der Mannschaften habe das Interesse aufgebracht, sich etwas auszuleihen, und ans Ohr der Wenigen, die es getan hätten, sei der Name »Goethe« noch nie gedrungen<sup>562</sup>. Daraufhin konstatierte Curtius bei den einfachen Soldaten einen »abergläubische[n] Respekt« vor dem, was »»Bildung«« hieße, sowie ein »Widerstreben des ungeübten Verstandes«, das verhindere, dass sich die Soldaten von dem, »was »Bildung«« heiße, aneignen würden und könnten, was im Rahmen ihrer geistigen Möglichkeiten läge. Wenig empathisch<sup>563</sup> bemerkte Curtius, die Soldaten würden ihre »müßige« Zeit lieber mit Gesprächen zubringen, die sich um die immer gleichen Sorgen drehen würden. Er schien verwundert darüber, dass die einfachen Soldaten keinen Sinn für Goethe aufbrachten und sich »lieber« über Sorgen unterhielten, die der lang anhaltende Einsatz in einem mörderischen Krieg fern der Familie mit sich brachte.

Im dritten Teil schilderte Curtius weitere Verhaltensweisen der Soldaten. Als seine Einheit einmal einen kompletten Sonntagnachmittag frei bekam, habe er seine Männer beobachtet. »Was geschah<sup>564</sup>?« fragte er in seinen Lebenserinnerungen. Die Soldaten seien auf eine nahegelegene Wiese gezogen und hätten unter großem Gelächter »Soldaten« gespielt. Der »Witz« habe darin bestanden, »daß sie sich wechselseitig zum Unteroffizier ernannten, der dann für eine kleine Weile das Recht hatte, die übrigen zu schinden<sup>565</sup>«. Dadurch fühlte Curtius sich an die griechischen Grabungshelfer aus seiner Zeit auf Aegina mit Adolf Furtwängler erinnert. Die täglichen Schichten

556 Verhey 2014, 377.

557 Curtius, Welt (1950), 400.

558 Düding 1972, 63.

559 Curtius, Welt (1950), 400.

560 Curtius, Welt (1950), 400.

561 Curtius, Welt (1950), 400.

562 Curtius, Welt (1950), 400 f.

563 An den Ausführungen wird eine sozialdarwinistisch-inhumane Dimension von Curtius' Humanismus deutlich. Er kannte die Lebensrealitäten des »einfachen« Volkes – was sich beispielhaft am sozialdemokratischen Soldaten, der sich lieber

über seine Sorgen unterhalte als Goethe zu lesen, zeigt – und war unfähig, den »Elfenbeinturm« des Humanismus zu verlassen. Er berichtete davon, sozialdemokratische Bildungsvereine besucht zu haben, und klagte gleichzeitig über mangelnde Volksbildung – ein Paradoxon, wie es scheint, doch nicht aus Curtius' Sicht. In den Bildungsvereinen wurde in seiner Auffassung die falsche Bildung vermittelt. Keine »geistige Veredelung«, sondern reine »Zweckbildung«. Den Wunsch der Arbeiterschaft nach sozialem Aufstieg verstand Curtius als fehlgeleiteten Materialismus.

564 Curtius, Welt (1950), 401.

565 Curtius, Welt (1950), 401.

damals hätten aus zwölf Stunden Arbeit bei einer halben Stunde Mittagspause bestanden. Diese Arbeitszeit damals für »untragbar« haltend, habe er bei Furtwängler, »der kein Demokrat« gewesen sei, durchgesetzt, die Pause auf eine volle Stunde zu verlängern. Als er in einer ebensolchen längeren Pause allerdings die einheimischen Grabungshelfer wieder beobachtete, habe er gesehen, wie diese sich nach einer halben Stunde erhoben und große Steine auf einen Berg hinaufrollten, um sie dann auf dem Kamm unter großem Gelächter in einen Abgrund zu werfen<sup>566</sup>.

Verknüpft man diese drei Episoden miteinander, so zeichnete Curtius das Bild eines »einfachen Volkes«, das einen sehr niedrigen Bildungsstand aufweise, bei dem aber auch »Widerstreben des ungeübten Verstandes«, präaufklärerisch-irrationaler Aberglaube gegenüber Bildung sowie zuletzt eine kindlich-naive Zufriedenheit in der eigenen Position herrsche. Dadurch könne das »einfache Volk« nicht aus seiner gesellschaftlich (vermeintlich) vorgezeichneten Position heraus, wolle dies aber auch gar nicht. Für Curtius war der Platz in der (hierarchischen) Gesellschaft für diesen Teil des Volkes also gleichsam zementiert. Diese Erkenntnis ließ Curtius dann in seiner Selbstinszenierung vom »Demokraten« zum »Tory« werden. Wie genau Curtius den Begriff des »Demokraten« auffasste, erläuterte er nicht, doch veränderte er sich, weil er dem »Volk« (implizit der »Masse«) die Befähigung zu einer wie auch immer gearteten Beteiligung an der Macht nach seinen Beobachtungen grundsätzlich absprach.

Den Begriff »Tory« lässt Curtius in seinen Lebenserinnerungen ebenso undefiniert. Curtius trat im Dezember 1918 in die Deutschnationale Volkspartei ein. Diese stellte eine über den Kreis der ostelbischen Junker hinaus erweiterte nationalistisch-konservative Partei dar. Sie versuchte, sich mehr nach Westen auszudehnen und auch die Mittel- und Unterschichten anzusprechen. Der ostelbische Mitgliederanteil ging also zurück, dafür bot die Partei Konservativen aus anderen Milieus eine neue Heimat<sup>567</sup>. Die Folge eines erweiterten Konservatismus war programmatische Heterogenität und wachsende Bedeutung einer Strömung, die einen flexiblen, »neuen« Konservatismus und eine Annäherung an die Republik forderte<sup>568</sup>.

Thomas Mergel arbeitete drei Gruppierungen innerhalb der DNVP heraus, die auf eine Modernisie-

rung der Partei Mitte der 1920er Jahre drängten. Eine davon war die der »Tory-Demokraten«, die diesen Begriff auch bereits zeitgenössisch auf sich selbst angewandt<sup>569</sup>. Die Angehörigen dieser Gruppe gehörten meist zu einer jüngeren Generation, die für eine Erneuerung des Konservatismus aus sich selbst heraus plädierten, fußend auf einem »preußisch-romantisierenden« Einschlag und starken Einflüssen der Jugendbewegung. Parteien wurden in diesen Kreisen als rein äußerliche, mechanische Erscheinungen eingestuft, während bündische Vergemeinschaftung bevorzugt wurde. Diese zielte speziell in Richtung einer »Versöhnung von Nation und Arbeiterschaft« im Sinne einer Volksgemeinschaft. Sie hofften auf die Überwindung der Klassenstrukturen und politischen Friktionen und somit auf die Wiederherstellung der Einheit des »zerrissenen« deutschen Volkes<sup>570</sup>. Curtius unterstreicht in seinen Lebenserinnerungen die Komponente der Integration der Arbeiterschaft durch seine doppelte Nennung des Adjektivs »sozialistisch<sup>571</sup>«. Da von der Selbstbezeichnung »Tory-Demokraten« aber erst nach 1920 die Rede sein kann, spielte sie wohl für Curtius nur in der Rückschau eine Rolle.

In den Briefen, die Curtius im Verlauf des Weltkriegs an Otto Stählin schrieb, lässt sich ein Prozess politischen Wandels entlang der sich ab Mitte 1917 in der Politik des Reiches zutragenden Ereignisse nachzeichnen. Seine diffusen politischen Ausführungen aus dieser Zeit drehen sich hauptsächlich um drei Gruppierungen: die »alten« industriell-ostelbischen Konservativen, hauptsächlich verkörpert von den Alldeutschen, die Arbeiter bzw. »die Sozialdemokratie« und »der Liberalismus«. Ihnen allen machte er den Vorwurf, nur die eigenen Interessen zu verfolgen, nicht aber zum »Wohl des Volkes« zu agieren. Curtius stand in der Vorkriegszeit bis etwa Mitte 1917 der liberalen Fortschrittlichen Volkspartei nahe, die 1910 aus einer Fusion der Deutschen Volkspartei, der Freisinnigen Volkspartei und der Freisinnigen Vereinigung hervorgegangen war. Letzterer waren Curtius und andere ehemalige Mitglieder des Nationalsozialen Vereins nach dessen Ende 1903 mehrheitlich beigetreten. So auch sein Mentor Friedrich Naumann, der zu einem der führenden Mitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei aufstieg. Eine ideelle Heimat fand Curtius in den liberalen Parteien allerdings nie. Die Auflösung des Nationalsozialen Vereins 1903 hatte er als Aufgabe der eigenen politischen Idee er-

566 Curtius, Welt (1950), 401.

567 Mergel 2003, 326.

568 Mergel 2003, 327.

569 Mergel 2003, 329.

570 Mergel 2003, 329.

571 Curtius, Welt (1950), 400.

lebt. Der Liberalismus sei für ihn daher immer nur »Notbehelf<sup>572</sup>« gewesen und 1917 gab er an, mit dieser Partei »fertig« zu sein<sup>573</sup>. Der Liberalismus repräsentiere für ihn das »Kapital«. Und während die Sozialdemokratie die »Arbeit« repräsentiere, strebe er nach der Überwindung eines solchen Lagerdenkens, wie er in den »Zukunftsgedanken eines Feldgrauen« 1915 erläuterte<sup>574</sup>.

Bewegung ist Mitte 1917 auch in Curtius' Position gegenüber den nationalistischen Alldeutschen zu verzeichnen. In der 1917 erstmals aufgelegten Zeitschrift »Deutschlands Erneuerung« veröffentlichte Otto Stählin einen Aufsatz mit dem Titel »Deutsche Erziehungsaufgaben«. Curtius las diesen Artikel mit großer Interesse und gab gegenüber Stählin an, weitgehend mit ihm übereinzustimmen<sup>575</sup>. Aus Interesse an der »Gesellschaft«, in die Stählin sich begeben habe, bestellte Curtius sich die ersten drei Hefte der Zeitschrift<sup>576</sup>. Was er dort las, veranlasste ihn, Stählin einige seiner Positionen gegenüber den »Konservativen« im Reich zu erläutern. »Unser deutsches Nationalgefühl« sei so »schwach, belastet, unterentwickelt, unerzogen«, dass eine »extreme alldeutsche Politik, auch wenn sie weit über das Ziel« hinausschieße, »als eine notwendige Erziehungsschule für unser Volk gelten« könne. Der »Dilettantismus« der Alldeutschen, »der auf Unkenntnis der Völker« beruhe, könne sich, so hoffte Curtius, »in der Zukunft abschleifen<sup>577</sup>«. Im Grundsatz oder als Werkzeug zur Beeinflussung der Stimmung des Volks stimmte Curtius hier also mit den Alldeutschen überein. Über die Schwächen dieser Strömung sah er hinweg und hoffte, diese würden sich mit der Zeit abbauen. Doch ging er noch weiter: »Ich war daher selten entschlossen, die bisherige Abneigung, die mir einer sorglosen humanistischen Geschichtsauffassung entsprang, zu überwinden, und mich ihr anzuschließen.« Doch die Lektüre der Zeitschrift »Deutschlands Erneuerung« ließ ihn vor diesem Schritt wieder zurückschrecken. Dort habe er »genau dieselbe Oberflächlichkeit, Anmassung und Kurzsichtigkeit der agrarischen und industriellen

Konservativen« wiedergefunden, die er bereits »aus den Zeiten des Friedens« gekannt habe. »Diese Herren haben wirklich auch im Kriege nichts gelernt und nichts vergessen<sup>578</sup>.« Hier handelte es sich um zwei Bevölkerungsgruppen – den ostelbisch-großagrarischen Landadel und das aufstrebende Wirtschaftsbürgertum – gegenüber denen im Bildungsbürgertum jenes diffuse Gefühl des Abstiegs und des Bedeutungsverlusts herrschte<sup>579</sup>. Außerdem stufte bereits Curtius' politischer Mentor Friedrich Naumann diese Gruppierungen als Hauptgegner bei einer Lösung der sozialen Frage im nationalen Kontext ein<sup>580</sup>, da auch sie nur ihre eigenen Interessen vertreten und nicht zum »Wohl des Volkes« handeln würden. Nicht zuletzt standen sie auch für die aus kulturpessimistischer Perspektive »schal« gewordene materialistisch-technische Vorkriegszeit. Zwar sah Curtius bei diesen Gruppen größere Überschneidung der Positionen als etwa mit der Sozialdemokratie, doch fiel seine Kritik auch hier hart aus. »Politische Intoleranz« und »Kompromissunfähigkeit«, die dem Absolutheitsanspruch der eigenen Ansichten entsprangen, waren während des Weltkriegs und in der Nachkriegszeit bei den Geisteswissenschaftlern durchaus typisch<sup>581</sup>. Curtius erklärte zwar, seine eigene »humanistische Geschichtsauffassung« beiseite legen zu wollen, um den Alldeutschen zum Zweck der Erziehung des Nationalgefühls des Volkes beizutreten, fühlte sich dann aber durch die Lektüre von »Deutschlands Erneuerung« in seinen bestehenden Ansichten bestärkt. Auch hier fand sich wieder der Erziehungsgedanke als Hilfe für das Volk, der sich auch noch in den Erinnerungen von 1950 widerspiegelt.

Gegenüber Stählin nannte Curtius zwei politische Pole, in deren Spannungsfeld er sich verortete. Die »Tragik unserer neueren deutschen Geschichte« bestehe darin, »dass die Gedanken äusserer Macht und innerer Freiheit, die notwendig zusammengehören, in ihren Trägern sich bekämpfen. Dieser Kampf muss durchgefochten werden, um zur höheren Einheit zu gelangen<sup>582</sup>.« Die Konservativen und die Alldeutschen

572 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

573 Curtius an Stählin 16.04.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

574 L. Curtius, Zukunftsgedanken eines Feldgrauen, in: Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte (November 1915) 213–221.

575 Stählin vertrat die Position, nach dem Krieg die Bildung der Jugend aus einer gesamtheitlichen Perspektive zu betreiben, während Curtius dafür plädierte, die »Volkserziehung« von der »Auslese der Besten, an der am Meisten gesündigt wird«, getrennt zu halten. O. Stählin, Deutsche Erziehungsaufgaben, in: Deutschlands Erneuerung 1 (1. Jg. 1917) 57–73. Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

576 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

577 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

578 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

579 Wehler 2008a, 749.

580 Düding 1972, 65.

581 Jansen 2018, 22.

582 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

verkörperten für ihn die »Träger der Gedanken äußerer Macht«, während der Liberalismus, genauer die Fortschrittliche Volkspartei, »Träger der Gedanken innerer Freiheit<sup>583</sup>« sei. Beide Ideen vereint hatte für Curtius nur der Nationalsozialer Verein. Die Metapher des »Kampfes« ist problematisch, da eine der beiden Seiten notwendigerweise der anderen unterliegen muss. Dass er diesen Kampf als tragisch erachtete, impliziert darüber hinaus, dass er das Resultat, egal welche Seite unterliege, als negativ einstufte. Doch die Notwendigkeit der »höheren Einheit« machte für ihn den Kampf darum letztlich unumgänglich. Weiterhin implizierte Curtius' Herleitung jener »höheren Einheit«, dass er selbst sich schon weitaus näher an ihr befand, als es die »Träger« der beiden politischen Pole taten. Die Tragik setzte sich für ihn in der Frage seiner Seitenwahl im notwendigen »Kampf« fort. »Ich weiß ja noch nicht, wie ich mich nach dem Kriege entscheiden werde, der ›Liberalismus‹ ist für mich immer nur Notbehelf gewesen. Aber es wäre Verrat am höchsten, was mir teuer ist, wenn ich woanders stünde als beim ›Volk<sup>584</sup>« – wo die »Träger« der »äußeren Macht« nicht standen.

Anfang Juli 1917 befand Curtius sich also im persönlichen Konflikt. Den Liberalismus sah er nicht als politische Heimat seiner Auffassungen, vor dem Krieg hatte er in ihm lediglich den größtmöglichen Näherungswert zu den eigenen Ansichten gefunden. Der Linksliberalismus hatte sich erst wenige Jahre zuvor, im März 1910, in der Fortschrittlichen Volkspartei formiert. Unter der Ägide der Steigerung der politischen Freiheit sowie des Einflusses des Bürgerturns plädierten die Fortschrittlichen für die Parlamentarisierung des Deutschen Reiches durch die Forderungen nach der Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechts, dem konstitutionellen Ausbau der Reichsverfassung, der Stärkung der Rechte des Parlaments und einer Heeresreform. Durch den Einfluss der Gruppe um Friedrich Naumann erweiterte sie ihre klassisch-liberale Ausrichtung außerdem um die soziale Komponente. So ergänzten etwa die Anerkennung der Gewerkschaften und des Koalitionsrechts das Parteiprogramm. Der Partei gelang es allerdings nicht, die Arbeiterschaft mit ihren Forderungen zu erreichen, weswegen sie sich hauptsächlich auf die bürgerliche Intelligenz, die liberalen Beamten und den aufstrebenden neuen Mittelstand beschränkte. Mit Kriegsausbruch schlossen sich auch

die Fortschrittlichen der Kriegszielmehrheit an. Dabei bezog die Partei eine mittlere Position, indem sie weder Landerwerb als Kriegsziel grundsätzlich ablehnte noch für weitreichende Annexionspläne stand, wobei Friedrich Naumanns Mitteleuropapläne hierbei eine Sonderstellung einnahmen<sup>585</sup>. Die Partei- und Fraktionsführung der Fortschrittlichen identifizierte sich im weiteren Verlauf des Kriegs immer mehr mit der Politik des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, um die überzogenen Pläne der Annexionisten oder den uneingeschränkten U-Boot-Krieg einzuhegen<sup>586</sup>.

Curtius' hauptsächlich sozial- und gesellschaftspolitisch begründete politische Umorientierung vollzog sich entgegen seiner Darstellung wohl eher durch die sich im Juli 1917 überschlagenden Ereignisse in Berlin und das dadurch hervorgerufene Gefühl, von »der Heimat« betrogen worden zu sein. Er hatte den ersten Teil des Briefes, seine Kritik an den Alldeutschen bei gleichzeitiger Sympathiebekundung und die Darstellung zur Erlangung »höherer Einheit« zwischen den Trägern »äußerer Macht« und »innerer Freiheit«, Anfang Juli 1917 verfasst. Er gab an, den Brief 14 Tage liegen gelassen zu haben. Als er den Brief Ende Juli wieder aufnahm, hatte sich die Situation in Berlin radikal geändert: Theobald von Bethmann Hollweg, Reichskanzler seit 1909, war zurückgetreten und eine Allianz aus Fortschrittlicher Volkspartei, SPD und Zentrumspartei hatte eine Friedensresolution im Reichstag beschlossen, die für einen Verständigungsfrieden warb. Diese Ereignisse waren prägend für Curtius' künftige politische Schritte und verfestigten seine antipluralistischen und antiparlamentarischen Auffassungen.

»Ich habe Bethmann lange verteidigt«, gab er gegenüber Stählin resignierend an. »Aber ein Staatsmann, der sich nur treiben lässt, der die Herrschaft über Strömungen im Reich, die noch 1916 leicht zu schaffen war, ganz verloren hat, der sich immer zwischen zwei Stühle setzt, ist nicht zu halten<sup>587</sup>.« Curtius' Sicht auf von Bethmann Hollweg kursierte bereits in der Vorkriegszeit in der deutschen Öffentlichkeit. In dieser Zeit betrieb der Reichskanzler eine »Politik der Diagonalen«, die sich von Fall zu Fall auf verschiedene Mehrheiten im Reichstag stützte. Von Bethmann Hollweg wurde in der Öffentlichkeit dafür kritisiert, kein ausgeprägtes eigenes politisches Profil zu besitzen und darüber hinaus zögerlich in der Handhabung

583 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

584 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

585 Hagenlücke 1997, 305.

586 Hagenlücke 1997, 306 und Langewiesche 1995, 229.

587 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

politischer Fragen zu agieren<sup>588</sup>. Doch ist das, gerade in der Phase ab November 1916 bis zu seiner Entlassung im Juli 1917, nur bedingt zu bestätigen. Den Forderungen der dritten Obersten Heeresleitung musste er allerdings wiederholt nachgeben und erzeugte so den Eindruck, er lasse sich »treiben<sup>589</sup>«. Folgeschwer trat das vor allem nach dem offen ausgetragenen Konflikt mit der Obersten Heeresleitung zum Jahreswechsel 1916/1917 um den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zutage, dessen entschiedener Gegner er war<sup>590</sup>. Von Bethmann Hollweg versäumte es, seine Gegnerschaft dazu entschlossen und öffentlichkeitswirksam zu vertreten und wirkte, nachdem er dem U-Boot-Krieg ohne eigene Erklärung schließlich doch zustimmte, geschwächt<sup>591</sup>. Auch innenpolitisch konnte von Bethmann Hollweg keine seiner sozialpolitischen Reformen mit Nachdruck vorantreiben, sodass auch der Rückhalt der ihn stützenden Reichstagsfraktionen von Zentrumspartei, SPD und Fortschrittlicher Volkspartei schwand<sup>592</sup>. Der Reichskanzler sah sich im Juli 1917 von zwei Seiten bedrängt: auf der einen Seite die Oberste Heeresleitung, der das Streben von Bethmann Hollwegs nach parlamentarischen Reformen im Reichstag zu weit ging, und auf der anderen die Parteien der Reichstagsmehrheit, in deren Ansicht der Kanzler die Reformen zu zauderhaft verfolgte<sup>593</sup>. Bei einer Befragung von Mitgliedern der Reichstagsfraktionen durch den Kronprinzen sprach sich lediglich der Fortschrittliche Friedrich von Payer gegen eine Entlassung von Bethmann Hollwegs aus<sup>594</sup>. Es ist nicht davon auszugehen, dass Curtius einen tieferen Einblick in die machtpolitischen Ränkespiele in Berlin hatte. Für ihn stellte der Reichskanzler keine Führungsfigur dar, die ihre Agenda gegen jeden Widerstand durchsetzte. Zu oft suchte der Kanzler in der Wahrnehmung Curtius' den verachteten »politischen Kompromiss«. Von Bethmann Hollweg erzeugte den Eindruck eines schwachen Politikers, der zwischen Oberster Heeresleitung und Reichstagsmehrheit zerrieben worden war oder sich vielmehr hatte zerreiben lassen.

Mehr noch als der Rücktritt von Bethmann Hollwegs beschäftigte Curtius allerdings die vom Reichstag angenommene Friedensresolution. Etwa drei

Monate nach dem Kriegseintritt der USA<sup>595</sup> fiel die Resolution in eine Zeit, in der sich Curtius gegenüber Stählin aufgrund des de facto weggefallenen Kriegsgegners Russland zuversichtlich gab. Politisch sei »nach dem Zusammenbruch Russlands die Situation so reich an Möglichkeiten, dass auch unser entsetzliches Ausw. Amt nicht alles verderben kann<sup>596</sup>.« Am 6. Juli 1917 trat der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger vor den Reichstag und legte dort detailliert das Scheitern des uneingeschränkten U-Boot-Kriegs dar, von dem die Oberste Heeresleitung ein halbes Jahr zuvor behauptet hatte, er könne England innerhalb weniger Monate zur Aufgabe zwingen. Stattdessen habe man lediglich den Eintritt der USA in den Krieg erreicht. Erzberger forderte, der Reichstag müsse nun seinen unzweifelhaften Willen zu einem Verständigungsfrieden nach außen demonstrieren<sup>597</sup>. Schon am nächsten Tag trafen sich führende Abgeordnete von MSPD, Zentrumspartei und Fortschrittlicher Volkspartei und schlossen sich zum »Interfraktionellen Ausschuss« zusammen.

»Den Konservativen sind, wie nicht anders zu erwarten, die Felle davon geschwommen<sup>598</sup>« merkte Curtius gegenüber Otto Stählin an. Nachdem die Reichstagsmehrheit an der Entlassung von Bethmann Hollwegs mitgewirkt hatte, versuchte die Oberste Heeresleitung nun, dieser die geplante Friedensresolution auszureden. Das gelang ihr zwar nicht, doch gestand die Reichstagsmehrheit der Obersten Heeresleitung Mitspracherechte am Text der Resolution zu, was dazu führte, dass darin am Ende nur sehr allgemein gehaltene Formulierungen enthalten waren<sup>599</sup>. Die Friedensresolution zielte auf einen Verständigungsfrieden mit den Kriegsgegnern und lehnte deutsche Annexionen ab, warb für ein weltwirtschaftliches System, das künftig den Frieden sichern sollte, und versprach eine Einbettung Deutschlands in internationale Rechtsorganisationen<sup>600</sup>. Der Nachfolger von Bethmann Hollwegs, Georg Michaelis, schwächte die Wirkung der Friedensresolution »wie [er] sie auffasse« in einer Rede vor dem Reichstag noch weiter ab, weil er ihren Inhalt als interpretierbar darstellte<sup>601</sup>, sodass von ihrer ursprünglichen Intention nur wenig blieb.

588 Tiefel 2009, 384.

589 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

590 Tiefel 2009, 385.

591 Wollstein 1995, 138.

592 Tiefel 2009, 385.

593 Ullrich 2013, 525.

594 Ullrich 2013, 526.

595 06.04.1917

596 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

597 Ullrich 2013, 522.

598 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

599 Ullrich 2013, 528.

600 [https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument\\_de&dokument=0099\\_fre&object=pdf&st=&l=de](https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0099_fre&object=pdf&st=&l=de) (27.11.2018, 11:48).

601 Ullrich 2013, 528.

Curtius beschäftigte die Resolution indes so sehr, dass er (offenbar zum ersten Mal nach 1915) im August 1917 wieder an Friedrich Naumann schrieb. Dieser, seine »unerwartete Freude« über das »Lebenszeichen« Curtius' ausdrückend, ging in seinem Antwortschreiben bereits nach wenigen Sätzen auf die Friedensresolution ein, was den Schluss zulässt, dass Curtius sich nur deswegen an Naumann gewandt hatte. »Inzwischen beschäftigt uns beide und viele andere zurzeit die Frage der Friedensresolution<sup>602</sup>.« Naumann befürwortete diese uneingeschränkt und erklärte Curtius, bereits vor der Rede Erzbergers am 6. Juli von der »Notwendigkeit eines solchen Schrittes« überzeugt gewesen zu sein. Er habe sogar schon mit der entsprechenden Reichsbehörde darüber geredet. Dies führe er, so Naumann, nur an, damit nicht der Eindruck entstehe, er habe »einem auf mich ausgeübten Parteidrucke« nachgegeben<sup>603</sup>. Der Reflex Naumanns, sich hier von Fraktionszwängen freizusprechen, unterstreicht zum einen die Wichtigkeit jener Aussage, beugt aber auch einer Kritik am parlamentarischen Kompromiss vor. Dass Curtius im Juli und August 1917 bereits ein negatives Bild des Parlamentes hatte, zeigt seine Aussage, »das Vertrauen in die göttliche Führung unseres Volks durch alle Prüfungen hindurch« lasse ihn das »Parteiengeschrei« gelassen sehen<sup>604</sup>. Naumann betonte auch an anderer Stelle, dass »innerpolitische Erwägungen und Parteirücksichten« für ihn überhaupt keine und für den Reichstag in dieser »weltgeschichtlich wichtigen Sache« bestenfalls eine geringe Rolle spielen würden<sup>605</sup>. Die doppelte Rückversicherung an Curtius, dass es sich bei der Friedensresolution nicht um ein parteipolitisches Manöver zum Machtausbau der eigenen Partei handele, legt nahe, dass Curtius genau diese Vermutung geäußert hatte. Eine ähnliche Einschätzung des Verhaltens der Parteien äußerte Curtius gegenüber Otto Stählin im November 1917. Jeden Fehler der Regierung würden »die Demokraten als Sprossen benutzen, um wieder an der Leiter der Macht etwas höher zu klettern<sup>606</sup>.«

Auch diesmal, ähnlich wie im Jahre 1915, kam Naumann gegenüber Curtius nicht umhin, im Spannungsfeld zwischen Heimat und Front Stellung zu beziehen. »Auch eingerechnet des unvermeidlichen Stimmungsdruck, den diese Resolution auf das Heer

ausüben musste«, halte er die Friedensresolution in Anbetracht seiner »Kenntnis von Bundesgenossen und Neutralen für ein politisches Erfordernis, weil es eine Stelle geben muss, der das Ausland glauben kann, was es leider gegenüber der deutschen Reichsregierung nur in beschränktem Masse<sup>607</sup>« könne. Auch hier kann davon ausgegangen werden, dass Curtius Naumann nach jenem »Stimmungsdruck« auf die kämpfende Truppe gefragt hatte. Bestätigt wird das durch die Betonung Naumanns, dass jene Resolution nichts mit der »Militärscheu der früheren Freisinnigen« zu tun habe. Naumann forderte zum Schluss seines Antwortschreibens, ebenso wie 1915, Verständnis für die politischen Vorgänge in der Heimat. Er verstehe, dass die Moral der Truppe »einen anderen Ausdruck« brauche, »als er in staatspolitischen Friedensformulierungen niedergelegt werden kann«. Daher werde auch »keiner von uns, die wir an diesen Aktionen berufsmässig beteiligt sind, es innerlich als schweren Vorwurf empfinden, wenn er erfährt, dass kämpfende Soldaten nicht immer gleichzeitig auch erwägende nationale Politiker sein können<sup>608</sup>.« Das Unverständnis der Soldaten – und hier wurde Curtius von Naumann implizit einbezogen – war für ihn zwar nachvollziehbar, doch lautete die Botschaft Naumanns an dieser Stelle deutlich, die politische Arbeit den Berufspolitikern zu überlassen.

Es gilt festzuhalten, dass sich Curtius' Kritik, die er gegenüber Naumann an der Friedensresolution geäußert haben muss, um zwei Punkte drehte. Zum einen sah er in ihr offenbar ein rein macht- und parteipolitisches Manöver der Reichstagsmehrheit, das, zum zweiten, zu Lasten der Kampfmoral der Soldaten gegangen sei.

Im Herbst 1917 hielt Ludwig Curtius sich zum Heimaturlaub in Deutschland auf. Er besuchte Hindelang, den Wohnort seiner Großmutter, und war Anfang November 1917 in München. Dort fand am 10. des Monats in der Tonhalle eine Veranstaltung der Deutschen Vaterlandspartei statt, auf der Alfred von Tirpitz sprach<sup>609</sup>. Die Deutsche Vaterlandspartei hatte sich als Reaktion auf die Friedensresolution als überparteiliche Bewegung formiert. Am 2. September 1917, dem sog. »Sedantag« gegründet, stemmte sie sich gegen den »faulen Frieden«, auf den die Reichstagsmehrheit »aus« sei<sup>610</sup>. Der ehemalige Großadmi-

602 Naumann an Curtius 20.08.1917, BArch Berlin N3001/310.

603 Naumann an Curtius 20.08.1917, BArch Berlin N3001/310.

604 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

605 Naumann an Curtius 20.08.1917, BArch Berlin N3001/310.

606 Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

607 Naumann an Curtius 20.08.1917, BArch Berlin N3001/310.

608 Naumann an Curtius 20.08.1917, BArch Berlin N3001/310.

609 Hagenlücke 1997, 241.

610 Hagenlücke 1997, 153.

ral Alfred von Tirpitz wurde zum ersten Vorsitzenden ernannt<sup>611</sup>. Er hatte bisher im Weltkrieg keine glückliche Rolle gespielt, da er durch seine vehementen Forderungen nach einem uneingeschränkten Einsatz der U-Boote und dem Einsatz der Hochseeflotte in einen Gegensatz zum Kaiser und zum Chef des Marinekabinetts Admiral Georg von Müller geraten war, weswegen er im März 1916 seinen Abschied einreichen musste<sup>612</sup>. Treibende Kraft im Hintergrund der neugegründeten Partei war allerdings Wolfgang Kapp, der ehemalige Generallandschaftsdirektor Ostpreußens. Die Deutsche Vaterlandspartei formulierte ihre Kriegsziele nur in allgemeiner und unbestimmter Form. So wurde immer wieder die »Sicherung der Lebensnotwendigkeiten Deutschlands in der Zukunft« betont, ein »starker deutscher Frieden« gefordert oder ein Frieden, der »den ungeheuren Opfern« entspreche und »seine Zukunft durch wirkliche Entschädigungen und Sicherungen<sup>613</sup>« verbürge. Die Vaterlandspartei vermied es bewusst, konkret zu werden, denn ihr Charakter einer Sammlungspartei bzw. -bewegung verbot dies. Es kam ihr weniger darauf an, die eigenen Anhänger zu überzeugen, als vielmehr die »Persönlichkeiten, die sich an den Parteigrenzen befinden«, wie Tirpitz es formulierte, für sich zu gewinnen<sup>614</sup>.

Vor allem in Bayern tat sich die neugegründete Partei schwer, weil sie dort als rein preußischer Import galt und nicht als etwas eigenständig bayerisches, was ohnehin noch von einer durch die Kriegsanstrengungen gesteigerten anti-preußischen Stimmung befeuert wurde<sup>615</sup>. Tirpitz thematisierte in seiner Ansprache in der Tonhalle vor allem die konfessionellen Gegensätze in der deutschen Gesellschaft. Die kaiserliche Marine bezeichnete er dabei als Schmelztiegel der Konfessionen und er stellte deren integrierenden Charakter heraus<sup>616</sup>. Seine Kernaussage war, dass Deutschland die größte Schutzmacht des Katholizismus sei, ohne die die deutschen Katholiken dem »nackten Utilitarismus des Anglo-Amerikanertums« ausgeliefert seien<sup>617</sup>. Der Versuch, das zu zwei Dritteln protestantische Deutschland als Beschützerin der katholischen Kirche darzustellen,

fruchtete in Bayern nicht; vermutlich dürfte dieser integrative Aspekt jedoch bei Curtius auf Zustimmung gestoßen sein. Trotz der Schwierigkeiten, die der Partei in Bayern entgegenschlugen, herrschte offenbar großer Andrang bei den »Tirpitzversammlungen« in München, wie Hedwig Pringsheim (1855–1942), eine Exponentin der Münchner Gesellschaft und Mutter von Katia Mann (1883–1980), in ihrem Tagebuch notierte. »Abends in die von der Vaterlandspartei einberufene Tirpitz-Versammlung in die Tonhalle, die am ersten Tag ausverkauft, sodaß sich eine zweite im Löwenbräu unmittelbar anschloß. Beängstigende Fülle, nie erlebter Andrang, große Spannung«. Über den Auftritt Tirpitz' schrieb sie sichtlich enttäuscht: »Tirpitz mit Jubel empfangen, dann allgemeine Enttäuschung bei der farblos-schwächlichen, ganz unwirksamen Rede. Alles sonstige äußerst mesquin<sup>618</sup> und alles andere eher als eine politische Volksversammlung: ein gesellschaftliches évènement<sup>619</sup>, nichts weiter<sup>620</sup>.« Ludwig Curtius schien von der Veranstaltung der Partei jedoch begeistert. »In München gab es natürlich viel Politik, Tirpitzversammlung, die ganz herrlich war<sup>621</sup>«. Er sah die Reichstagsmehrheit durch die neue Bewegung unter Druck geraten. Erreicht sei »durch die Gründung der Vaterlandspartei ein grosser Kater bei Centrum und Fortschritt über die Resolution vom 29. Juli [sic]<sup>622</sup>. Jetzt wills plötzlich niemand mehr gewesen sein<sup>623</sup>«. Der Versuch der Reichstagsmehrheit, durch die Friedensresolution gestaltenden Einfluss auf die deutsche Politik zu erlangen, endete für sie in einem Fiasco. Die Parlamentarier boten der Obersten Heeresleitung eine Zusammenarbeit an, ließen sich damit für deren Zwecke missbrauchen und gaben ein inkonistentes Bild in der Öffentlichkeit ab ohne »erkennbaren Willen zur Macht<sup>624</sup>«. Curtius' Sichtweise auf die Parteien war ähnlich, auch wenn er einen Willen zur Macht zu erkennen glaubte, jedoch um der Macht selbst willen, nicht zum Wohl des Volks<sup>625</sup>. Am ehesten vermutete er dieses Vorgehen bei der »Socialdemokratie«, die »unter 4 Augen die Verantwortung« für die Friedensresolution ablehne, »aber um den Massen zu schmeicheln in der hässlichsten Form wei-

611 Hagenlücke 2009, 437.

612 Herwig 2009, 924.

613 Hagenlücke 1997, 192.

614 Hagenlücke 1997, 192.

615 Hagenlücke 1997, 237.

616 Hagenlücke 1997, 241.

617 Hagenlücke 1997, 241.

618 Frz. kleinlich, schäbig

619 Frz. Ereignis

620 Pringsheim 2017, 146. Unterstreichungen im Original.

621 Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

622 Das Datum ist falsch. Es war der 19. Juli.

623 Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

624 Ullrich 2013, 528.

625 Die »Fehler der Regierung« würden von den »Demokraten als Sprossen genutzt«, um auf der »Leiter der Macht« weiter emporzuklettern. Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

ter für die Bundesgenossenschaft mit den russischen »Brüdern.«<sup>626</sup> agitiere.

Noch wenige Monate vor der Veranstaltung in der Tonhalle hatte Curtius die mit der Vaterlandspartei verwobenen alldeutschen und konservativen Kreise scharf kritisiert. Nun fand er sich »begeistert« in einer Veranstaltung dieser Sammlungsbewegung wieder. So bildete die Friedensresolution den Endpunkt seiner Abkehr von der Fortschrittlichen Volkspartei, die ohnehin für ihn nur »Notbehelf« gewesen war, den Anfangspunkt seiner offenen Sympathie für das sich neu formierende rechtsgerichtete Lager und den Kulminationspunkt seiner schon 1915 festgestellten Entfremdung zwischen Heimat und Front. Im Reichstag hatten sich im Juli 1917 alle fortschrittlichen Parlamentarier für die Friedensresolution ausgesprochen. Dies bedeutete allerdings nicht, dass die Resolution innerhalb der Partei unumstritten war. Vor allem in der Provinz und bei Intellektuellen stieß sie auf Widerstand<sup>627</sup>.

Der eklatanteste Fall von parteiinternem Widerstand gegen die Friedensresolution war der von Gottfried Traub (1869–1959). Curtius dürfte bei seiner Deutschlandreise im Oktober und November 1917 von den Vorfällen um Traub gehört haben. Unmittelbar nach dem Krieg berichtete er Otto Stählin, er wolle mit u. a. Traub einen politischen Bund begründen, um die Ideen Paul de Lagardes zu verbreiten<sup>628</sup>.

Der protestantische Pfarrer war ebenfalls Mitglied des Kreises um Friedrich Naumann und Vorstandsmitglied in dessen Nationalsozialem Verein gewesen. Später saß er als Abgeordneter der Fortschrittlichen Volkspartei im preußischen Abgeordnetenhaus<sup>629</sup>. Traub lag von Kriegsbeginn an quer zur Parteilinie. So bekannte er sich etwa im Juni 1916 zu weitreichenden Annexionen und gab dazu an, dass er zwar die »letzten Ziele« der Alldeutschen und der Schwerindustrie ablehne, grundsätzlich aber für weitreichende Annexionen eintrete und daher in außenpolitischen Fragen ähnlich wie die Nationalliberalen »und den weiter rechts stehenden Gruppen« denke<sup>630</sup>. Ebenso wie Curtius im Juli 1917 fand er sich also in Teilen der alldeutschen Programmatik wieder, auch wenn er zugleich Kritik übte. Traub sprach sich direkt für Annexionen aus, Curtius lobte die Alldeutschen als »Erzieher des Nationalgefühls«. In der

Folge entfernte sich Gottfried Traub immer weiter von den Fortschrittlichen. Nach einer Rede im Januar 1917, in der er sich wiederum zu den Annexionen bekannte, überlegte sein Teltower Wahlverein, ihm die Niederlegung seines Mandats nahelegen. Traub gelobte zwar Besserung, bekundete kurz darauf aber offen, mit den Positionen des radikalen alldeutschen Annexionisten Graf Reventlow übereinzustimmen<sup>631</sup>. Als die Friedensresolution im Reichstag verabschiedet worden war, sammelte Traub einige ähnlich denkende Mitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei um sich, um gegen die Resolution zu agitieren. Im September 1917 veröffentlichte der Traub-Kreis eine Erklärung, die beinahe wörtlich die Argumentation der wenige Tage zuvor gegründeten Vaterlandspartei übernahm. Die Friedensresolution sei ein Verzichtfrieden, alle Opfer seien umsonst gewesen und das »dringende Lebensbedürfnis« des deutschen Volks nach Siedlungsland und Verbreiterung der Nahrungsgrundlage stehe dazu in eklatantem Widerspruch. Darüber hinaus würde durch die Resolution der eigene Siegeswille geschwächt und die »Kriegslust« der Feinde gestärkt. Bei Curtius findet sich lediglich die Schwächung der Truppenmoral als Argument, das Traub auch anführte<sup>632</sup>.

Der Kreis um Traub war auch innenpolitisch nicht auf der Linie der Fortschrittlichen Volkspartei. Vehement sprach er sich gegen jeden weiteren Schritt in Richtung Parlamentarisierung aus, was schließlich dazu führte, dass er und seine Gefolgschaft Anfang Oktober 1917 austraten. Gottfried Traub wechselte zur Deutschen Vaterlandspartei<sup>633</sup>, nach dem Krieg zur Deutschnationalen Volkspartei.

Curtius suchte unmittelbar nach dem Krieg Kontakt zu anderen ehemaligen Nationalsozialen, die nun in der neugegründeten Deutschnationalen Volkspartei waren, wie eben Gottfried Traub oder auch Max Maurenbrecher (1874–1929) und Karl von Mangoldt (1868–1945)<sup>634</sup>. Wie Curtius zu den weitreichenden Annexionsforderungen Traubs stand, ist nicht zu beantworten. Seine Forderung vom April 1918 »Sieg und starker deutscher Friede«<sup>635</sup> lässt nicht erkennen, ob er ein bestimmtes Maß an Annexionen befürwortete, da ein »starker« Friede gewisse territoriale Sicherungen bedeuten kann, oder aber, im Sinne Max Webers, als »Sicherheit und Unversehrtheit«<sup>636</sup>

626 Ullrich 2013, 528.

627 Hagenlücke 1997, 307.

628 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (15).

629 Hagenlücke 1997, 308.

630 Hagenlücke 1997, 308.

631 Hagenlücke 1997, 308.

632 Hagenlücke 1997, 309.

633 Hagenlücke 1997, 309.

634 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (15).

635 Curtius an Stählin 16.04.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (6).

636 M. Weber 1971, 229 f.

Deutschlands ausgelegt werden kann. Gegen anexionistische Ansichten spräche außerdem die Einschätzung Curtius' vom Juli 1917, die Alldeutschen würden »über das Ziel<sup>637</sup>« hinaus schießen. Es kann jedoch festgehalten werden, dass er sich mit dem antiparlamentarischen Kurs und der These der Schwächung des Siegeswillens der Deutschen durch die Friedensresolution identifizierte. Curtius' politischer Mentor Friedrich Naumann gehörte indes zu den vehementesten Bekämpfern der Vaterlandspartei, weil er durch sie die nationale Einheit gefährdet sah. Nachdem er die Annahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges nicht mehr habe verhindern können, so Naumann, habe er es seinerzeit als seine »vaterländische Pflicht« verstanden, nun trotzdem wenigstens auf dessen Erfolg zu hoffen, obwohl er ihn weiterhin für »außerordentlich gefährlich« hielt. Demgegenüber würden die »Herren der Tirpitzschen Vaterlandspartei« dieselbe »vaterländische Pflicht« nun allerdings vermissen lassen, und sich, obwohl sie bereits beschlossene Sache sei, weiterhin gegen die Friedensresolution stellen<sup>638</sup>. Deshalb wollte Naumann vor allem den Zulauf zur Vaterlandspartei aus liberalen und sozialdemokratischen Kreisen eindämmen und trat in den Herbst- und Wintermonaten 1917/1918 für die Gründung einer gut strukturierten Gegenorganisation ein<sup>639</sup>.

Mit seiner Opposition gegenüber einer fortschreitenden Parlamentarisierung ging Curtius' Forderung nach einer Führungsfigur einher. Nachdem er gehässig über die Katerstimmung berichtet hatte, die bei der Reichstagsmehrheit durch die Gründung der Vaterlandspartei hervorgerufen worden sei, fuhr er fort, dass er trotzdem »die schwersten Sorgen nicht los« werde. »Im Reich« fehle »ein starker führender Wille. Hertling<sup>640</sup> mag durch Diplomatie manches erreichen. Vielleicht ist er nur da, um Zeit für eine Neuordnung, an der sich auch die Konservativen beteiligen können, zu gewinnen. Aber er ist zu alt, um einen schöpferischen Willen durchzudrücken<sup>641</sup>.« Auffällig ist, dass Curtius nun, im November 1917, »die Konservativen« an der Regierung beteiligt wissen mochte, dieselben also, denen er noch wenige Monate zuvor »Oberflächlichkeit, Anmassung und

Kurzsichtigkeit<sup>642</sup>« vorgeworfen hatte. Fraglich ist, ob inzwischen eine Verschiebung des Begriffs stattgefunden hatte und Curtius hier immer noch die »agrarischen und industriellen« Konservativen, also die alten Träger des Wilhelminismus meinte, oder ob nun ein neuer bzw. anders gelagerter Begriff des Konservatismus gemeint war, der sich zwar in Person und Auffassung oftmals mit dem »alten« Konservatismus überschneiden konnte, jedoch neue Denkweisen aufwies, wie etwa die schwindende Kaisertreue und die Suche nach Alternativen an der Spitze.

Ein mögliches Szenario für die Einsetzung einer Führungsfigur sah Curtius in einer Machtsteigerung der Obersten Heeresleitung. Im November 1917 schrieb er an Stählin, »im Hintergrund« lauere »bei uns eine Militärdiktatur Ludendorffs, was gar nicht so übel wäre, wenn nur Generäle nicht in Fragen unserer Politik und Politiker in Fragen der Menschenbehandlung ahnungslose Engel wären<sup>643</sup>.« Ende 1917 vollzog sich ein Wandel im Dreierverhältnis von Monarchie, Neuer Rechten und Militärführung von der »legitimen« zur »starken« Monarchie, also von der angeborenen, nicht mehr hinterfragten Königtreue hin zur »Vaterlandsidee« mit monarchischer oder notfalls – und das ist zentral – auch anderer Spitze im Fall des Versagens der Monarchie<sup>644</sup>. Nachdem Curtius die ludendorffsche Militärdiktatur als »nicht übel« (mit gewissen Einschränkungen) eingeschätzt hatte, blickte er auf den Kaiser und kam zu dem Urteil, dass dieser »in Allem sehr schwache Nerven<sup>645</sup>« aufweise. Curtius' diffuse Hoffnung von 1914 auf eine »grosse neue Zeit«, an der er nach dem Krieg mitarbeiten wolle, sah er hier in Ansätzen als Möglichkeit, die er jedoch wieder verwarf. War das Bildungsbürgertum 1914 mit der Hoffnung in den Krieg gezogen, die »Stahlbäder« würden die ungewollten Vorkriegsverhältnisse hinwegwaschen, glaubte man nun durch den Kriegsverlauf das negative Bild der politisch-monarchischen Führung bestätigt. Schwäche und Inkompetenz wurden diagnostiziert und »zögernd, aber kontinuierlich« machte sich das Bürgertum auf die Suche nach einer diktatorischen Stabilisierung der Verhältnisse<sup>646</sup>. Das Heer wurde dabei als intakter Kern des deutschen National- und Macht-

<sup>637</sup> Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

<sup>638</sup> Naumann 1917, 639.

<sup>639</sup> Hagenlücke 1997, 310.

<sup>640</sup> Georg von Hertling (1843-1919), Reichskanzler vom 1.11.1917–30.9.1918, Nachfolger von Georg Michaelis.

<sup>641</sup> Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

<sup>642</sup> Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

<sup>643</sup> Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

<sup>644</sup> Thoß 1987, 27 f.

<sup>645</sup> Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

<sup>646</sup> Thoß 1987, 32 f.

gedankens betrachtet<sup>647</sup>, was auch bei Curtius zu beobachten ist, der letztlich die Möglichkeiten einer Militärdiktatur unter Ludendorff allerdings einschränkte, indem er den Generälen die Fähigkeit zu politischem Denken absprach.

Im November 1917 war die zukünftige Richtung der politischen Entwicklung von Ludwig Curtius recht deutlich vorgezeichnet. Er wandte sich endgültig vom Liberalismus ab, der für ihn Teil des »Parteien-geschreis«<sup>648</sup> und ohnehin nie seine politische Heimat geworden war, und setzte seine Hoffnungen in Teile der Ideenwelt der Vaterlandspartei und der sich hinter ihr formierenden neuen rechtsgerichteten Strömungen. Sein Aufenthalt in München zu dieser Zeit hatte noch einmal verfestigt, was sich in den Monaten zuvor bereits abgezeichnet hatte. Der Vaterlandspartei stand Curtius allerdings lediglich als Sympathisant gegenüber. Er stimmte auch mit ihr nicht vollends überein, sie bildete aber den neuen größten Näherungswert seiner Überzeugungen. Gerne sah er sie aber als das, was sie auch selbst zu sein vorgab: ein überparteiliches Vehikel, um die – ihrerseits neuen – Verhältnisse im Reichstag durcheinanderzubringen. Er stellte der neuen Bewegung die Unbeweglichkeit der Politik gegenüber und sprach von »Unfähigkeit der ›Politiker‹ sich den veränderten Machtverhältnissen im Reichstag anzupassen.« Die gleiche Unbeweglichkeit sah er auch im Rest der Gesellschaft und fürchtete, »um die Stimmung der Massen herumzuwerfen«, komme »die Vaterlpartei zu spät«<sup>649</sup>.

Neben der »Tirpitzversammlung« hatte Curtius in München offenbar noch weitere Veranstaltungen und Personen besucht, mit denen er sich über die Zukunft Deutschlands unterhielt, wie etwa Max Weber und Edgar Jaffé<sup>650</sup>. Max Weber richtete sich gegen die überzogenen Forderungen der Vaterlandspartei. In den Münchner Neuesten Nachrichten erläuterte er am 30. September 1917 seine Einschätzungen der Friedensresolution und der Gründung der Deutschen Vaterlandspartei. Er machte darauf aufmerksam,

dass die Resolution vor allem ein außenpolitisches Signal an die eigenen Verbündeten sei. Übersteigerten deutschen Annexionsforderungen musste sie, so Weber, eine klare Absage erteilen, denn es sei undenkbar, dass »Österreich und die Türkei unbegrenzt für ein deutsches Belgien kämpfen werden, wie wir etwa für ein österreichisches Venedig oder für ein türkisches Persien.« Das fortdauernde »Reden über den Frieden« stufte auch Max Weber als »unerwünscht und schädlich« ein, doch sah er die Schuld an jenem Schaden nicht bei der Reichstagsmehrheit, sondern bei der »Hetze der Gegner der Friedensentschließung«. Diese erschütterte nicht nur das Vertrauen der Verbündeten in die deutsche Friedensbereitschaft, sondern auch das des eigenen deutschen Volks<sup>651</sup>. Dem Vorwurf, die Friedensresolution habe die »Stimmung im Reich verdorben«, entgegnete er, nicht diese, sondern das von rechten Agitationen immer wieder ausgedrückte unrealistische und nicht eingehaltene Versprechen von Englands Kapitulation im Herbst 1917 habe die Stimmung im Volk nachhaltig geschädigt<sup>652</sup>. Die Schuld an den schwerwiegenden Moraleinbrüchen liege also bei der Vaterlandspartei. In ihr sah Weber die Partei der Kriegsgewinnler, weswegen sie sich so vehement gegen innenpolitische Reformen stemme. Bei einer Neuordnung verliere sie gegenüber den heimkehrenden Soldaten jegliche Macht. Die Vaterlandspartei habe durch ihr »unverantwortlich lärmendes Gebaren«, so Weber, »fast die ganze Welt gegen uns in einer widernatürlichen Koalition« zusammengeschiedet<sup>653</sup>.

Eine Nichtfortführung des Krieges stand allerdings weder für Weber noch für Curtius zur Debatte. Auch beobachteten beide einen Einbruch der Moral der Bevölkerung. Die Ursache lag für Weber und Curtius jedoch in verschiedenen Richtungen: Für Curtius hatten Friedensresolution und Reichstagsmehrheit die heimische Moral untergraben, während dafür in Webers Sicht die unrealistischen Erwartungen der Vaterlandspartei verantwortlich waren.

647 Thoß 1987, 32 f.

648 Curtius an Stählin 24.07.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (4).

649 Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

650 Curtius an Stählin 21.11.1917, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (5).

651 M. Weber 1971, 229.

652 M. Weber 1971, 231.

653 M. Weber 1971, 232.

## 5.7 Kriegsende

Während im Frühjahr 1918 auf dem westlichen Kriegsschauplatz die großangelegte deutsche Michaels-Offensive tobte, weilte Curtius in Albanien. Auf dem Höhepunkt der daran anschließenden Vierten Flandernschlacht, die Anfang April 1918 begonnen hatte, schrieb Curtius gespannt an Stählin, dass »das neue Riesendrama eingesetzt« habe, »sie werden es atemlos miterleben vor Spannung wie wir hier. Zu Beginn am 19. März hatten wir den kommand. General hier, der eben von Cambrai hierher versetzt war, den grossen Elan kannte und ihn in seinem Corps vorbereitet hatte.« Dass der »erste große Wurf so glänzend« gelungen sei, habe nach Meinung des Generals »niemand zu hoffen gewagt. Er sagte, es gäbe noch zwei grosse Überraschungen. Ob Armentieres die eine davon ist, weiss ich freilich nicht zu sagen.« Klängen aus diesen Zeilen leichte Anzeichen der Zuversicht mit, so sei er doch von Sorgen geplagt. »Nur ein Gedanke« halte ihn »gefangen«, »Sieg und starker deutscher Friede.« Es liege, so Curtius, durch diesen Gedanken die »schöne Welt hinter einem Vorhang<sup>654</sup>.«

Durch das Ausscheiden Russlands als Kriegsgegner im Jahr zuvor und die relativen Erfolge der Offensiven des Frühjahrs 1918 keimten in der deutschen Armee noch einmal Hoffnungen auf einen starken Frieden auf. Curtius' Feindbild des »erbärmlichen Reichstags« hatte sich verfestigt und er hoffte, dass dieser wieder eine »männliche Hoffnung« finde.

Wiederum diagnostizierte er dem Reichstag ein fehlgehendes Friedensbedürfnis und er fürchtete, dass der Reichstag auf das erste englische Friedensangebot »glatt hereinfallen werde«, sollten nicht »stärkere Kräfte siegen<sup>655</sup>.«

Als jedoch immer deutlicher wurde, dass auch die letzte Kraftanstrengung der Frühjahrsoffensive 1918, die noch einmal viele Leben kostete, nicht von Erfolg gekrönt war, brach die Moral der Armee und der Heimat nach und nach vollständig zusammen und erholte sich nicht mehr<sup>656</sup>. Das nahe Ende verkennend, kommentierte Curtius im Oktober 1918 noch einmal die sich im Reich ausbreitenden Zusammenbruchstendenzen. »Das Volk« glaube »durch einen raschen Frieden bald wieder in sein gewohntes Wohllleben« zurückkehren zu können. »Unser Nationalgefühl« sei »zu jung und daher zu schwach. Hätten wir Legionen von Engeln, wir könnten die Massen nicht umstimmen.« Er hoffte, dass, »wenn Wilson« ablehne »und der Feind an unseren Grenzen« stehe, »nochmal die Widerstandskraft der ersten Jahre« aufkomme, aber »nicht einmal dessen« könne er sich mehr ganz sicher sein. »Dieses deutsche Volk« habe »in diesem Krieg unermesslich Großes geleistet, das sollten wir nie übersehen, auch wenn wir jetzt in der Heimat so viel Hässliches mitansehen müssen<sup>657</sup>.« Den Waffenstillstand und die Revolution erlebte Curtius als Professor in Freiburg im Breisgau.

## 5.8 Zusammenfassung

Andreas Wirsching zeichnete in Bezug auf die »Stimmungen« im Deutschland des Ersten Weltkriegs das Bild einer zweiseitigen Medaille. Auf der einen Seite befanden sich die »Ideen von 1914«, auf der anderen die Legende vom »Dolchstoß«. Diese Metapher ist anhand des »Kriegserlebnisses« von Ludwig Curtius exemplarisch nachzuvollziehen. In der Erzählung des Augusterlebnisses 1914 habe das deutsche Volk mit dem Beginn des Weltkriegs gleichsam die Reichs-

einigung von 1871 zu Ende gebracht. Alle Partikularinteressen überwindend, habe sich ein jeder Deutscher, egal welcher sozialer Herkunft, ohne Zögern dem gemeinsamen Ziel der Verteidigung des Vaterlands angeschlossen. Die Realität des wilhelminischen Vorkriegs-Kaiserreichs erschien unter dem Eindruck der rauschhaften Augustbegeisterung durchweg negativ. Ein nun im Innern gestärktes Deutschland sollte auch nach außen seine Wirk-

<sup>654</sup> Curtius an Stählin 16.04.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (6).

<sup>655</sup> Curtius an Stählin 16.04.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (6).

<sup>656</sup> Kitchen 2009, 715.

<sup>657</sup> Curtius an Stählin 14.10.1918, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (19).

macht entfalten. Es wurde – auch von Curtius – von einem geeinten Mitteleuropa und deutscher Hegemonie geträumt<sup>658</sup>.

Die Erwartung, Weihnachten 1914 in Paris verbringen zu können, erfüllte sich bekanntermaßen nicht, der Krieg zog sich hin, die Verluste an der Front stiegen in unvorstellbare Höhen und die Bevölkerung in der Heimat litt im Griff der englischen Seeblockade. Curtius nahm zum ersten Mal 1915 von der veränderten negativen Stimmungslage im Reich Notiz und korrespondierte darüber mit Friedrich Naumann. Plötzlich gab es wieder die verhassten Partikularinteressen und das vermeintlich »geeinte« deutsche Volk zerfiel für Curtius wieder in verschiedene Teile – diesmal Front und Heimat. Zuhause wurden Stimmen des Unmuts über die schlechte Versorgungslage laut und Curtius äußerte sein Unverständnis. Die Armee, die doch die Strapazen für die Heimat aushalte und immer wieder aufs Neue auf sich nehmen, sah sich durch »Friedensgerede« hintergangen. Naumann mahnte, das Volk müsse auch seinen Unmut äußern können, um nach der anfänglichen Begeisterung zu einer ruhigen Festigkeit zu kommen, doch war der Nährboden für die zweite Seite der Medaille geschaffen: die Legende von der Heimat, die der »im Felde unbesiegten« Armee den Dolch in den Rücken gestoßen habe.

Ansichten über eine höhere Einheit des deutschen Volks oder ein größeres Deutschland in Mitteleuropa waren, wie auch Andreas Wirsching feststellt, in höchstem Maße »Ausdruck ideologischer Vorentscheidungen<sup>659</sup>«. Das Deutsche Reich durchlitt in der Vorkriegszeit eine beschleunigte Modernisierungskrise und erlebte wie kaum ein anderes Land tiefe soziale, politische, konfessionelle und ideologische Gegensätze<sup>660</sup>. Diese strukturellen Spannungsfelder wurden besonders vom Bildungsbürgertum ideologisiert<sup>661</sup>, das die Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft in unterschiedliche und vor allem gegensätzliche soziale Schichten, Klassen, Wirtschaftsinteressen, Weltanschauungen oder kulturelle Ausdrucksformen mit großen Bedenken beobachtete. Der gesellschaftliche Status der gebildeten Elite war gefährdet, daher das Klagen über Materialismus, Bindungslosigkeit und Werteverfall<sup>662</sup>.

Curtius' ideologische Basis speiste sich seit den späten 1890er Jahren aus den Schriften des Berliner Theologen und Orientalisten Paul de Lagarde, einer der ersten Autoren, die im wilhelminischen Deutschland eine Kulturkrise festzustellen glaubten. Er warnte vor den Gefahren innerer Zwietracht und außenpolitischer Auseinandersetzungen<sup>663</sup>. Für Curtius und viele andere von de Lagardes Anhängern bewahrheitete sich beides durch den Verlauf des Ersten Weltkriegs. Die innere Zwietracht kulminierte für Curtius in der Julikrise von 1917. Ein bis dahin passiver Reichstag – das Symbol der Partikularinteressen – tat sich durch die Forderung eines Verständigungsfriedens hervor, den Curtius, ebenso wie das »Friedensgerede« von 1915, als dem gemeinsamen Ziel und damit der »höheren Einheit« des Volks entgegenstehend einstufte. Die Forderung nach Frieden zersetze die Moral an der Front. Dies war eine weitverbreitete Verkehrung von Ursache und Wirkung<sup>664</sup>.

Als Reaktion auf die Friedensresolution wurde am 2. September 1917 die Deutsche Vaterlandspartei gegründet. Sie ermöglichte es Curtius, sich politisch vom Liberalismus der Fortschrittlichen Volkspartei abzuwenden. Vor der Gründung der Vaterlandspartei stellten andere nationalistische Gruppierungen wie der Alldeutsche Verband keine Alternative dar, da Curtius dort hauptsächlich Vertreter sozialer Gruppen sah, die neben den »Massen« der Arbeiterschaft ebenso eine Statusbedrohung für das Bildungsbürgertum darstellten und zudem das Negative an der »alten« wilhelminischen Gesellschaft repräsentierten, nämlich ostelbische Großagrarier und das aufstrebende Wirtschaftsbürgertum. Curtius konnte dem Alldeutschen Verband allerdings immerhin abgewinnen, dass er auf das Volk als Erzieher eines mangelnden Nationalgefühls wirke. Die Deutsche Vaterlandspartei war in ihren Forderungen und ihrer Beschaffenheit als überparteiliche Sammelbewegung hingegen vage genug, damit Curtius eher mit dieser sympathisieren konnte. Zwar waren einige Forderungen deckungsgleich mit alldeutschen Positionen und auch an der Vaterlandspartei übte Curtius Kritik, sie stellte jedoch den größten Näherungswert zu seinen eigenen politischen Positionen dar. Die Hauptgründe für Curtius' Sympathie für die Vater-

658 Wirsching 2004, 195.

659 Wirsching 2004, 195.

660 Wirsching 2004, 195.

661 Wirsching nimmt hier die Spezifizierung des »protestantischen Bildungsbürgertums« vor, doch kann dies ohne weiteres auf Ludwig Curtius angewandt werden.

662 Wirsching 2004, 196.

663 Stern 1963, 111.

664 Wirsching 2004, 198.

## 5. CURTIUS IM WELTKRIEG 1914–1918

landspartei dürften in ihrer Stoßrichtung gegen die Reichstagsmehrheit und gegen die Friedensresolution gelegen haben. Der Charakter eines überparteilichen Zusammenschlusses strich zudem die von Curtius immer wieder betonte Einheit heraus.

Als Vertreter eines politischen Idealismus wandte Curtius sich auch vom Berufspolitikertum der Fortschrittlichen Volkspartei ab, dem er reines Macht-

streben um der Macht willen unterstellte. Auch in dieser Frage warb Naumann bei ihm um Verständnis.

Zu keinem Zeitpunkt stand Curtius jedoch voll hinter der Vaterlandspartei. Auch bei ihr sah er wenig Potenzial für einen politischen Neuanfang nach Kriegsende. Dies sollte sich erst in der Deutschnationalen Volkspartei erfüllen.

## 6. Curtius als politisch aktiver Professor 1918–1928

»Und dieses erste Soldatenvolk der Welt ist aus dem ersten Weltkrieg als das gleiche politische Kindervolk zurückgekehrt, als das es in ihn ausgezogen war. Deshalb erschien mir die demokratische Weimarer Verfassung als ein Irrtum wohlmeinender Theoretiker. Ich schlug mich auf die andere Seite<sup>665</sup>.«

Als die Oberste Heeresleitung im September 1918 mitteilte, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei, traf diese Nachricht die zivile Reichsregierung völlig unvorbereitet<sup>666</sup>. Man beschloss, die Bevölkerung vorerst nicht zu informieren, um deren »Durchhalten« nicht zu unterminieren. Die militärische Führung um Erich Ludendorff war allerdings weder zur Kapitulation bereit, noch wollte sie die Verantwortung für einen verheerenden »Endkampf« tragen. Die Oberste Heeresleitung übertrug daher der zivilen Regierung die Waffenstillstandsverhandlungen und säte Zwietracht, indem sie die parlamentarischen Unterhändler für ihr unvermeidliches Nachgeben gegenüber US-Präsident Woodrow Wilson kritisierte. Die Waffenstillstandsverhandlungen allein der zivilen Regierung zu überlassen, schuf eine der schweren Hypotheken der künftigen Republik. Ludendorff wurde schließlich Ende Oktober 1918 entlassen, da er die Forderungen der Alliierten als »unannehmbar« bezeichnete und die Fortführung des Krieges verlangte, den er selbst einen Monat zuvor als verloren bezeichnet hatte. Währenddessen löste die Marineführung mit einem eigenmächtig geplanten Himmelfahrtskommando gegen England die Revolte der Matrosen aus, die sich dagegen wehrten, sinnlos geopfert zu werden. Der Aufstand kam der Vollendung der Oktoberreformen zuvor, mit denen SPD, Zentrums- und Fortschrittliche Volkspartei die Parlamen-

tarisierung abschließen wollten. Während die Aufstände auf das ganze Reich ausstrahlten, verkündete Max von Baden am 9. November eigenmächtig die Abdankung Kaiser Wilhelms II. und übertrug das Amt des Reichskanzlers auf Friedrich Ebert. Philipp Scheidemann nahm die Nachricht vom Rücktritt des Kaisers zum Anlass, spontan auf einen Balkon des Reichstags zu treten und die Republik auszurufen<sup>667</sup>. Mit dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 waren die Niederlage des Deutschen Reiches und das Ende der Monarchie besiegelt.

Deutschland besaß bis Februar 1919 eine sozialistische Regierung mit revolutionärer Legitimation. Allenthalben herrschte der Eindruck, die Revolution habe gesiegt<sup>668</sup>. Ganz ähnlich stufte Ludwig Curtius die Situation ein, als er am 29. Dezember 1918 von Freiburg aus an seinen Freund Otto Stählin in Erlangen schrieb. »Auch eine Legion Engel mit der Beredsamkeit des Paulus begabt« könne »den Wahnsinn der Massen nicht brechen<sup>669</sup>.« Diese Metapher hatte er gut zwei Monate zuvor, im Oktober 1918, schon einmal gegenüber Stählin benutzt<sup>670</sup>. An seinen Auffassungen hatte sich auch nach der Revolution nichts geändert. »Von nationaler Würde« sei »keine Spur, von Einsicht in die Zusammenhänge des wirtschaftlichen und politischen Lebens keine Ahnung.« Alle seien »erfüllt von der gewöhnlichsten Habgier auf Kosten der Andern<sup>671</sup>.« Durch die Revolution wurde das Bildungsbürgertum im innersten Kern seines Selbstverständnisses getroffen. Seine traditionelle Staatsnähe war durch das Ende des wilhelminischen Staates mit einem Male zutiefst prekär<sup>672</sup>. So ging diese Bevölkerungsgruppe – auch befeuert vom verinnerlichten Kulturpessimismus aus der Vorkriegszeit – in eine grundsätzliche Opposition gegen die politischen Machtverschiebungen<sup>673</sup>.

665 Curtius, Welt (1950), 447.

666 Die folgenden allgemeinen Ausführungen zum Kriegsende 1918 nach Mai 2009, 16.

667 Mai 2009, 17.

668 Wehler 2008b, 195.

669 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

670 Curtius an Stählin 14.10.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (19).

671 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

672 Wehler 2008b, 284.

673 Wehler 2008b, 284 f.

Im August 1918 folgte Ludwig Curtius einem Ruf an die Universität Freiburg. Dort wurde er wohl Ende August Zeuge des Streiks der Holzarbeiter, was sein Bild der sich zersetzenden Heimatfront bestärkt haben dürfte. Die Arbeiterproteste und -streiks in diesen Wochen und Monaten stellten die grundlegenden Voraussetzungen der Fortführung des Krieges in Frage, da sie »die Bande der Autorität und der Abhängigkeit, die Heimatfront und Kriegsfront miteinander verbanden<sup>674</sup>«, bedrohten. Die Revolution erreichte in den ereignisreichen Novembertagen auch Freiburg und am Morgen des 9. November zogen Soldaten mit roten Kokarden durch die Straßen der Stadt. Um die Mittagszeit versammelten sich etwa 1000 von ihnen auf dem Karlsplatz unter Missachtung der Befehle ihrer Vorgesetzten und eine Patrouille der Feldpolizei schoss auf die Menge, es wurde jedoch niemand verletzt und die Feldpolizisten wurden entwaffnet und abgeführt. Kurz darauf bildeten die Soldaten einen Rat nach dem Vorbild der Kieler Matrosen<sup>675</sup>. Diese tumultartigen Eindrücke dürften Curtius zu seinen Aussagen gegenüber Stählin bewegen haben. Der Vorwurf von Curtius, niemand habe Ahnung »von Einsicht in die Zusammenhänge des wirtschaftlichen und politischen Lebens«, zeigt noch einmal die »Rechthaberei« und das »Sendungsbewusstsein« der deutschen Professoren<sup>676</sup>. Die klassische Konfliktlinie der »verankerten Sozialmentalitäten« ließ einen Gegensatz zwischen »den Ungebildeten« und dem »Bildungsbürgertum« entstehen<sup>677</sup>. Im Beginn des Ersten Weltkriegs sah das Bildungsbürgertum die Gelegenheit, die Deutungshoheit über ein weltgeschichtliches Ereignis zu erlangen und dem eigenen Bedeutungsverlust entgegenzuwirken. Nach dem Krieg herrschte hingegen ein Zustand »fataler Schwächung und tiefreichender Verstörung<sup>678</sup>«. Die einigende Wirkung des Kriegs hatte sich als Idee mit nur kurzer Halbwertszeit erwiesen und Begriffe wie »Volkskrieg« und »Volksgemeinschaft« wurden schnell als Illusion enttarnt. »Die grossen Zeiten 14–16 gänzlich vergessen<sup>679</sup>«, so Curtius.

Im Dezember 1918, so schien es ihm, hatten die »Massen«, die »Ungebildeten«, die er noch in den Jahren zuvor in eine ideale deutsche Gesellschaft integrieren zu können gehofft hatte, das Heft des Han-

delns übernommen. »Die Frankf. Zeitung« wünsche gar »eine Kerenski-Revolution<sup>680</sup>« und nun befinde man sich schon »in gefährlicher Nähe von Trotzki und Consorten<sup>681</sup>«, mutmaßte Curtius entsetzt an Stählin. Die liberale<sup>682</sup> Frankfurter Zeitung hoffe, so glaubte Curtius offensichtlich, auf eine Zusammenarbeit der revolutionären Arbeiter- und Soldatenräte mit der Regierung Ebert. Die Vorgänge in Russland seit der Oktoberrevolution 1917 waren für das deutsche Bürgertum ein Schreckensszenario. Die Furcht davor speiste sich unter anderem aus der von Trotzki immer wieder propagierten »Weltrevolution<sup>683</sup>«, also der Extremform des »Aufstands der Massen<sup>684</sup>« und des Internationalismus der Sozialdemokratie und somit einer Extremform der von Curtius und dem Bürgertum so verabscheuten Pluralisierung und »Atomisierung« der Gesellschaft, die den Zerfall von »Kultur« zur Folge hätte. In einem Sammelbandbeitrag von 1919 äußerte er die Hoffnung auf eine unbestimmte Zeit in der Zukunft, denn erst, wenn die »menschliche, nationale Kultur« gesichert sei vor »Völkerwanderung und russischer Zerstörungswut«, könnten »die großen Gedanken der Vergangenheit ruhig« weiterleben. Die »Kultur« verglich er mit Berggipfeln, »die warten können, bis der Wanderer auf ihren Höhen wieder reinere Luft und das Gefühl der Freiheit sucht, und die Morgenröte eines neuen Tages<sup>685</sup>«. Curtius hielt weiterhin seine Hoffnung auf eine positiv konnotierte »Neue Zeit« aufrecht, in der die Missstände der Gegenwart nicht mehr existent seien. Im Ersten Weltkrieg hatte er den Anbruch dieser »Neuen Zeit« gesehen, doch hatte sich seine Hoffnung nicht erfüllt.

Gegenüber Stählin schritt Curtius im Dezember 1918 die damalige Politiker- und Parteienlandschaft ab und fällte darüber ein vernichtendes Urteil. Er sehe »nirgends eine bedeutende Persönlichkeit, nur eine Spur von staatsmännischer Kraft.« Nie habe es eine »dilettantischere Regierung gegeben wie Ebert-Scheidemann, keine grotesk-phrasenhaftere wie Eisner.« Aber auch in den Listen »der bürgerlichen Volkspartei« finde sich »niemand als die alten Parteigrößen«. Das Niveau sei »schon aus Gründen demokratischer Volksumschmeichelung so tief wie je.« Als der einzige »aufrechte Mann« erschien ihm »in

674 Chickering 2009, 528.

675 Chickering 2009, 539.

676 Jansen 2018, 21.

677 Wehler 2008b, 287.

678 Wehler 2008b, 294.

679 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

680 Kerenski war eine der zentralen Figuren der russischen Februarrevolution und bildete die Klammer zwischen dem Pe-

trograder Sowjet und dem Duma-Komitee und somit der provisorischen Regierung. Kochanek 2009a, 612

681 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15). Kochanek 2009b, 927.

682 Vgl. Paupié 1972, 241–257 und Hoffmann 1997, 97.

683 Kochanek 2009a, 927.

684 Wehler 2008b, 297.

685 Curtius 1919b, 192.

Bayern Heim, der den Mut hat, gegen die unermessliche Lüge anzukämpfen<sup>686</sup>.« Dass Curtius den Sozialdemokraten Philipp Scheidemann, Friedrich Ebert und Kurt Eisner<sup>687</sup> »staatsmännische Kraft« absprach, war nur folgerichtig, waren sie doch Vertreter der »Massen«. Mit den bürgerlichen Parteien, die sich nach dem Krieg unter neuem Namen oder in anderen Zusammensetzungen konstituierten, hatte Curtius darüber hinaus bereits im Krieg gebrochen. Mathias Erzberger vom Zentrum beschuldigte er, dessen »Wühlarbeit« habe dazu geführt, dass jene »grossen Zeiten 14–16« vergessen seien<sup>688</sup>. So verwundert es nicht, dass Curtius den bayerischen Politiker Georg Heim (1865–1938) als einzig »aufrechten« Mann in der deutschen Politik ausmachte, weil dieser eine Zusammenarbeit mit Linksliberalen und Sozialdemokratie vehement ablehnte. Heim gehörte dem bayerischen Teil der Zentrumsparlei an, der eine Sonderstellung innerhalb der Gesamtpartei einnahm. Während des Kriegs hatte sich dort neben der allgemeinen »Kriegs-« auch eine »Reichsverdrossenheit« breitgemacht und die Losung »Los von Berlin« kursierte<sup>689</sup>. Außerdem nahm das bayerische Zentrum Erzbergers Forderung nach einem Verständigungsfrieden, wie vor dem Hauptausschuss des Reichstages am 6. Juli 1917 formuliert, und die daraus folgende Annäherung an die Linksliberalen und die Sozialdemokratie mit »Bestürzung« wahr, wie der Fraktionsvorsitzende im bayerischen Landtags Hein-

rich Held (1868–1938) berichtete<sup>690</sup>. Im Personenkreis, der später die Bayerische Volkspartei gründete, war man der Meinung, man müsse alles tun, um eine Zusammenarbeit mit Linksliberalen und Sozialdemokraten sowie den damit einhergehenden »programmwidrige[n] Seitensprung nach der Parlamentarisierung« zu verhindern<sup>691</sup>. Genau in die Kerbe, in die auch Curtius mit seiner Kritik an der Friedensresolution schlug, zielte auch das bayerische Zentrum. Die Friedensresolution sei das Kind einer »pessimistischen Katerstimmung«, man lasse sich nicht »verzerzern«<sup>692</sup>.

Wenige Tage nach dem Waffenstillstand gründete sich im November 1918 die Bayerische Volkspartei als Abspaltung von der Zentrumsparlei. Die »Reichsverdrossenheit« setzte sich fort und in Flugblättern der Partei hieß es, man werde mit der Separation vom Reich antworten, sollte die Hegemonie Preußens unter sozialistischen Vorzeichen Realität werden. Der »rücksichtslose Terrorismus von Anarchisten und Bolschewisten« sowie das Leid des bayerischen Volks unter »Russisch-Berliner Wahnsinnspolitiker[n]« wurden angeprangert<sup>693</sup>. Diese Positionen der Bayerischen Volkspartei dürften Curtius zu seiner Bewertung Heims als einzig »aufrechten« Politiker bewegt haben, denn in den von der Partei benutzten Begriffen kulminierten sämtliche seiner Feindbilder: die (russische) »Masse«, die Berliner Regierungsparteien und in Verbindung damit nicht zuletzt auch Juden.

## 6.1 Antisemitismus

Denn auch antisemitische Aussagen fanden sich in den Flugblättern der Bayerischen Volkspartei. Darin hieß es, in Berlin würden »Judentum und Asphalt regieren«<sup>694</sup>. Die gefürchteten »Massen« und Juden verschmolzen zu einem Feindbild, was auch an Curtius' Urteil im Dezember 1918, Juden hätten »überall die Herrschaft«<sup>695</sup>, zu beobachten ist. In den Umbrüchen nach Kriegsniederlage und Revolution betrachteten weite Teile der deutschen Bevölkerung Juden als »Re-

volutionäre, Parteigänger des neuen demokratischen Systems und Kriegsgewinnler«. Sie seien in den Schützengräben unterproportional repräsentiert gewesen und die schlechte Versorgungslage sei ihre Schuld<sup>696</sup>. Exponenten der regierenden Linksliberalen DDP, der SPD sowie der USPD, des Spartakusbundes, der Münchner Räterepublik und der revolutionären Bewegungen in Russland und Ungarn waren vielfach jüdisch<sup>697</sup>, wodurch in bürgerlichen Kreisen

<sup>686</sup> Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

<sup>687</sup> Näheres zur Revolution in Bayern in Hürten 2017, 440 ff.

<sup>688</sup> Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

<sup>689</sup> Schönhoven 1972, 18.

<sup>690</sup> Schönhoven 1972, 18.

<sup>691</sup> Schönhoven 1972, 18.

<sup>692</sup> Schönhoven 1972, 19.

<sup>693</sup> Schönhoven 1972, 25.

<sup>694</sup> Schönhoven 1972, 25.

<sup>695</sup> Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

<sup>696</sup> Hoffmann 1997, 97.

<sup>697</sup> Bergmann 2002, 72. Zu den jüdischen Exponenten der Münchner Räterepublik vgl. M. Brenner, Der lange Schatten der Revolution (Berlin 2019).

in Deutschland die Rede vom »jüdischen Bolschewismus« kursierte<sup>698</sup>. Dadurch verband sich auch für Curtius nach 1918 das Feindbild »der Massen« mit »den Juden« und der Eindruck entstand, Juden »herrschten überall«. Die Verschmelzung der Feindbilder im Sinne einer Identifizierung trifft aber nicht ganz den Kern, da die Sichtweise von Curtius implizit das Bild von Juden als manipulativer Elite beinhaltet, denn nicht die »Massen« machte er als Herrschende aus, sondern »die Juden«.

Antisemitische Bemerkungen finden sich bei ihm in dieser Zeit noch ein weiteres Mal, als es im Februar 1919 um Empfehlungen zur Neubesetzung einer Erlanger Dozentenstelle ging. Curtius sandte sein Urteil über den Historiker Alfred Hessel (1877–1939) an Otto Stählin. »Bei der Aufrichtigkeit, die ich mir in all solchen Dingen zum Grundsatz gemacht habe, will ich freilich nicht verschweigen, dass Herr College Hessel mir einen sehr jüdischen Eindruck macht und gar nicht den einer führenden Persönlichkeit<sup>699</sup>«.

Die Gleichberechtigung von Juden im 19. Jahrhundert begünstigte einen »modernen Antisemitismus«, der unterschiedliche Erscheinungsformen aufwies. Meist besaß er den Charakter eines Ersatzmittels zur Erklärung innergesellschaftlicher Konflikte oder wirtschaftlicher Krisen, wie etwa beim Börsenkrach und der Depression 1873–1879<sup>700</sup>. Demgemäß suchte auch Curtius 1918/1919 die Schuld an der Niederlage bzw. der Revolution unter anderem bei der jüdischen Bevölkerung. Vor allem antisemitische Hochschulprofessoren wie Heinrich von Treitschke – dessen Vorlesungen Curtius besuchte – machten in diesen Jahren einen »bürgerlichen Antisemitismus« salonfähig<sup>701</sup>, indem sie Juden offen als das »Unglück« des deutschen Volks bezeichneten<sup>702</sup>. Der von Curtius verehrte Orientalist Paul de Lagarde befließigte sich in seinen prophetischen Schriften zur gesellschaftlichen Lage Deutschlands ebenfalls eines leidenschaftlichen Judenhasses. Von Treitschke habe, so de Lagarde, mit seiner Forderung nach Auswanderung oder vollständiger Assimilation der Juden in Deutschland

die ohnehin zur Debatte stehenden Fragen mit der nötigen Klarheit und Kompromisslosigkeit dargestellt<sup>703</sup>. Curtius' antisemitisches Denken besaß auch eine starke kulturpessimistische Prägung. Autoren wie Oswald Spengler (1880–1936), Max Scheler (1874–1928) oder Leo Frobenius (1873–1938) stellten immer wieder den Gegensatz zwischen den Begriffen »Zivilisation« und »Kultur« heraus<sup>704</sup>. Die »Kultur« ordneten sie einem »Mitteleuropa«-Konzept zu, wie es etwa nüchtern von Friedrich Naumann oder aggressiver von Paul de Lagarde propagiert wurde, und versahen es mit antikapitalistischen, antiliberalen, konservativ-europäischen und auch antisemitischen Zügen<sup>705</sup>. Juden wurden mit den modernen »westeuropäischen« (als Gegensatz zu den »mitteleuropäischen«) Gesellschaften in Verbindung gebracht und Begriffe, die die Autoren mit »Zivilisation« verknüpften, wurden auf sie übertragen, wie etwa Materialismus, Kapitalismus (einhergehend mit politischer Macht) und Internationalismus (einhergehend mit »unzureichendem« Nationalgefühl und einer Tendenz zum Kommunismus)<sup>706</sup>. Max Scheler, den Curtius persönlich kannte und der, wie er, beim Europäischen Kulturbund aktiv war<sup>707</sup>, orientierte sich am naumannschen Mitteleuropa-Konzept. Er sah die Idee von der Gleichheit aller Menschen, auf der letztlich auch Internationalismus, Kommunismus und Demokratie beruhen, als eine Konsequenz aus Imperialismus und Kapitalismus. Er trat für ein Ende der imperialistischen Ausdehnung Europas ein und plädierte für eine Rückbesinnung auf die eigene europäische Kultur<sup>708</sup>. Ebenso wie diese Autoren brachte Curtius Juden mit westeuropäischer, »dekadenter<sup>709</sup>«, »materialistischer« »Zivilisation« in Verbindung, die der »Kultur« gegenüberstehe.

Der Antisemitismus diente außerdem als soziale Praxis und Judenfeindschaft konstituierte sich immer auch als gruppenspezifisches Element eines diffusen »Wir«, das sich über die Abgrenzung zu »den Juden« definierte<sup>710</sup>, was bei Curtius noch in den 1950er Jahren zu beobachten war, als er die biblische

<sup>698</sup> Sieg 2007, 336. Auch befeuert von den vom zaristischen russischen Geheimdienst veröffentlichten »Protokollen der Weisen von Zion«. Bergmann 2002, 74.

<sup>699</sup> Curtius an Stählin 08.02.1919, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (12).

<sup>700</sup> Bergmann 2002, 40.

<sup>701</sup> Oder der protestantische Hofprediger Adolf Stoecker, dem Curtius auch anhing. »Ich besuchte seine Versammlungen, las seine Zeitung, das christlich soziale ›Volk«, und wurde sein Anhänger.« Curtius, Welt (1950), 140; Zu Treitschke: Von diesem ging »ein geheimnisvoller Strom suggestiver Kraft aus, da jeder sofort empfand, daß der Redner selbst wirklich das glaubte, was er sagte, daß sein Glaube die reinste persönliche Hingabe ohne Falsch und ›Politik« an ein Ideal war, daß er gar nichts für sich

selbst wollte«. Curtius, Welt (1950), 137. Siehe außerdem hierzu: A. Djuren – N. Hummel, Entwicklungslinien des Antisemitismus bis zum Ende des Kaiserreiches, in: U. Blömer – D. Garz (Hrsg.), ›Wir Kinder hatten ein herrliches Leben... Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871–1918 (Oldenburg 2000) 67–79.

<sup>702</sup> Bergmann 2002, 42.

<sup>703</sup> Sieg 2007, 210.

<sup>704</sup> Siehe hierzu Pöpping 2001, 27–43.

<sup>705</sup> Pöpping 2001, 44.

<sup>706</sup> Pöpping 2001, 45 f.

<sup>707</sup> Müller 2005, 361, Fußnote 149.

<sup>708</sup> Pöpping 2001, 36.

<sup>709</sup> Curtius, Welt (1950), 299.

<sup>710</sup> Enzenbach 2012, 59.

»Rolle der Juden« in Ägypten, »wo sie doch gastlich aufgenommen worden waren«, als »zweifelhaft« einstuft<sup>711</sup>. Damit kolportierte er ein Bild von Juden als zwar geduldet, aber eigentlich fremd.

In einem Artikel über den Orientalisten Paul de Lagarde von 1919 sprach Curtius über »jüdische Herrschsucht<sup>712</sup>« in Berlin, womit er auf die Koalition aus SPD und DDP anspielte. Aus der Zeit der Revolution stammen Curtius' radikalste Äußerungen gegenüber Juden. In späteren Jahren verkehrte Curtius freundschaftlich und eng mit Juden, was jedoch nicht hieß, dass er den Antisemitismus abgelegt hatte. Ihn als radikalen Antisemiten einzustufen, würde jedoch zu weit gehen, denn er bewegte sich in einem Spektrum, das einen traditionellen, gesellschaftlich tief verankerten Antisemitismus vertrat. Unterscheidet man zwischen »antisemitisch«, im Sinne einer rassistischen Herleitung vermeintlich jüdischer »Eigenschaften«, und »antijüdisch«, im Sinne einer Zuschreibung ohne rassistische Elemente, so war es möglich, dass auch nicht explizit antisemitisch eingestellte Gelehrte Juden diverse spezielle vermeintlich angeborene Eigenschaften zuschrieben, wie etwa dem Kriegstagebuch des DDP-Mitbegründers Alfred Weber (1868–1958) zu entnehmen ist. Bei liberal eingestellten Gelehrten wurden die angeblichen Eigenschaften lediglich weniger kritisch gese-

hen als bei Konservativen<sup>713</sup>. Frei von rassistischen Elementen waren die Ansichten von Curtius jedoch nicht und er sprach noch in den 1950er Jahren von »Rasse« im Zusammenhang mit der jüdischen Bevölkerung, die er nicht als Teil der von ihm angestrebten »Neuen Aristokratie« sah<sup>714</sup>.

Auf die Bewertung Curtius' zum Historiker Alfred Hessel, der einen »jüdischen Eindruck« gemacht habe und »gar nicht den einer führenden Persönlichkeit<sup>715</sup>«, trifft die »antijüdische« Deutungsweise ebenso zu wie auf die Aussage, die »Juden haben überall die Herrschaft<sup>716</sup>«, in Verknüpfung mit der »jüdische[n] Herrschsucht<sup>717</sup>« als Charaktereigenschaft. Curtius beteiligte sich in der Nachkriegszeit an der Kolportage negativer Stereotypisierungen von Juden und an der Suche nach einem Sündenbock für den Zusammenbruch. Parteipolitische Ausrichtungen gaben der gesamtgesellschaftlich verbreiteten Judenfeindlichkeit lediglich noch diverse Ausprägungen und Nuancierungen. In der Deutschnationalen Volkspartei, der Curtius gleich nach dem Krieg beitrug, und generell den »rechts« stehenden Parteien, gehörte der Antisemitismus zum festen Bestand der Programmatik<sup>718</sup>. Ein Ziel der DNVP war es seit 1920, die »Vorherrschaft des Judentums« zu beenden, weswegen sie einen »Sonderstatus« für reichsdeutsche Juden forderte. Gewaltmaßnahmen erteilte sie allerdings eine Absage<sup>719</sup>.

## 6.2 Deutschnationale Volkspartei

Das Bild, das Curtius im Dezember 1918 von der Situation in Deutschland zeichnete, war fast durchweg schlecht. Seinem Freund Otto Stählin schilderte er sein weiteres Vorgehen. Er sei »in Baden der Deutschnationalen Partei, also den Konservativen beigetreten« und er wünsche, »es möchten sich dort Alle sam-

eln, die nur in einer neuen geistig-konservativen Staats- und Lebensauffassung die Möglichkeit einer nationalen Wiedergeburt sehen<sup>720</sup>.« Sein Wunsch von 1914, nach dem Krieg »an der grossen neuen Zeit« »für unser Volk<sup>721</sup>« mitarbeiten zu können, blieb also unter veränderten Vorzeichen der gleiche und er ver-

711 Curtius, Welt (1950), 75.

712 Curtius 1919d, 152.

713 Jansen 1992, 178 f.

714 Curtius, Welt (1950), 299. Wie Esther Sophia Sünderhauf herausfand, war Curtius unter den ersten 85 Mitgliedern der 1905 gegründeten »Gesellschaft für Rassenhygiene«, die sich als »Gemeinschaft Gleichstrebender von hervorragender sittlicher, intellektueller und körperlicher Tüchtigkeit« verstand. Die Ziele, die die Gesellschaft formulierte, befanden sich an der Grenze zwischen Medizin und Sozialpolitik im Bereich der »Sozialhygiene«. Der Gründer Alfred Ploetz (1860–1940) führte in Deutschland den Begriff der »Rassenhygiene« ein, die sich »korrigierend« auf eine »qualitative« Bevölkerungsentwicklung auswirken sollte und die soziale Frage mit medizinischen Mitteln zu lösen suchte. Curtius dürfte der Gesellschaft wohl beigetreten sein, als

sich 1907 eine Münchner Ortsgruppe bildete, aufgrund seiner Beschäftigung mit der sozialen Frage und damit zusammenhängend der von ihm erhofften »Neuen Aristokratie«. Siehe hierzu Sauerteig 1999, 42 f. und Weingart u. a. 1988, 202 f.

715 Curtius an Stählin 08.02.1919, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (12).

716 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

717 Curtius 1919d, 152.

718 Bergmann 2002, 77.

719 Dipper 1983, 374.

720 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

721 Curtius an Stählin 09.08.1914, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (1).

suchte, ihn aktiv mitzugestalten. In der Bildungselite herrschte die Auffassung, kurz vor einer »Epochenwende« zu stehen. Der Weltkrieg hatte sie nicht gebracht, doch bestand die Hoffnung, aus den »Kämpfen der Zeit« nach der Niederlage werde eine neue, »harmonische« soziale Ordnung entstehen<sup>722</sup>.

Weniger als zwei Wochen nach dem Waffenstillstand meldete die Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung am 24. November 1918 die Gründung der Deutschnationalen Volkspartei. An den Unterzeichnern des Gründungsmanifests wurde deutlich, dass es sich bei der DNVP um eine rechtsgerichtete Sammlungspartei handelte<sup>723</sup>. Signiert war der Aufruf von ehemaligen Mitgliedern anderer Parteien aus dem konservativen Spektrum. Acht Deutschkonservative, neun Freikonservative, drei Christlich-Soziale, ein Deutsch-Völkischer sowie mehrere Parteilose unterzeichneten das Manifest<sup>724</sup>. Dass Curtius als Sympathisant des Sammlungscharakters der Deutschen Vaterlandspartei in der Nachkriegszeit zur DNVP fand, ist nicht ungewöhnlich. Die Reorganisation des konservativen Spektrums in der DNVP vollzog sich nach dem Waffenstillstand recht schnell, da sie auf der Vaterlandspartei als erfolgreicher Vorläuferin aus Kriegszeiten aufbauen konnte<sup>725</sup>. Die DNVP versuchte, sich als dezidiert neue Rechtspartei zu inszenieren und die Beziehungen zu den alten konservativen Parteien als so schwach wie möglich darzustellen, um – dem Label der »Volkspartei« folgend – alle Gruppierungen und Schichten der deutschen Gesellschaft ansprechen zu können<sup>726</sup>. Die Wahlwerbung der DNVP versuchte deswegen, den »Geist von 1914« erneut zu beschwören. In der DNVP fand sich so ein in »ideologischer Hinsicht durch das Kriegserleben homogenisiertes, in seiner Sozialbasis gleichwohl heterogenes »nationales Milieu« wieder und zusammen, das weit über die traditionell konservativen Schichten, wie u. a. den ostelbischen Landadel, hinausreichte<sup>727</sup>.

Curtius' Landesverband der DNVP hatte in Baden einen schweren Stand. Bereits im letzten Vorkriegslandtag hatten rechtsstehende Vereinigungen nur

insgesamt 6,8 Prozent der Stimmen geholt und in den ersten Nachkriegswahlen zur Landesversammlung am 5. Januar 1919 verbesserte sich das Ergebnis nur auf 7,08 Prozent<sup>728</sup>. Curtius sah die schlechten Ergebnisse wenige Tage vor der Wahl schon voraus und fügte an die Bekanntgabe seines Beitritts zur DNVP gegenüber Stählin resignierend an, dass von »irgend einem unmittelbaren Erfolg« jedoch »hier nicht zu reden« sein könne. Außerdem erwarte er für »die Nationalversammlung und die Einzelparlamente« glatte »socialdemokratische Majoritäten<sup>729</sup>«, doch für Baden werde »stark mit einer Centrumsmajorität gerechnet<sup>730</sup>«, da das »Ansehen der Soldaten und Arbeiterräte« überall »rasch geschwunden<sup>731</sup>« sei. Damit sollte er Recht behalten. Das vermeintlich »Neue« an der DNVP erkannten die Wähler nicht an und sie identifizierten die Partei von Anfang an mit den »alten« Konservativen, den Alldeutschen und der Vaterlandspartei, weswegen die DNVP in der Nachkriegszeit für deren Kriegspolitik – etwa die überzogenen Kriegszielforderungen – verantwortlich gemacht wurde<sup>732</sup>.

Im Rahmen seines Parteiengagements hielt Curtius politische Vorträge<sup>733</sup> oder verfasste politische Artikel für DNVP-Zeitschriften, etwa für das DNVP-Beiblatt in der Berliner Zeitung »Die Post«. In einem Artikel mit dem Titel »Ethischer Sozialismus« plädierte Curtius für einen »Staatssozialismus«. Dieser solle – in Abgrenzung zu dem angeblich in der Weimarer Republik herrschenden »ethischen Sozialismus«, der das »größtmögliche ›Glück‹ der größtmöglichen Zahl seiner Bürger« zum Ziel habe – das »Wesen des Staates« erfüllen. Die Charakteristika dieses »Staatssozialismus« definierte Curtius antimaterialistisch (»nicht Rentabilität, sondern Staatsgesinnung«), antipluralistisch (»nicht atomisierte Gesellschaft, sondern sittliche Organisation«), und kulturpessimistisch (»nicht ungeschichtliches Massenmenschentum, sondern nationale Schöpfung<sup>734</sup>«).

Curtius untermauerte hier ein in der Bildungselite weit verbreitetes Gesellschaftsbild, das von ei-

722 Jansen 2018, 25.

723 Trippe 1995, 23.

724 Trippe 1995, 23.

725 Trippe 1995, 24.

726 Thimme 1969, 15.

727 Trippe 1995, 26.

728 Trippe 1995, 56.

729 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

730 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

731 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

732 Thimme 1969, 16.

733 »Bei einer der Reichstagswahlen jener Jahre hatte ich in Offenburg eine Rede zu halten. Als ich dort ankam und durch das Städtchen ging, bemerkte ich zu meiner Erheiterung überall prangende Plakate der beiden Parteien etwa mit folgender Erklärung: »Der Dr. Curtius, der heute abend im Saal der Goldenen Gans spricht, ist nicht unser Curtius. Unser Curtius spricht im Saal der Brauerei zum Hasen!« Und umgekehrt. Später in Berlin lernte ich den Minister [Julius Curtius], [»als« fehlt im Original] einen weltoffenen, zugänglichen Rheinländer kennen.« Curtius, Welt (1950), 355.

734 Curtius 1920a.

nem tiefen Harmoniebedürfnis geprägt war. Jene anti-individualistischen »harmonistischen Sozialmodelle« waren allerdings nicht mit einer liberalen, egalitären und demokratischen modernen Gesellschaft vereinbar, weil innergesellschaftliche Interessenkonflikte gänzlich verdrängt wurden und die »Sucht nach innerer Einheit<sup>735</sup>« des Volks sich zu einer prinzipiellen Ablehnung moderner Vergesellschaftungsformen steigerte. Die Weimarer Demokratie erkannte innergesellschaftliche Konflikte an und institutionalisierte sie lediglich, während weite Teile der Bildungselite eine Art finale (Auf-)Lösung der Konflikte forderten und anstrebten<sup>736</sup>. Dieser Harmonismus und die Vorstellung eines Konflikte (auf)lösenden Staats ermöglichten Kategorisierungen wie »Fremder« oder »Sündenböcke«, was auch bei Curtius und dessen Äußerungen zu Juden zu beobachten ist, und erhielten dadurch eine ausgrenzende Dimension.

Bei gleichzeitiger Tendenz, sich der durch den Kriegsausgang geschaffenen Realität des neuen Weimarer Staates zu verweigern, wirkten auf Curtius und auf große Gruppen der Bildungselite jene autoritären Herrschaftsmethoden attraktiver, die gegenüber Minderheiten zur Herstellung jener »Harmonie« repressiv vorgingen<sup>737</sup>. Als die italienischen Faschisten 1922 auf Rom marschierten, verwirklichte sich für Curtius offenbar das Herbeigesehnte, noch dazu in seinem humanistischen Sehnsuchtsland Italien. Der dortige autoritäre Korporatismus bildete eine ideale Projektionsfläche für den in der deutschen Bildungselite herrschenden »Harmonismus«. Abgeleitet vom lateinischen Wort *corpus* für Körper, lag dieser politischen Theorie unter anderem die biologistische Auffassung zugrunde, dass eine Gesellschaft nur dann richtig funktionieren könne, wenn jedes ihrer Teile die ihm zugeordnete Funktion erfülle, ähnlich den Organen eines Organismus. Die Unterordnung des Einzelnen unter ein größeres Ganzes – unter »nationale Schöpfung« – war ein von Curtius immer wieder propagiertes politisches Ziel<sup>738</sup>, das er noch in seinen Lebenserinnerungen zur Arbeiterschaft darlegte. Nach einem Lernprozess kam er dort zu dem Schluss, dass die Arbeiterschaft nicht aus ihrer gesellschaftlichen Position heraus wolle, aber

auch nicht könne, sich also an dem ihr zugeordneten »richtigen« Ort in der Gesellschaft befände<sup>739</sup>.

Curtius teilte mit dem (linken) sozialistischen Lager letztlich die Auffassung, die »Massen« für die eigenen Ziele (paternalistisch) gewinnen zu können, und die Ablehnung von Liberalismus und Parlamentarismus, die durch ein neues »Konzept der Herrschaft<sup>740</sup>« zu ersetzen seien. Hinzu kam jedoch bei Curtius die Forderung nach staatlicher Autorität und einer hierarchischen Gesellschaftsordnung in Ablehnung der bestehenden Verfassungsordnung oder der herrschenden Elite sowohl im Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik<sup>741</sup>. Die Legitimation der eigenen Auffassungen speiste sich maßgeblich aus Bezugspunkten – dem Antikenideal sowie dem Neuhumanismus – die für die (alten) Konservativen keine oder nur eine nachgeordnete Rolle spielten<sup>742</sup>.

Auf die Freiburger Ortsgruppe der DNVP, deren zweiter Vorsitzender Curtius war, blickte er in seinen Lebenserinnerungen überwiegend abwertend zurück. Sie sei »weder zahlreich noch glänzend<sup>743</sup>« gewesen und habe als einziges Mitglied von »Rang« den Historiker Georg von Below (1858–1927) gehabt, dessen »sprödes, eckiges, eigensinniges« Wesen, so Curtius 1950, ihm zunächst »fremd« gewesen sei<sup>744</sup>. Gegenüber Stählin bezeichnete er von Below im Dezember 1918 als »verbissene alte Parteikratzbürste« wie »Müller-Meiningen<sup>745</sup> auf der anderen Seite« und fügte an, was »die alten Konservativen aus dem Zusammenbruch gelernt haben«, müsse »sich erst zeigen<sup>746</sup>.« Später habe er ihn aber »hochschätzen« gelernt aufgrund seines »Preußengeist[s]«, der ihn in Kombination mit »kategorischem Imperativ« und »Edelmannsgesinnung« selten »im Rechten und Wahren« habe irren lassen<sup>747</sup>. An diesen Aussagen zeigt sich die Heterogenität des diffus »nationalen« Milieus, das sich in der DNVP sammelte. Wie Curtius bereits während des Weltkriegs in Bezug auf die Alldeutschen deutlich gemacht hatte, sah er in den »alten« Konservativen eine Gruppierung, mit der keine zukunftsfähige Politik mehr möglich sei. Georg von Below lernte er zwar offenbar schätzen, sofern man seinen Lebenserinnerungen folgt, doch zählte er ihn ebenfalls dazu. Sich selbst betrachtete er hingegen als Anhänger einer »neuen geistig-konservativen

735 Jansen 2018, 24.

736 Jansen 2018, 24.

737 Jansen 2018, 25.

738 So auch Sünderhauf 2004, 273.

739 Curtius, Welt (1950), 400 ff.

740 Weißmann 1998, 95.

741 Weißmann 1998, 95.

742 Weißmann 1998, 96.

743 Curtius, Welt (1950), 353.

744 Curtius, Welt (1950), 353.

745 Ernst Müller-Meiningen (1866–1944), Politiker der Deutschen Demokratischen Partei.

746 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

747 Curtius, Welt (1950), 353.

Staats- und Lebensauffassung<sup>748</sup>«. Curtius ordnete sich dem »linken Flügel« der DNVP zu, was er nicht nur mehrfach in seinen Lebenserinnerungen betonte, sondern auch schon Anfang der 1920er Jahre gegenüber dem der DDP angehörenden Soziologen Alfred Weber (1868–1958)<sup>749</sup>.

In der DNVP fanden sich »neue« und »alte« Konservative aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten wieder, die ideologisch durch ihren Nationalismus und das Kriegerleben geeint waren. Eine Gruppierung innerhalb der DNVP, der Curtius sich zugehörig fühlte, nannte sich zeitgenössisch bereits »Tory-Demokraten<sup>750</sup>«, ebenso wie er sich selbst noch in seinen Lebenserinnerungen mehrfach bezeichnete<sup>751</sup>. Diese gehörten einer jüngeren Generation an<sup>752</sup>, waren geprägt durch einen romantisierenden Blick auf Preußen und die Jugendbewegung und traten für eine Erneuerung des Konservatismus aus sich selbst heraus ein. In diesen Kreisen wurde auf die Versöhnung von »Nation und Arbeiterschaft« im Sinne der Volksgemeinschaft sowie auf die Überwindung von Klassenstrukturen und politischen Friktionen<sup>753</sup>, kurz, auf das Ende von Pluralisierung und »Parteienstreit« gehofft. Curtius lieferte gegenüber Stählin einige Hinweise darauf, wie er sich die neue von ihm angestrebte »Staats- und Lebensauffassung« vorstelle oder aus welchen Elementen diese sich zusammenfügen solle. So nannte er etwa Personen, mit denen er in Kontakt treten wolle. Dazu gehörten die ehemaligen Mitglieder des Nationalsozialen Vereins Gottfried Traub (1869–1956) und Max Maurenbrecher (1874–1930).

Traub hatte im Weltkrieg einen ähnlichen Wandel wie Curtius vollzogen und war aus der Fortschrittlichen Volkspartei aus- und in die Deutsche Vaterlandspartei eingetreten, unmittelbar nach dem Krieg schließlich in die DNVP. Während des Kriegs verorteten Curtius und Traub die Ursachen der heraufziehenden Niederlage in denselben Bereichen: Enttäuschung und Kriegsmüdigkeit, so Traub, habe die Bevölkerung sich selbst zuzuschreiben. Das Volk sei zwar anfänglich kriegsbegeistert, sich über die wahre Bedeutung des Krieges aber nicht im Klaren

gewesen. Nun müsse dies nachgeholt werden<sup>754</sup>. In eine ähnliche Richtung ging Curtius' Kritik an der kriegsmüden deutschen Heimatfront. Vor allem die Anerziehung eines starken Nationalgefühls sei verpasst worden, was nun nachgeholt werden müsse.

Der Theologe Max Maurenbrecher war bereits kurz vor dem Ende des Nationalsozialen Vereins 1903 der SPD beigetreten und gehörte ihr bis 1913 an. Auch bei ihm ist eine politische Umorientierung vergleichbar mit der von Traub und Curtius festzustellen, weil er sich nach seinem Austritt aus der SPD völkischem Gedankengut zuwandte und etwa den zunehmend völkisch orientierten Eugen-Diederichs-Verlag betrieb. Der Kriegsausbruch war für Maurenbrecher eine Art Offenbarung und er verklärte ihn in völkischer Manier. 1917 fanden im Auftrag Eugen Diederichs und unter der Moderation Maurenbrechers die Lauensteiner Kulturtagungen am 30. Mai und am 29. Oktober statt. Auf der Tagung im Mai brach ein Streit zwischen Maurenbrecher und Max Weber aus, weil Weber Maurenbrechers ethnisches, auf imaginärer Abstammung beruhendes Bild der Nation nicht teilte und damit dessen quasi-religiöse Staatsauffassung rund um den Begriff der »Volksgemeinschaft« ablehnte<sup>755</sup>. Nach der Tagung kam es zum Bruch zwischen Maurenbrecher und Diederichs und ersterer trat der Vaterlandspartei bei. Nach Kriegsende saß er als Abgeordneter der DNVP im sächsischen Landtag<sup>756</sup>. Ähnlich wie Curtius war auch er der Auffassung, das Individuum könne nur in der Unterordnung unter ein »Volksganzes« seiner Bedeutung gerecht werden<sup>757</sup>.

Curtius wollte mit Traub und Maurenbrecher ein »neues konservatives Programm« ausarbeiten oder einen politischen Bund gründen, der die Ideen des 1891 verstorbenen Paul de Lagarde verbreiten sollte<sup>758</sup>. Dessen »Deutsche Schriften<sup>759</sup>«, die in der Erstauflage 1886 erschienen waren, stellen eine Sammlung von Texten dar, in denen er sich mit gesellschaftlichen, innen- und außenpolitischen und religiösen Fragen auseinandersetzte. Dieses Buch inszenierte Curtius als seine politische Leitlinie.

748 Curtius, Welt (1950), 353.

749 Demm 1999, 64.

750 T. Mergel, Das Scheitern des deutschen Tory-Konservatismus. Die Umformung der DNVP zu einer rechtsradikalen Partei 1928–1932, in: Historische Zeitschrift 276 (2003) 323–368.

751 Curtius, Welt (1950), 400.

752 Eine genaue Alterskohorte nennt Thomas Mergel nicht. Da Curtius aber die oben genannten Auffassungen teilte und ebenso wie die »jüngere Generation« die politischen Parteien für »äußerliche, mechanische Erscheinungen« hielt und auf eine »Versöhnung von Nation und Arbeiterschaft« drängte, kann er zu jener Generation gerechnet werden.

753 Mergel 2003, 329.

754 Henrichs 2001, 248.

755 Schwämmlein 2009, 24.

756 Baumgärtner 2005, 110.

757 Baumgärtner 2005, 116.

758 Curtius an Stählin 29.12.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (15).

759 De Lagarde, Paul: Deutsche Schriften. Hier wird die Fünfte Auflage 1920 benutzt. Die Erstauflage erschien 1886. Bei Curtius' »Entdeckung« des Buches 1989 befand es sich bereits in seiner dritten Auflage.

## 6.3 Paul de Lagarde<sup>760</sup>

Paul de Lagarde war Orientalist und Fachmann in der Septuaginta-Forschung<sup>761</sup>. Er hatte zeit seines Lebens mit dem preußischen Wissenschaftsbetrieb, seinem Karriereverlauf und seinen Lebensumständen im Allgemeinen gehadert. Seine tiefsitzende Verbitterung darüber hatte der ehrgeizige Wissenschaftler dabei in generische, extrem kulturpessimistische Aussagen zur Situation Deutschlands in der Bismarck-Ära münden lassen<sup>762</sup>. Dabei verharrten seine Texte nicht in bloßer Analyse. Vielmehr ergingen sie sich in hochtrabenden Forderungen nach tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderung, so z. B. in »Die Reorganisation des Adels<sup>763</sup>« oder in »Die Religion der Zukunft<sup>764</sup>«. Paul de Lagardes Denken und seine Ideen blieben weitgehend isoliert vom politischen Tagesgeschehen oder von Veränderungen seiner Zeit. De Lagardes Freunde sagten ihm offen, dass sie seine Ansichten für nicht politikfähig und realitätsfern hielten<sup>765</sup>. Dennoch brachten seine kulturpessimistischen Schriften es noch zu seinen Lebzeiten zu einer gewissen Popularität im nationalistischen Lager.

Curtius beschrieb in seinen Lebenserinnerungen die Entdeckung<sup>766</sup> der »Deutschen Schriften« in Rom dramatisch: »Es war eine laue Frühlingsnacht. Während aus der tief unterhalb des Tarpejischen Felsens gelegenen Gasse mit ihrem ärmlichen Volk die Rufe leidenschaftlicher Morraspieler durch das geöffnete Fenster heraufgellten und aus der Ferne der dumpfe, tiefe lang hingezogene Schlag der Uhrglocke der Peterskirche durch die Nacht zu mir drang, las ich bis in den Morgen das aufrüttelnde Buch, dem ich von da ab treu geblieben bin<sup>767</sup>.« In einem Artikel zu Paul de Lagarde beschrieb Curtius 1919 in ähnlicher Weise, wie er auf das Buch gestoßen sei, und verknüpfte seinen eigenen katholisch-römisch-humanistischen Hintergrund mit dem idealisierenden »Deutschtum« de Lagardes. In sein »nur ›ästhetisch gerechtfertigtes‹ Dasein« habe de Lagardes Schrift wie eine »eherne Predigt« hineingetönt, gleichsam als politisches Erweckungserlebnis, durch das sich implizit Curtius'

Existenz komplettierte, da er ab diesem Moment das »Deutschtum« de Lagardes in sein Selbstverständnis integrieren konnte. Was genau dieses »Deutschtum« allerdings bedeutete, verharrte sowohl bei Curtius als auch bei de Lagarde in Unschärfe. Dessen Schriften waren keine stringent aufgebauten Argumentationen, sondern verworren und sprunghaft formulierte Gedankenfäden, die zwischen der Behandlung von kleinsten Detailfragen auf der einen und grob skizzierten gesellschaftlichen Änderungsforderungen auf der anderen Seite nahtlos hin und her oszillierten.

Statt konkreter Handlungsanweisungen war es daher der Idealismus de Lagardes, den Curtius im Artikel von 1919 besonders hervorhob. De Lagarde sei »weniger ein Denker, als ein Erwecker, kein Politiker, aber ein politischer Erzieher«, er sei »widerspruchsvoll und unsystematisch«, aber »sein radikaler Idealismus« zerstöre »jeden Kompromiß und jedes Scheinwesen« und rühre »an das Innerste des wahrhaftigen Menschen.« Aus der »Totalität seiner Anschauungen von deutschem Leben und der Konsequenz seines sittlichen Individualismus heraus« werde »er einer der großen Erneuerer unserer Zeit. Seine mächtigste Wirkung« stehe »erst bevor<sup>768</sup>.« Auch Curtius war bewusst, dass de Lagardes Schriften nicht kohärent oder in sich schlüssig waren. Gerade diese inhaltliche Vagheit bot ihm allerdings die Möglichkeit, dessen Ideen als ideologische Projektionsfläche zu nutzen.

Den Idealismus de Lagardes nutzte Curtius als Brücke in eine idealisierte Vergangenheit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, aus der er eine typische bildungsbürgerlich-kulturpessimistische Kritik am vermeintlich nur noch von materialistischen Interessen geleiteten Staat ableitete. »Romantik und Hegelium bezeichnen doch die letzte Epoche, in der Deutschland das besaß, was man eine gemeinsame Kultur und Weltanschauung nennen kann, die Staat, Wissenschaft, Kunst und Ethik des einzelnen gleichmäßig umschloss<sup>769</sup>.« Danach, ab etwa 1850, sah Cur-

<sup>760</sup> Vgl. zu Paul de Lagarde auch F. Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland (Bern 1963).

<sup>761</sup> Die Septuaginta ist die älteste Komplettübersetzung des hebräischen Alten Testaments in die griechische Alltagssprache. Angefertigt wurde sie zwischen 250 v. Chr. und 100 n. Chr.

<sup>762</sup> Zum Werdegang Paul de Lagardes und zu den Ursprüngen seiner »schroffen Art«, die von »persönlichen Enttäuschungen« und »menschlicher Einsamkeit« geprägt waren, siehe Sieg 2007, 58.

<sup>763</sup> De Lagarde 1920, 307.

<sup>764</sup> De Lagarde 1920, 236.

<sup>765</sup> Sieg 2007, 58.

<sup>766</sup> In einem Artikel zu Paul de Lagarde von 1919 schrieb Curtius, Lagarde im Winter 1898 entdeckt zu haben. Curtius 1919d, 141.

<sup>767</sup> Curtius, Welt (1950), 175 f.

<sup>768</sup> Curtius 1919d, 146.

<sup>769</sup> Curtius 1919d, 145.

tius eine »Epoche« beginnen, die seither andauere und die er zu bekämpfen suchte. Hier beschrieb er in geradezu exemplarischer kulturpessimistischer Manier zwei der Hauptaspekte des weit verbreiteten diffusen Niedergangsgefühls des Bildungsbürgertums<sup>770</sup>. So sei die »Einheit« der Wissenschaften in dieser Zeit und damit »überhaupt geistiger Kultur« zerstört worden, weil die Philosophie ihren »Primat« gegenüber den Naturwissenschaften verloren habe. Damit reproduzierte Curtius den klassischen Topos der »Kultur«, die sich gegenüber Mechanisierung und Technisierung – hier verkörpert durch die Naturwissenschaften – auf dem Rückzug befände<sup>771</sup>. Eine gesellschaftliche Führungsrolle sei von den Naturwissenschaften jedoch nicht auszufüllen. Daraus folgend habe sich die Kultur von der Staatsidee entfernt: Bismarck habe die Probleme der »deutschen Macht und Einheit« aus seiner Persönlichkeit heraus gelöst, nicht aber auf die »geistigen Bedürfnisse« der Nation gehört. Außerdem habe sich die »Wirtschaft« und die »soziale Persönlichkeit« vom Staat gelöst.

Die Schuld an jener diffusen Entwicklung, die zur »geistigen Kulturlosigkeit« der Bismarck-Ära geführt habe, gab Curtius den Liberalen und folgte damit de Lagarde. »Die widerwärtigen Häuserquartiere der in den 70er und 80er Jahren aufblühenden deutschen Städte«, so Curtius, »haben nicht die Konservativen gebaut, sondern ihre liberalen Gegner, die Herrscher in den Stadtparlamenten<sup>772</sup>.« Die Verachtung der Liberalen dürfte eine der Hauptinspirationen gewesen sein, die Curtius nach dem Weltkrieg und den Wirren der Revolution aus den »Deutschen Schriften« bezog. De Lagardes zutiefst verbitterte Überzeugung, die Liberalen schwiegen sein wissenschaftliches Werk tot und suchten seine Karriere aktiv zu verhindern, übersteigerte er in die Ansicht, sie seien das Hauptübel des geeinten Deutschlands. Er sah in den Liberalen den Inbegriff verantwortungslosen Lebens, denn durch sie sei der Zusammenhalt der Nation zerstört worden und durch sie strebe man in den Wissenschaften nur noch nach reiner Wissensanhäufung, nicht mehr aber nach historischer Sinnstiftung<sup>773</sup>. Gerade die Vorstellung des zerstörten Zusammenhaltes des deutschen Volkes tauchte bei Curtius ebenfalls immer wieder auf, kulminierend in seinen Ansichten zur Friedensresolution 1917 und der Niederlage 1918. Das Bild der »reinen Wissensanhäufung« übernahm

Curtius vollständig und führte aus, dass »fleißige Wissenschaft ohne Ziel der Erkenntnis« betrieben werde<sup>774</sup>. De Lagarde verachtete die Liberalen des Kaiserreichs auch deswegen, weil sie nur »formal« Liberale seien. In seiner Auffassung vereine der »wirkliche Staatsmann« sowohl konservative Eigenschaften, um »die lebendigen Kräfte einer Nation« bewahren zu können, als auch liberale Eigenschaften. Liberal sei, so de Lagarde vage, wer darüber wache, dass die »Produkte des Lebens« der Nation nicht mit der »Lebenskraft« gleichgesetzt werde, durch die die Nation »ins Dasein gerufen« worden sei<sup>775</sup>.

In seiner Rezension kam Curtius auch auf seinen ehemaligen politischen Mentor Friedrich Naumann<sup>776</sup> zu sprechen. Dieser habe mit seinem Nationalsozialen Verein schon einmal versucht, die »politische innere Misere Deutschlands durch eine neue idealistische Bewegung zu heilen«, ohne sich jedoch auf de Lagardes Ideen bezogen zu haben. Das sei zwar gescheitert, aber viele von Naumanns Anhängern seien durch de Lagarde zu ihm gelangt<sup>777</sup>. Curtius' Text wirkt wie eine Abrechnung mit Naumann über die Meinungsverschiedenheiten und unterschiedlichen Positionen, die sie im Weltkrieg bezogen hatten<sup>778</sup>, denn die Formulierungen sind ungewöhnlich scharf. Naumann sei damals durch »Mangel tieferer philosophisch-historischer Bildung« einer »materialistischen Geschichtsauffassung« »widerstandslos« erlegen und seine »im Grunde weiche Natur« habe »den Lockungen des politischen Opportunismus nicht widerstehen« können<sup>779</sup>. Naumann diene Curtius hier als Beispiel für die »bloße Wissensanhäufung« der Wissenschaften ohne »historische Sinnstiftung« und er sei genau diesem fehlenden »Sinn« zum Opfer gefallen. In der Auseinandersetzung mit Friedrich Naumann finden sich die von ihm am häufigsten genutzten Kritikpunkte an Personen und Gruppierungen: »Ungeistigkeit«, gepaart mit dem Gegensatz zwischen »Zivilisation« (bzw. hier »Materialismus«) und »Kultur«, dazu der »politische Opportunismus«, der eine Kritik am Parteiensystem und am politischen »Kompromiss« darstellt. Die auch von Naumann begründeten, in den Augen Curtius' richtigen Anfänge seien dadurch »versandet« und in einer Demokratie aufgegangen. Der »weichen Natur« Naumanns stand implizit eine harte Haltung von Curtius gegenüber, die den »Lockungen« eines »Zeitgeistes« standhielt. Der

770 Weißmann 1998, 50 f.

771 Und der auch bei Lagarde zu finden ist: Sieg 2007, 205.

772 Curtius 1919d, 145.

773 Sieg 2007, 206.

774 Curtius 1919d, 145.

775 De Lagarde 1920, 14 f.

776 Naumann starb am 24. August 1919. Ob dieser Text vor oder nach seinem Tod erschien, ist nicht bekannt.

777 Curtius 1919d, 150.

778 Es sei hier an den Briefwechsel von 1915 erinnert.

779 Curtius 1919d, 150.

»Kompromiss« wurde von Curtius immer wieder als negativ konnotierter politischer Kampfbegriff herangezogen und stand für die Abkehr von eigenen Überzeugungen. Selbst kleinstes Entgegenkommen bedeutete für ihn eine vollständige Aufgabe der eigenen Position. Auch hier folgte er de Lagarde, der pointiert feststellte, niemals »Aussichten und Rücksichten« die Oberhand über »Einsichten« gewinnen lassen zu wollen<sup>780</sup>.

Wieder zu den lagardeschen Ideen zurückkehrend, kam Curtius in seiner Rezension auf die »Mitteleuropa«-Vision zu sprechen, die schon einmal während des Weltkriegs gegenüber Otto Stählin angeklungen war. Wenn es bei de Lagarde um »Mitteleuropa« gehe, so habe dieser das Ziel, »Rußland vom Schwarzen Meere und damit von den Südslawen« abzutrennen, um dem deutschen »Bauernvolk« »im Osten einen breiten Raum« zu ermöglichen<sup>781</sup>. De Lagarde habe einen großen Krieg geweissagt, der »Mitteleuropa« herbeiführen werde. Curtius deutete 1919 den Ersten Weltkrieg dementsprechend, dieser habe jedoch keine »Lösung« der »Mitteleuropa«-Frage gebracht. Zuversichtlich blickte Curtius aber in die Zukunft: »Wenn wir nur wollen, wird trotz aller Sklavenketten, die wir heute tragen, der großdeutsche Gedanke siegen und die notwendige Ordnung »Mitteleuropas« herstellen, die in der Geographie Europas und im kulturellen Primat Deutschlands begründet liegt<sup>782</sup>.« Indem Curtius hier ein de Lagarde-Zitat vom »breiten Raum« für deutsche »Kolonisation« übernahm und dann selbst die Ordnung »Mitteleuropas« u. a. geographisch begründete, sprach er sich letztlich auch für Gebietserweiterungen im Osten aus. Wichtiger war für Curtius aber der »kulturelle Primat« Deutschlands im zukünftigen Europa, der eine Voraussetzung dafür sei, dass Deutschland »seine Rolle auch als leitender Staat im Herzen unseres Weltteils<sup>783</sup>« übernehmen könne. Um dieses Ziel zu erreichen, bedürfe es einer geistigen Führungsschicht, die de Lagarde seinerzeit nicht erkannte und die auch Curtius mit Blick auf die damalige deutsche Gesellschaft 1919 nicht sah. Zitierend ließ Curtius de Lagarde auch für die Situation nach dem Ersten Weltkrieg sprechen. Es fehle an »Männern«, »innerlich mächtigen Menschen«, die zu »Personen, zu Charakteren« erzogen werden, um jenen »kulturellen Primat« zu erreichen. Damit unterstrich Curtius noch

einmal die Wichtigkeit sinnstiftender Geisteswissenschaften und geistiger Erziehung. Mit der Feststellung, die Worte de Lagardes würden wie »Keulenschläge auf die Gegenwart« wirken, verband Curtius die harsche Kritik de Lagardes am »inhaltsleeren« – und zudem noch mit »den Juden« im Bunde stehenden – Liberalismus mit der Gegenwart des Jahres 1919 und unterstrich deren Aktualität.

Curtius ließ in der Rezension seine Leserschaft hoffen, dass die »innere Wandlung« Deutschlands im Sinne de Lagardes bereits um 1900 eingesetzt habe, und postulierte, dass die »heldenhafte Armee« von einem »reineren, geistigeren, inneren Deutschland« gestützt worden wäre, wäre der Krieg »nur zehn Jahre später gekommen«. In dieser Hoffnung dürfe man sich durch »die gegenwärtige Pöbelherrschaft der Phrase und des politischen Strebertums, der Parteikompromisse und der Verlegenheitsregierung, die Zersetzung von Kinovergiftung und Schiebertum und jüdische Herrschsucht« nicht beirren lassen. All das, so hoffte Curtius, müsse von den »Keulenschlägen« de Lagardes zerschmettert werden. Dieser radikal formulierte letzte Abschnitt greift noch einmal exemplarisch alle Hypothesen auf, mit denen die Weimarer Republik zu kämpfen hatte. Hier finden sich alle Vorurteile und alle Dispositionen, mit der das antirepublikanische, antidemokratische, antimoderne, antiliberale und nicht zuletzt antisemitische Bürgertum der neuen Staatsform gegenüberstand. Solche Positionen waren es letztlich, die weite Teile des Bürgertums den Weg zum Schicksalsjahr 1933 mit einer gewissen Gleichgültigkeit beschreiten ließen.

Vor allem das nationalistische Lager verweigerte sich der Anerkennung der durch den Kriegsausgang geschaffenen Realität nachhaltig<sup>784</sup> und trat die »Flucht in den Mythos<sup>785</sup>« an. Durch seinen Bezug auf Paul de Lagarde wird bei Curtius jene »Flucht« besonders deutlich. Er selbst merkte an, dass de Lagarde eine Vision Deutschlands vertrete, die idealistisch sei und so nie existiert habe. Sie stehe aber als »sittliche Forderung« im Raum, der man als Deutscher zu folgen habe<sup>786</sup>. Die Fronterfahrung, für Curtius speziell die Jahre von 1914 bis 1916, wurde ein zentraler Aspekt dieses Mythos. Sie wirkte als »Katalysator tiefgreifender Umwälzungen in der bürgerlichen Vergesellschaftung<sup>787</sup>«. Die Verklärung des Fronteinsatz-

780 De Lagarde 1920, 5.

781 Curtius 1919d, 150.

782 Curtius 1919d, 150.

783 Alles Folgende aus Curtius 1919d, 151.

784 Ziemann 2013, 159.

785 A. Thimme, Flucht in den Mythos. Die Deutschnationale Volkspartei und die Niederlage von 1918 (Göttingen 1969).

786 Curtius 1919d, 151.

787 Ziemann 2013, 159.

zes führte zu einer Legitimation von Wehrhaftigkeit und einem »Kult der Gewalt«, die zu der Übertragung des Freund-Feind-Schemas auf die Innenpolitik beitrug. Zentrales Beispiel dafür war die Dolchstoßlegende, die Juden, Liberale und Sozialdemokraten für die Niederlage verantwortlich machte und als Feinde brandmarkte<sup>788</sup>.

Diverse Faktoren, etwa steigende Scheidungs- und Kriminalitätsraten, ließen in Deutschland nach 1918 einen Diskurs entstehen, in dem moralische Zerfallserscheinungen in der Bevölkerung kritisiert wurden<sup>789</sup>. Das Bedürfnis der Bevölkerung, in ein ziviles »Wohlleben<sup>790</sup>« zurückzukehren und sich Freizeitvergnügungen, wie etwa der »Kinovergiftung<sup>791</sup>«, hinzugeben, wurde von ihm als materialistische Genußsucht dargestellt, die mit der ernsten Lage des Landes nach dem Zusammenbruch unvereinbar sei<sup>792</sup>. In diesen Feststellungen von Curtius spiegelte

sich am ehesten der Vorwurf de Lagardes an den Liberalismus, er sei inhaltsleer und materialistisch.

Was letztlich von de Lagardes Schriften und deren Auslegung durch Curtius bleibt, ist Unschärfe. De Lagardes vage »Deutschtumsmetaphysik<sup>793</sup>«, die Schlüsselbegriffe wie »Volk«, »Nation« oder »Deutschtum« niemals klärte, ermöglichte es Curtius, seine eigenen Interpretationen aus den Schriften zu ziehen, die jedoch keineswegs originell waren, sondern weit verbreitet im kulturpessimistischen Bürgertum. Durch die vielfältigen Projektionsmöglichkeiten war de Lagarde ideologisch anschlussfähig und seine Schriften dienten als Blaupause typischer kulturpessimistischer Positionen. Je nach Bedarf konnte Curtius die Feindbilder des Liberalismus, des Judentums, oder beide kombiniert, pflegen und sich dabei auf de Lagarde berufen<sup>794</sup>.

## 6.4 Curtius als Vertreter des »Dritten Humanismus«

Erstmals prägte Eduard Spranger (1882–1963) 1921 den Begriff des »Dritten Humanismus« in einem Vortrag. Er beschrieb damit eine von ihm festgestellte Strömung in den Geisteswissenschaften, die durch Rückbesinnung auf das antike Menschenbild und seine »neuzeitlichen Renaissancen<sup>795</sup>« die als negativ empfundene Gegenwart zu erneuern suchte. Bei dem Begriff handelte es sich – ähnlich wie bei den von Curtius hochgehaltenen Schriften von Paul de Lagarde – vor allem um eine Projektionsfläche für die eigenen, vage am Ideal der Antike und damit verknüpft auch an der Zeit des Neuhumanismus orientierten Erneuerungsbestrebungen<sup>796</sup>. Konkret bedeutete dies bei Curtius zum einen die Ableitung politischer Implikationen aus dem antiken Menschenbild bzw. aus der Eigeninterpretation dessen und zum anderen eine Verschmelzung von wissenschaftlicher und politischer Sphäre.

Wie bei Curtius zu beobachten ist, rückte der Ausbruch des Ersten Weltkriegs (und die damit einhergehende Euphorie) Ideologien der »Gemeinschaft« in

den Fokus der Bildungseliten. Das idealisierte »Griechentum« diente seit dem Siegeszug des Historismus Ende des 19. Jahrhunderts als Vorbild für neue Staats- und Gesellschaftsauffassungen<sup>797</sup>. Die griechische Polis stand in diesen Denkströmungen für die harmonische und integrative »Volksgemeinschaft«, aus der das Potenzial erwuchs, alle Kräfte einer Gesellschaft auf den Staat als Zentrum des Kollektivs zu bündeln. Die Bündelung der Kräfte habe den Effekt, die politische und kulturelle Wirkmacht des Staates zu potenzieren<sup>798</sup>. Mögen solche Denkströmungen bereits in der Vorkriegszeit vorhanden gewesen sein, sogar schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts<sup>799</sup>, so erlebten sie in den Jahren von 1914 bis 1916 einen vorläufigen Kulminationspunkt und nach der Niederlage 1918 einen umso tieferen Fall. Für die Vertreter des »Dritten Humanismus« diente die griechische Polis als Vorbild und deren Gemeinschafts- und Staatswesen wurde vereinfacht und ausschnittshaft rezipiert. Aspekte, die nicht zu den Vorstellungen der Anhänger des »Dritten Humanismus« über die »Volksgemein-

<sup>788</sup> Ziemann 2013, 159.

<sup>789</sup> Ziemann 2013, 163.

<sup>790</sup> Curtius an Stählin 14.10.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (14).

<sup>791</sup> Curtius 1919d, 151.

<sup>792</sup> Ziemann 2013, 47.

<sup>793</sup> Sieg 2007, 212.

<sup>794</sup> Sieg 2007, 212.

<sup>795</sup> Stiewe 2011, 4.

<sup>796</sup> Stiewe 2011, 5.

<sup>797</sup> Stiewe 2011, 209.

<sup>798</sup> Stiewe 2011, 229.

<sup>799</sup> Also der Zeit des Neuhumanismus, auf den sich der »Dritte Humanismus« ebenso bezog.

schaft« passen wollten, wurden außen vor gelassen<sup>800</sup>. Vor allem bei der kulturellen Wirkmacht setzte Curtius an: »Nicht Rentabilität, sondern Staatsgesinnung ist das Ziel, nicht atomisierte Gesellschaft, sondern sittliche Organisation, nicht ungeschichtliches Massenmenschentum, sondern nationale Schöpfung<sup>801</sup>«. Eine »ethische Negation« von Kultur durch die »atomisierte Gesellschaft« wolle er nicht<sup>802</sup>. Als Gegenbewegung zur Modernisierung fand eine Suche nach »wertbeständigen und hierarchischen Organisationsformen der Kultur, der Gesellschaft und der Politik« unter Rückgriff auf die »klassische Form und die ihr angelagerten ästhetischen und moralischen Wertmaßstäbe statt<sup>803</sup>.«

Die griechische Kunst verkörperte diesen Rückgriff durch die ihr zugeschriebenen »elementaren« und »ewigen« Werte, die den modernen »gespaltenen Menschen« und die »zerbrochene Kultur« regenerieren sollten<sup>804</sup>. Damit einher ging eine Aufwertung Johann Joachim Winckelmanns<sup>805</sup>, über den auch Curtius forschte<sup>806</sup>. Winckelmann lieferte den Brückenschlag zwischen antiken Idealen und der spezifisch deutschen Dimension des »Dritten Humanismus« für das seit der Reichsgründung bis weit ins frühe 20. Jahrhundert um nationale Identität ringende »verspätete<sup>807</sup>« Deutschland.

Einer der führenden Vertreter des »Dritten Humanismus« war der Altphilologe Werner Jaeger (1888–1961)<sup>808</sup>. Auch er suchte durch den Rekurs auf das antike Menschenbild dem »Sinnvakuum« der technisierten, materialistischen Gegenwart etwas entgegenzusetzen. Jaeger reklamierte für sich, den »Dritten Humanismus« als »Bewegung innerhalb der Wissenschaft« initiiert zu haben. Sein Ziel war es, die »unvergänglichen erzieherischen und ethischen

Kräfte der Antike« freizulegen und auf deren Fundament eine kollektivistische Weltanschauung zu begründen<sup>809</sup>.

Curtius und der vierzehn Jahre jüngere Jaeger dürften spätestens seit Beginn der 1920er Jahre in Kontakt gestanden und einander beeinflusst haben<sup>810</sup>. Im Jahre 1924 stand es auf Betreiben von Curtius sogar zur Debatte, Jaeger auf einen Lehrstuhl nach Heidelberg zu holen<sup>811</sup>. Jaeger befasste sich in seinem zweibändigen Werk »Paideia«, das Ende der 1930er Jahre erschien und eines der Hauptwerke des »Dritten Humanismus« darstellte, unter anderem mit der Übertragung griechischer Erziehungsideale auf die Gegenwart. In der griechischen Erziehung sahen die Vertreter des Dritten Humanismus die Formung des Individuums zu einem »zoon politikon«, das eine »Staatsgesinnung von einzigartiger Großartigkeit<sup>812</sup>« aufweise.

Der Staat müsse zum Lebensinhalt des Individuums werden. Nur durch die Bereitschaft jedes einzelnen Gliedes der »Volksgemeinschaft«, am »Staat« mitzuarbeiten, könne wahre Gemeinschaft entstehen<sup>813</sup>. An eine Jugendgruppe gerichtet, sprach Curtius 1921 zusammenfassend von den deutschen »Treueverhältnissen«, welche »auf einer besonderen seelischen Grundlage« beruhen, »die im Dienstbegriffe unserer Armee ihren letzten, modernsten Ausdruck bekommen« habe. »Dienst, das ist die Treue, einer Sache, einer Aufgabe, einer Arbeit, einem Menschen gegenüber aus der inneren sittlichen Ergebenheit heraus, der freiwilligen Unterordnung unter das höhere Ganze<sup>814</sup>.« Eine Unterordnung, wie die Vertreter des »Dritten Humanismus« sie in der griechischen Polis gefunden zu haben glaubten. In der freiwilligen Unterordnung unter ein höheres Ganzes sah Curtius eine

**800** Wie etwa die heillose Zerstrittenheit und Konkurrenz der Stadtstaaten untereinander. Die Zersplitterung in Kleinststaaten ist jedoch auch eine Parallele, die zwischen Deutschland und dem antiken Griechenland gezogen wurde. Stiewe 2011, 228 f.

**801** Curtius 1920a.

**802** Curtius 1920a.

**803** Sünderhauf 2004, 55.

**804** Sünderhauf 2004, 55.

**805** Sünderhauf 2004, 55.

**806** Exemplarisch: L. Curtius, Winckelmann und unser Jahrhundert. Vortrag zur Winckelmannsfeier des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1929, *Die Antike* 6 (1930) 93–126; L. Curtius, Johann Joachim Winckelmann 1717–1768, in: W. Andreas – W. von Scholz (Hrsg.), *Die großen Deutschen (Neue deutsche Biographie)* (Berlin 1937) 98–109; L. Curtius, Winckelmann und seine Nachfolge (Wien 1941), Vorträge Kaiser Wilhelm Institut für Kulturwissenschaft, 1. Reihe, H. 30. Für Curtius war Winckelmann »der erste deutsche Gelehrte im modernen Sinne des Wortes, der Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft, nicht bloß der Kunstgeschichte und der Archäologie« und

darüber hinaus »ein Schwärmer besonderer Art«, der halb »gelehrt nüchtern« und halb »religiöser Hymnendichter« gewesen sei. Curtius 1927b, 4.

**807** Sünderhauf 2004, 55.

**808** Zu Jaeger siehe auch B. Näf, Werner Jaeger, der Dritte Humanismus und Italien, in: A. Albrecht – L. Danneberg – S. De Angelis (Hrsg.), *Die akademische ›Achse Berlin-Rom? Der wissenschaftlich-kulturelle Austausch zwischen Italien und Deutschland 1920–1945* (Berlin 2017) 203–227.

**809** Stiewe 2011, 5.

**810** So veröffentlichte Curtius den Aufsatz »Die Aphrodite von Kyrene« gleich in der ersten Ausgabe der von Jaeger gegründeten Zeitschrift »Die Antike«. L. Curtius, Die Aphrodite von Kyrene, in: *Die Antike* I (1925) 36–60.

**811** Jaeger an Curtius 14.07.1924, GNM DKA, NL Curtius, Ludwig I, C-155, Werner Jaeger.

**812** Stiewe 2011, 231.

**813** Stiewe 2011, 227.

**814** L. Curtius, Ansprache an eine deutschnationale Jugendgruppe, in: *Deutsche Zukunft* 15 (Februar 1921).

»moralische Freiheit« des Individuums. In einem Aufsatz mit dem Titel »Archaischer Stil<sup>815</sup>« legte er seine Interpretation des Begriffes »Proportion« dar. Er sah darin die Beziehung der menschlichen Figur zu einem »architektonischen Ganzen«. Dieser Beziehung setzte er einen moralischen und politischen Sinn zu, der das Verhältnis des Individuums zur

staatlichen Gemeinschaft klärte. Die »freie Persönlichkeit« besitze in der Gemeinschaft ein »heroisch gebundenes Schicksal<sup>816</sup>« und erst dadurch erhalte die Existenz des Individuums ihren Sinn. An diesem Beispiel wird deutlich, wie nah sich Vertreter des »Dritten Humanismus« an einer Dienstbarmachung durch autoritäre Ideologien befanden<sup>817</sup>.

## 6.5 Im intellektuellen Zentrum – Curtius als Professor in Heidelberg

Am 1. Mai 1920 wechselte Curtius von Freiburg an die ebenfalls badische Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg. Dort bezog er eine Wohnung im Palais Weimar, in dem sich auch das von Alfred Weber geleitete Institut für Staats- und Sozialwissenschaften befand<sup>818</sup>. Heidelberg – das »Weltdorf«, wie die Juristin und Frauenrechtlerin Camilla Jellinek (1860–1940) die Stadt am Neckar bezeichnete – galt Anfang des 20. Jahrhunderts als intellektuelles Brennglas Deutschlands. Ein intellektuelles Brennglas aber, das trotz relativer Liberalität in der Zwischenkriegszeit die Geister des vergangenen Kriegs nicht vertreiben konnte. Die Entscheidung, von Freiburg nach Heidelberg überzusiedeln, habe er, so Curtius in seinen Lebenserinnerungen, auf besonderes Betreiben des Philologen Franz Boll (1867–1924) getroffen. Dieser habe ihn im Sommer 1919 mehrfach in Freiburg besucht und informiert, dass er einen Ruf nach Heidelberg erhalten werde und es seine Pflicht sei, diesen anzunehmen<sup>819</sup>, denn andernfalls drohe der Heidelberger Fakultät »bei ihrem unbestreitbaren geistigen Reichtum« die »Gefahr der inneren Auflösung«. Sie stehe zu sehr »jeder Strömung des Zeitgeistes« offen, sodass sie ihre traditionelle »klassisch-romantische« Linie zu verlieren drohe. Bei der Neubesetzung der Professur komme es also darauf an, die Fakultät gegen »feindliche moderne Tendenzen« zu stärken. Curtius inszenierte die Annahme des Rufes, gegen den er sich anfangs zu sträuben schien, als politische Mission und als Verteidigung gegen jene »modernen«

– also liberal-demokratischen – »Tendenzen« eines herrschenden »Zeitgeistes«.

Demgegenüber kann allerdings nur schwer davon gesprochen werden, dass die Universität Heidelberg sich »modernen Tendenzen« im Sinne einer liberalen Sympathie für die Weimarer Republik vollständig »unterworfen« habe, auch wenn sie im Vergleich zu anderen Hochschulen durchaus liberaler geprägt war. Aus den politischen Schriften der Heidelberger Hochschullehrer in den Zwischenkriegsjahren ergibt sich ein Bild, das dem von Boll gefürchteten »Zeitgeist« genau entgegenschlägt, denn die Mehrheit der Professoren stufte sich selbst als konservativ oder gar faschistisch ein und wandte sich damit also gegen die Republik und gegen jenen »Zeitgeist«, vor dem Boll warnte. Nur etwa halb so viele verstanden sich selbst als liberal oder sozialistisch<sup>820</sup>.

Geht man davon aus, dass die Ereignisse sich in ähnlicher Weise zutragen, wie Curtius sie schilderte, so zeigen sich hier auch erneut die von den Hochschullehrern größtenteils negativ gesehenen Umwälzungs- und Transformationsprozesse der unmittelbaren Nachkriegszeit, von denen die Normalisierung der gesellschaftlichen Stellung der Professoren nur einer war.

Im Mai 1921 veröffentlichte Curtius in der Zeitschrift »Deutschlands Erneuerung« einen Artikel mit dem Titel »Professor und Student«. Dieser hauptsächlich hochschulpolitisch orientierte Beitrag liefert einen Einblick in die Vorstellungswelt der deutschen

<sup>815</sup> L. Curtius, Archaischer Stil, in: *Genius* 3 (1921), 229–237.

<sup>816</sup> Sünderhauf 2004, 273.

<sup>817</sup> Sünderhauf spricht von einer »autoritativen Reformulierung« des Freiheitsbegriffes. Sünderhauf 2004, 274.

<sup>818</sup> Diebner – Jansen 2016, 90.

<sup>819</sup> Folgende Zitate aus Curtius, *Welt* (1950), 357.

<sup>820</sup> Dies geht aus der Untersuchung Jansen 1992 hervor. Bei den erhobenen Daten gilt es zu beachten, dass Professoren auch in mehreren Kategorien vorhanden sein können. Dass mehr als doppelt so viele Professoren sich als faschistisch oder konservativ ausgaben, macht das Ergebnis aussagekräftig.

Professoren. Das Verhältnis zwischen Professor und Student, so Curtius, sei so viel mehr, als es auf den ersten Blick den Anschein habe. Es gehe weit über eine rein intellektuelle Weitergabe von Fachwissen im Hörsaal hinaus und solle diesen verlassen und »in das gesamte Leben der Nation übergreifen<sup>821</sup>.« Zum einen spiegelte sich hier die Überzeugung der Hochschulprofessoren wider, einem »allgemeinen Stand« anzugehören, der durch seine wissenschaftliche Qualifikation dazu befähigt sei, das »öffentliche Gewissen« des Volkes zu sein, und damit Anspruch auf Allgemeingültigkeit der eigenen Wertvorstellungen erhob<sup>822</sup>. Zum anderen, und das war das Hauptanliegen dieses Beitrags, fürchteten die Professoren kaum etwas mehr als eine »Säkularisierung« im Sinne einer Normalisierung ihrer gesellschaftlichen Stellung. Curtius sprach etwa die finanzielle Lage der Studierenden und der Professoren an. Nicht »nur der Student« sei »arm, sondern auch der größte Teil der Professoren und die Teuerkeit der Bücher, die Schwierigkeit des kostspieligen Experiments, die Unmöglichkeit der Forschungsreisen« würden »den einen Teil wie den anderen« drücken<sup>823</sup>. Alfred Weber, der Bruder Max Webers, hielt 1923 einen Vortrag, der in dieselbe Kerbe schlug. In »Die Not der geistigen Arbeiter« diagnostizierte auch er finanzielle Probleme der Hochschulangehörigen auf beiden Seiten des Lehrpults<sup>824</sup>. Ebenso wie Curtius verwies Weber auf einen drastischen Rückgang der Ausgaben im Kultursektor. Er führte die Armut von Professoren und Studierenden vor allem auf die Geldentwertung Anfang der 1920er Jahre zurück und gab an, dass die Entlohnung der akademischen Kreise nicht mit der anderer Schichten Schritt gehalten habe<sup>825</sup>. Der Kaufkraftverlust fiel jedoch hauptsächlich in die Kriegszeit, also noch unter das alte Herrschaftssystem und war darüber hinaus oftmals selbstverschuldet. Die Opferbereitschaft für die »nationale Sache« im Krieg hatte die Professoren ihr Geld in letztlich wertlose Krieganleihen investieren lassen<sup>826</sup>. Neben der wirtschaftlichen Dimension beklagte Weber mit seinem Artikel den Verlust der bürgerlichen Vorrangstellung. Aus einem bisher privilegierten Stand war eine marktabhängige Gruppe staatlicher Beamter geworden<sup>827</sup>.

Das Empfinden von sozialem Abstieg, Marginalisierung und Benachteiligung brachten die Professoren mit der Republik in Verbindung, die fortan als »akademikerfeindlich« galt. Die finanziell angespannte Lage lieferte denjenigen Professoren, die ohnehin antidemokratisch und antirepublikanisch eingestellt waren, darüber hinaus noch ein vergleichsweise rationales Argument gegen die Weimarer Republik<sup>828</sup>. Curtius glaubte zudem, eine »Krisis der Wissenschaft<sup>829</sup>« zu erkennen, die über den Umwälzungen und Verwerfungen durch die finanzielle Situation schwebte. Es herrsche, so Curtius, eine Mentalität, die diese krisenhaften Umstände hervorrufe. »Es ist jenes, das man allgemein als das der »Krisis der Wissenschaft« bezeichne, »aus der das Ungenügen des Wissenschaftsbetriebs der Universitäten und die Notwendigkeit ihrer Reform gefolgert« werde, »oder mit anderen Worten: die Zeit, deren jugendlicher geistiger Träger der Student ist«, fordere »oder glaubt von den Universitäten etwas fordern zu müssen, was diese nicht leisten<sup>830</sup>.« Curtius lastete hier den Vertretern der Republik an, dass sie falsche Schlüsse zögen, denn aus den finanziellen Problemen der Professoren und Studierenden würden sie Reformbedarf der Universität ableiten, obwohl doch die »Krisis« erst durch die Reformen, die »Säkularisierung«, hervorgerufen worden sei.

Die Hochschullehrer fürchteten also insbesondere die Prozesse, die die gesellschaftliche Stellung des deutschen Professors nivellierten und die den Wandel vom »einsamen Gelehrten« zum normalen Staatsbeamten mit ein paar Sonderrechten beschleunigten<sup>831</sup>. Im demokratisch-republikanischen Spektrum der Weimarer Republik stellte die Reform des Erziehungswesens einen wichtigen Teil der Bemühungen um eine demokratischere Gesellschaft dar. Die Resentiments in diesen Kreisen gegenüber der Bildungselite waren besonders stark, da sie als »Herrscherkaste« der alten monarchistischen Bürokratie galt<sup>832</sup>.

Im Zuge dessen wurde etwa die Regelemeritierung eingeführt, die im Rahmen des allgemeinen Beamtenrechts fortan auf die Professoren angewandt werden sollte. Der Universitätslehrkörper ging beinahe zur Gänze in die Opposition gegen diese Rege-

821 Curtius 1921c, 651.

822 Jansen 2018, 21.

823 Curtius 1921c, 651.

824 A. Weber 1923

825 Jansen 2004, 170.

826 Jansen 2004, 171.

827 Schulz 2005, 29.

828 Jansen 2004, 170 f.

829 Curtius 1921c, 651.

830 Curtius 1921c, 651.

831 Jansen 2004, 172.

832 Ringer 1983, 186.

lung, was wiederum den Widerstand gegen die Republik befeuerte, der man erneut »Akademikerfeindlichkeit« vorwarf. Wer emeritiert war, durfte zwar weiter Lehrveranstaltungen halten, verlor jedoch seine akademischen Rechte, was vor allem beim Prüfungsrecht finanziell zu Buche schlug: Weniger Studierende besuchten die Lehrveranstaltungen des emeritierten Professors, wodurch Einnahmen aus Kolleggeldern sowie Prüfungsgebühren wegfielen<sup>833</sup>. Auch Curtius zeigte sich empört über jene Neuregelungen, argumentierte jedoch auf der »geistigen« Ebene. »Auch hier« habe »die mechanistische Demokratie so leichtfertig geurteilt wie immer. Als ob das Temperament des Denkers immer an sein Lebensalter gebunden und die Forscherweisheit einer ganzen Gelehrtergeneration mit einem bürokratischen Federstrich zu ersetzen wäre<sup>834</sup>!« Wieder sah er die politischen Parteien – Verkörperung von Pluralisierung und »Atomisierung« – am Werk. »Und wo es gilt, etwas für sich zu ergattern, da melden sich wie immer die politischen Parteien mit ihrer Begehrlichkeit nach Einfluß auf die Jugend, und die Leute, die der Mode der geistigen Schlagworte der Zeit anhängen, machen sich zum Wortführer all der Halbwahrheiten und neuen Scheinerkenntnisse<sup>835</sup>.« Das politische (Selbst-)Verständnis der Hochschullehrer orientierte sich Anfang des 20. Jahrhunderts nicht an Kompromiss und Vereinbarung unterschiedlicher Ideen und Werte innerhalb einer Gesellschaft, weil sie sich durch die eigene Fachkompetenz in einer Position sahen, höhere Einsicht in politische Handlungsoptionen zu haben, die der »Masse der Gebildeten« und noch mehr der »Masse des Volkes« überlegen war<sup>836</sup>. Nur sehr wenige Hochschullehrer gingen daher mit politisch Andersdenkenden tolerant oder kompromissbereit um<sup>837</sup>. Curtius' Vorwurf an die politischen (republikanischen) Parteien und die Vertreter einer Hochschulreform, einem »Zeitgeist« zu folgen, während er selbst sich als Bewahrer einer idealistischen Ordnung sah, fällt hier allerdings auf ihn selbst zurück, denn er folgte mit seinen Ausführungen, die er in den frühen 1920er Jahren veröffentlichte, ebenso einem weit verbreiteten und keineswegs originellen oder einzigartigen Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse. Seine Auffassungen entsprachen ebenso einem »Zeitgeist«, wie er in Kriegs- und Nachkriegszeit herrschte, was im Wider-

spruch zu seinem elitären Selbstverständnis stand. Der rechtsgerichtete Elitismus Curtius' und des Großteils der Professoren passte nicht mehr zu den veränderten gesellschaftlichen Gegebenheiten der egalitären demokratischen Weimarer Republik.

Etwa ab 1924 kann von den stabilen Jahren der Weimarer Republik gesprochen werden. Aus objektiven sozio-ökonomischen Gründen bestand in diesen Jahren für die Hochschullehrer kein Grund mehr zu einer fundamentalen Opposition gegen die Republik. Paradoxe Weise führte die stabile wirtschaftliche und politische Lage nicht dazu, dass die ideologische Distanz zur Republik gemindert wurde. Sie vergrößerte sich sogar weiter<sup>838</sup>. Im Lehrkörper der Universität Heidelberg waren in dieser stabilen Zeit im Vergleich zu anderen Hochschulen dennoch die liberalsten Tendenzen zu verzeichnen<sup>839</sup>.

Etwa einen Monat nach Curtius' Ankunft in Heidelberg verstarb mit Max Weber (1864–1920) einer der intellektuellen Exponenten der Stadt. Dieser hatte vor dem Ersten Weltkrieg schlechthin das Bild Heidelbergs als »heimlicher Hauptstadt des geistigen Deutschlands<sup>840</sup>« geprägt. Dass die Stadt im Kaiserreich zu einem solchen Zentrum werden konnte, hatte mehrere Gründe. Als älteste Universität Deutschlands besaß die »Ruperto Carola« bereits ein hohes historisch gewachsenes Renommee. Heidelberg und das Großherzogtum Baden als Ganzes pflegten zudem durch eine parlamentarisch-repräsentative Verfassung einen recht liberalen Geist. Die Hochschulen im süddeutschen Raum erfuhren darüber hinaus im 19. Jahrhundert eine besondere Förderung und die Universität Heidelberg verstand sich nie nur als Landesuniversität<sup>841</sup>. So kam es, dass sich vor 1914 im Universitätslehrkörper eine hohe Zahl besonders renommierter Lehrkräfte einfand, die Studierende aus ganz Deutschland anzogen. Auch der Anteil ausländischer Studierender war ungewöhnlich hoch<sup>842</sup>.

Nach der Niederlage 1918 sank die Zahl der Studierenden bis 1924 von etwa 3000 auf nur noch knapp 2000. Dies lag vor allem an der verschlechterten materiellen Lage des Bürgertums, dem es nach dem Krieg schwerer fiel, dem Nachwuchs das Studium zu finanzieren. Erst nach 1924 stieg die Zahl wieder<sup>843</sup>. Darüber hinaus folgte der vielversprechende wissenschaftliche Nachwuchs in den Nachkriegsjahren eher dem Ruf an andere Universitäten. Dennoch un-

833 Jansen 2004, 173.

834 Curtius 1921c, 654.

835 Curtius 1921c, 651.

836 Jansen 2018, 21.

837 Jansen 2018, 21.

838 Jansen 2018, 227.

839 Jansen 2018, 227.

840 Sauerland 1995a, 9.

841 Sauerland 1995b, 13.

842 Sauerland 1995b, 13 f.

843 Jansen 2012, 10. [Verwendet wird die im PDF-Dokument in Klammern angegebene Seitenzählung des Originals.]

terrichteten auch weiterhin anerkannte Vertreter ihrer jeweiligen Fächer in Heidelberg<sup>844</sup>.

Auf der gesellschaftlichen Ebene zeichnete sich Heidelberg vor allem durch seine enorme Bandbreite intellektueller Diskussions- und Gesprächsrunden aus. Die erste Adresse war das Haus Max Webers. Die »Jours fixes«, wie die sonntäglichen Versammlungen dort hießen, wurden nach seinem Tod 1920 von seiner Frau Marianne Weber (1870–1954) als »Geistertees« weitergeführt<sup>845</sup>. Entwickelt hatten sich die »Jours« von einem anfangs losen Besucherreigen im Hause Weber zu einem festen Termin. Diese Form der Geselligkeit stand in der Tradition doch gleichzeitig auch in Abkehr zur althergebrachten, um die Wende vom 18. auf das 19. Jahrhundert geprägten »Geheimratsgeselligkeit« mit ihren festgefühten organisatorischen und hierarchischen Strukturen<sup>846</sup>.

Neben zahlreicher anderer solcher Zusammenkünfte in Heidelberg unterhielt etwa auch Alfred Weber einen eigenen Debattierzirkel unter dem Namen »Soziologische Diskussionsabende« und nicht zuletzt lud auch Ludwig Curtius zu sich ins Palais Weimar<sup>847</sup>. Es kann davon ausgegangen werden, dass bei den Gesprächskreisen in Heidelberg oftmals der »Jour fixe« Webers als Vorbild diente. Curtius berichtete verklärend in seinen Lebenserinnerungen, dass ein »geistiges Fluidum« in Heidelberg in der Luft gelegen habe und dass die »führenden Persönlichkeiten« der philosophischen Fakultät miteinander verbunden gewesen seien durch eine eigentümliche Verbindung von »Philosophie, Geschichte und Gesellschaftswissenschaft«, die bisweilen auch bis in die Nachbarfakultäten der Juristen oder der Theologen, »ja selbst in die medizinische Fakultät« ge- reicht habe<sup>848</sup>.

Die intellektuellen Versammlungen fanden unter der Ägide der »Zweckfreiheit«, also ohne ein vorher bestimmtes, gemeinschaftliches »Ziel« der Teilnehmer, in einem »Dritten Raum« zwischen dem privathäuslichen und dem öffentlich-beruflichen, statt<sup>849</sup>. Neben leichter Konversation und wissenschaftlichen Vorträgen – in denen nicht selten Grundlagen späterer Publikationen vorgestellt wurden<sup>850</sup> – konnte

auch Universitäts- oder Gesellschaftspolitisches besprochen werden. Eine dezidiert politische Dimension wohnte den Gesellschaften aber nicht inne. Vielmehr wurde allgemeinere politische und kulturelle Kritik geübt und es herrschte ein »unverbindlicher Reformismus<sup>851</sup>«. Als Teilnehmer galt es, die Kunst der »geselligen Unterhaltung« zu beherrschen<sup>852</sup>. Ein Charakteristikum der Gesprächskreise war die durch u. a. flache hierarchische Strukturen hervorgerufene Vielfalt an Altersstufen, Berufsfeldern und auch Nationalitäten<sup>853</sup>. Die Gesellschaft, die sich dort zusammenfand, zeichnete sich, so Curtius, durch eine »aristokratisch-humanistische Gesinnung« aus, die eine »kulturwissenschaftliche Synopsis des europäischen und des deutschen Geistes« bilde und »eine neue ethisch-moralisch-politische Haltung des Einzelnen und schließlich der Nation« zum Ziel habe, »so daß eine wahrhaft vornehme Freiheit im Verkehr der Kollegen unter sich waltete, die von jedem erwartete, daß er das Beste ihm Mögliche von sich aus leiste, ohne daß man ihm kritisch rechthaberisch in die Töpfe guckte<sup>854</sup>«. Für Curtius manifestierte sich in den Gesprächskreisen die vielbeschworene neue geistige »Aristokratie«, auf deren Grundlage eine »Neue Zeit« beginnen solle. Eine »Neue Zeit«, die auf eine idealisierte Vergangenheit zu Beginn des 19. Jahrhunderts rekurrierte, in der »Deutschland« noch das besessen habe, »was man eine gemeinsame Kultur und Weltanschauung nennen« konnte<sup>855</sup>.

Trotz aller Vielfalt herrschte auch hier eine gewisse bildungsbürgerliche Klassengesellschaft – Curtius sprach nicht umsonst vom »Verkehr der Kollegen« – doch waren bei diesen Diskussionsrunden durchaus auch Gruppen, die im allgemeinen in der deutschen Gesellschaft eher benachteiligt waren, wie Juden oder intellektuelle Frauen, auf Augenhöhe vertreten<sup>856</sup>.

Alfred Webers »Soziologische Diskussionsabende« hatten eine andere Herangehensweise als die Jours seines Bruders. Meist fanden sie in einem Hotel statt und wurden von den Studentinnen und Studenten organisiert<sup>857</sup>. Alfred Weber selbst nahm nur als einfacher Diskutant teil und überließ die Wahl des

844 Jansen 2012, 9.

845 Von Essen 1995, 462.

846 Von Essen 1995, 466 f.; die sog. »Geheimratsgeselligkeit« existierte allerdings in ihrer »traditionellen Form« durchaus noch bis in die Weimarer Republik. Als Alfred Weber einmal zu einer solchen Veranstaltung eingeladen wurde, wunderte er sich gegenüber Else Jaffé, »daß so etwas in der Form noch existiert«. Alfred Weber an Else Jaffé 12.07.1921, BArch Koblenz, NL A. Weber/87, 246 z.n. Demm 1999, 17.

847 Demm 1999, 15.

848 Curtius, Welt (1950), 360.

849 Von Essen 1995, 469.

850 Von Essen 1995, 465.

851 Jansen 1992, 36.

852 Von Essen 1995, 470.

853 Von Essen 1995, 471.

854 Curtius, Welt (1950), 360.

855 Curtius 1919d, 145.

856 Demm 1999, 15.

857 Demm 1999, 102.

Vortragsthemen und die Durchführung der anschließenden Debatte den Studierenden<sup>858</sup>. Die bereits angesprochenen flachen Hierarchien zeigten sich am ehesten in der Diskussion nach den Vorträgen. Bei einem Abend, der die Bedeutung der Presse zum Thema hatte, entbrannte offenbar eine heftige Diskussion zwischen Ludwig Curtius und einigen Studierenden, sodass Weber das Urteil fällte, Curtius sei zwar redigewandt und geschickt, jedoch auch unwissend und eitel; er sei ein »politisches Kind<sup>859</sup>«. Offenbar wurde das idealistisch-utopische Gesellschaftsbild Curtius' in diesen Gesprächskreisen auf eine argumentative Probe gestellt, der es in den Augen des Soziologen Weber nicht standhielt. Die Bezeichnung als »unwissend« ist ein starker Vorwurf und lässt darauf schließen, dass Curtius aus Webers Sicht manch gesellschaftliche Realität nicht in seine Argumentation einbezog oder naiv wirkende Positionen vertrat. Dass Curtius zu Rechthaberei neigte und dazu Lebensrealitäten anderer Bevölkerungsschichten nicht (an)erkannte, zeigte sich eindrucksvoll am Ende des Ersten Weltkriegs, als er der Bevölkerung nach vier Jahren Krieg vorwarf, lediglich wieder in ihr »Wohlleben« zurückkehren zu wollen<sup>860</sup>.

Die in diesen Zusammenkünften ausgeübte kulturelle Praxis – zu der auch meist ein Gastmahl und leichte Konversation gehörten – steht exemplarisch für die Erzeugung von intellektueller »Bürgerlichkeit«, mit der das Bildungsbürgertum letztlich besser zu fassen ist als mit dem Begriff des Bürgertums selbst. Bürgertum und bürgerliche Kultur lassen sich weder durch soziale Merkmale und ökonomische

Grundlagen noch als »kulturelle Alltagspraxis« bestimmen<sup>861</sup>. »Bürgerlichkeit« überdauert durch soziale Praktiken, Bürgertum hingegen ist ein Ensemble sozialer Gruppen mit relativ klar von anderen Gruppierungen abgrenzbaren Wertorientierungen und Verhaltensmustern. Dadurch, dass sich in solchen Kreisen ein breit gefächertes Publikum sammelte, fällt es schwer, Bürgertum durch soziale Merkmale zu fassen. Das gemeinsame bürgerliche Handeln und die Teilnahme daran stellen viel eher heraus, was »Bürgerlichkeit« bedeutet. Nicht umsonst kommt Manfred Hettling zu dem Schluss, dass Bürgertum im Begriff der »Bürgerlichkeit« aufgehoben werden müsse, auch um es terminologisch besser von (vermeintlich) homogeneren Gruppierungen wie etwa der Arbeiterschaft oder dem Adel abheben zu können<sup>862</sup>.

Die Situation der Hochschullehrer und Studierenden hatte sich nach dem Krieg kaum verändert. Demgegenüber hatte sich die politische Lage fundamental gewandelt. Der Philosoph Karl Jaspers (1883–1969), der im Laufe der 1920er Jahre ein guter Freund von Curtius wurde, schrieb dazu in seiner Autobiographie, es sei »alles anders als vor dem Krieg« gewesen. Er sei »Zeuge und Teilnehmer« von »Spannungen und Kämpfe[n]« geworden, »die in den Jahren bis 1933 in der Universität sich ständig verschärften<sup>863</sup>«. Die gesellschaftliche Stabilität vor 1914 war veränderten politischen Bedingungen gewichen, die u. a. eine Politisierung der Studierendenschaft bewirkten und die Universität in politische Konflikte hineinzogen, zu deren Austragungsort sie wurde<sup>864</sup>.

## 6.6 Ein Rückzugsgefecht der »Mandarine<sup>865</sup>«? – Curtius und der »Fall Gumbel«

Einer dieser Konflikte war der »Fall Gumbel«, der sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1924 entfaltete. Curtius war als zeitweiser Dekan der philosophischen Fakultät unmittelbar in die Vorgänge invol-

viert und der Fall wurde in der deutschen Öffentlichkeit breit rezipiert. Er ermöglicht einen eindrucksvollen Blick auf das politische Klima an der Heidelberger Universität in den 1920er Jahren.

<sup>858</sup> Demm 1999, 102.

<sup>859</sup> Alfred Weber an Else Jaffé 13.07.1921, BArch Koblenz, NL A. Weber/87, S.252 z.n. Demm 1999, 104.

<sup>860</sup> Curtius an Stählin 14.10.1918, Universitätsbibliothek Erlangen, Ms. 2566/94 (14).

<sup>861</sup> Hettling 2000, 72.

<sup>862</sup> Hettling 2000, 322.

<sup>863</sup> Jaspers 1961, 8.

<sup>864</sup> Jansen 2012, 9.

<sup>865</sup> Fritz K. Ringer beschrieb damit eine »gesellschaftliche und kulturelle Elite«, die »ihren Status in erster Linie ihren Bildungsqualifikationen und nicht Reichtum oder vererbten Rechten« verdanke. Der Begriff selbst sei »nicht von Bedeutung«, obwohl »es an die traditionelle Elite von gelehrten Beamten im alten China erinnern« solle; er habe sich bei der Wahl des Begriffes »wahrscheinlich« auf Max Webers »überzeugende Schilderung der chinesischen Literaten« bezogen. Ringer 1983, 15.

Zwischen 1918 und 1924 hatte es an der Universität Heidelberg zwei Disziplinarverfahren gegen – beide Male rechtsradikale – Dozenten gegeben. Im Jahre 1920 wurde dem völkischen und antisemitischen Arnold Ruge (1881–1945) die Lehrerlaubnis entzogen, 1922 wurde gegen den Physiker Philipp Lenard (1862–1947)<sup>866</sup> ein Disziplinarverfahren eingeleitet, weil er am Tage der Beerdigung Walter Rathenaus arbeitete und die Fahne nicht auf Halbmast setzen ließ. Während Arnold Ruges Fall keine große Resonanz in der Presse und bei den Studierenden hervorrief, regte sich bei Lenard Widerstand. Nach Solidaritätsbekundungen rechtsgerichteter Studierender und renommierter Wissenschaftler sah sich das Disziplinargericht veranlasst, das Verfahren fallenzulassen<sup>867</sup>.

Ein durch studentische Proteste herbeigeführtes Disziplinarverfahren entwickelte sich Mitte 1924 gegen den Mathematiker, Statistiker, Sozialwissenschaftler und Pazifisten Emil Julius Gumbel (1891–1961). Dieser hatte in zwei Veröffentlichungen in den Jahren 1920 und 1922 politische Morde minutiös aufgearbeitet und herausgestellt, dass die große Mehrzahl vom rechten Spektrum verübt worden war<sup>868</sup>. Für rechte Kreise war Gumbel, der zudem noch jüdischer Abstammung war, seitdem ein ideales Feindbild.

Zur zehnjährigen Wiederkehr des Kriegsbeginns fand an einem Samstag, dem 26. Juli 1924, eine »Nie wieder Krieg!«-Veranstaltung der Deutschen Friedensgesellschaft in Heidelberg statt. Gumbel moderierte die Veranstaltung und tätigte am Schluss eine Äußerung, die zum Skandal führte. Er forderte die Anwesenden auf, »zwei Minuten im Schweigen der Toten des Weltkrieges zu gedenken, die – ich will nicht sagen – auf dem Felde der Unehre gefallen sind, aber doch auf gräßliche Weise ums Leben kamen<sup>869</sup>.« Am folgenden Montag, dem 28. Juli, wurde von nationalsozialistischen Studierenden eine Resolution im nach den letzten Wahlen rechtsgerichtet dominierten AStA mit 30 gegen 20 Stimmen durchgesetzt, dass dieser beim Rektor wegen des Falles Gumbel vorstellig werden solle. Am gleichen Tag erschien ein Bericht in den Heidelberger Neuesten Nachrichten, der mit »Pfu! Teufel, Herr Gumbel!«

schloss. Tags darauf schaltete sich der damalige Rektor Erich Kallius (1867–1935) mit einem Schreiben an die philosophische Fakultät in den heraufziehenden Skandal ein. Die »beleidigende Äußerung« Gumbels müsse ein Untersuchungsverfahren zur Folge haben, da sie die »Achtung und das Vertrauen« des akademischen Lehrers unterminiere. Außerdem rief er zu »größter Eile« auf, da die »Würde der Universität« »unerhört verletzt« worden sei<sup>870</sup>. Bereits am Mittwoch (30. Juli) beschloss die philosophische Fakultät, deren Dekan zu diesem Zeitpunkt Alfred Weber war, die Einberufung eines Untersuchungsausschusses zur Entziehung der *venia legendi*. Dem Ausschuss gehörten der Philosoph Karl Jaspers, der Historiker Friedrich Baethgen (1890–1972) und als Vorsitzender der Jurist Alexander Graf zu Dohna-Schlodien (1876–1944) an. Der rechtsgerichtete Rektor Kallius erreichte am 31. Juli telefonisch beim badischen Kultusministerium die Einleitung des Verfahrens und die vorübergehende Suspendierung Gumbels. Hervorzuheben ist die Rasananz, mit der das Verfahren im Vergleich zu den Fällen Ruge und Lenard durchgepeitscht worden war. Noch am Totengedenktag (1. August) nahm der Ausschuss seine Arbeit auf und nur eine Woche nach Gumbels Äußerung auf der „Nie wieder Krieg!“-Veranstaltung legte er bereits seinen Abschlussbericht vor<sup>871</sup>. Der Bericht kam zu dem Schluss, Gumbel habe mit seinen Äußerungen nicht die Toten und Kriegsteilnehmer kränken wollen, wohl aber die »Gesinnung, die im Kriegstod eine Ehre, nicht bloß ein Unglück<sup>872</sup>« sehe. Für die Entziehung der Lehrerlaubnis sei dies zu wenig. Es müsse die Gesamtpersönlichkeit Gumbels untersucht und weiteres Material herangezogen werden, um ein solches Urteil fällen zu können.

Folgt man der Autobiographie Jaspers', so wurde der Bericht bereits vor der Fakultätssitzung, in der er vorgelegt werden sollte, bei den Professoren bekannt und führte zu Entrüstung. So kam es dazu, dass in derselben Sitzung, in der der Bericht vorgelegt wurde, die Fakultät einen Beschluss fasste, der dem Bericht direkt widersprach. Gumbel habe durch seinen Ausdruck »ein Gefühl der Pietät, das Millionen von Volksgenossen heilig ist, aufs Schwerste getroffen<sup>873</sup>.« Jaspers berichtete, dass seine Kollegen aus dem Aus-

<sup>866</sup> Der spätere »Reichsführer Deutsche Physik«, Jansen 2012, 11.

<sup>867</sup> Jansen 2012, 11.

<sup>868</sup> 1920: 334 untersuchte Fälle, davon 22 aus dem linken Spektrum, 1922: 537 Fälle, davon 16 aus dem linken Spektrum. Jansen 2012, 5.

<sup>869</sup> Hier handelt es sich um ein Zitat, das am 28.07.1924 in den rechtsgerichteten »Heidelberger Neuesten Nachrichten« veröffentlicht wurde. Im demokratischen »Heidelberger Tageblatt«

findet sich jenes Zitat erst in der Ausgabe vom 31.07.1924, in den Berichten vom 28./29. findet es keine Erwähnung. Ebensovienig erwähnt der katholische »Pfälzer Bote« jene Äußerungen in seiner Berichterstattung. Jansen 2012, 15, Fußnote 46.

<sup>870</sup> Jansen 2012, 15.

<sup>871</sup> Jansen 2012, 15.

<sup>872</sup> Jansen 2012, 15.

<sup>873</sup> Jansen 2012, 16.

schuss, Baethgen und Graf Dohna, ihn um die Annullierung ihrer Unterschriften unter dem Bericht gebeten hatten. Das habe er zwar zugelassen, seine eigene Unterschrift darunter jedoch nicht annulliert<sup>874</sup>. Die Fakultät beschloss daraufhin mit allen Stimmen gegen eine von Jaspers, Gumbel die Lehrerlaubnis zu entziehen. Auch der als liberal geltende Dekan Alfred Weber und Curtius stimmten für die Entziehung.

Am 4. August bedauerte Gumbel in einem Schreiben an den Senat der Universität Heidelberg – der nächsthöheren Instanz – seine Wortwahl. Doch auch dieser stimmte am 6. August für die Entziehung der *venia legendi*. Einzige Gegenstimme diesmal: Alfred Weber. Nach Gumbels Bedauern sah er die Möglichkeit, das Verfahren gegen den Angehörigen des von ihm geleiteten Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften einzustellen. Am selben Tag intervenierte nun die badische Landesregierung in Gestalt des Kultusministers Willi Hellpach (DDP, 1877–1955) und hob Gumbels vorläufige Suspendierung auf. Dabei folgte er der Argumentation Alfred Webers. Das Verfahren gegen Gumbel lief also weiter, obwohl die Befürworter einer Suspendierung bzw. einer Entziehung der Lehrberechtigung zunächst nicht wussten, wie weiter zu verfahren sei<sup>875</sup>.

Am 31. Oktober 1924 sah sich die Fakultät ein weiteres Mal genötigt, in ihrer Sitzung über den »Fall Gumbel« zu sprechen. Curtius war mittlerweile Dekan. Als Vertreter der Deutschen Liga für Menschenrechte hatte Gumbel in Frankreich Vorträge zur deutsch-französischen Verständigung gehalten, was in der deutschen rechtskonservativen Presse einen negativen Widerhall fand<sup>876</sup>. Dass es der Fakultät im Verfahren gegen Gumbel auch um ihr Bild in der Öffentlichkeit ging, zeigt das Sitzungsprotokoll. Curtius eröffnete die Sitzung mit einem Bericht über den Stand der Angelegenheit und beantragte, die Fakultät möge den Antrag auf Entziehung der Lehrerlaubnis vom 2. August erneut aussprechen. »Begründung: Pflicht des Schutzes der Lehrfreiheit, aber auch des Dienstes am deutschen Gesamtgeist in seiner Darstellung durch die Volksgemeinschaft, gegenfalls [sic] gegen ein sich damit in Widerspruch setzendes Mitglied<sup>877</sup>.« Curtius argumentierte also, dass die Universität zwar die Pflicht habe, die freie Lehre zu gewährleisten, aber eben auch jene, den »deutschen Gesamtgeist« zu schützen, notfalls gegen die eigenen Mitglieder. Im Dilemma zwischen dem Schutz der

Lehrfreiheit und dem Schutz des »deutschen Gesamtgeistes« erachtete Curtius letzteren somit als wichtiger.

Das »Wörterbuch der philosophischen Begriffe« von 1904 definierte »Gesamtgeist« als die »Totalität der Vorstellungen und Gefühle, der Gesamtwille, die Willensresultante der Gemeinschaft von Individuen. Es ist das Product der Wechselwirkungen zwischen diesen, zugleich eine jedem Einzelgeiste übergeordnete, objective Macht<sup>878</sup>.« Wenn Curtius also vom Schutz dieses »Gesamtgeistes« sprach, so war damit nicht nur das Andenken an den Krieg und die Ehrung der Gefallenen gemeint, sondern auch der geistige Zusammenhalt der Gesamtgesellschaft und deren Ausrichtung auf ein »sittlicheres«, »reineres« oder »geistigeres« Deutschland<sup>879</sup>. Mit der Verwendung des Begriffs stand Gumbel – ebenso wie die Formulierung jedweder Individualmeinung entgegen des vermeintlichen »Gesamtgeistes« – außerhalb jener Gemeinschaft.

Vorträge Gumbels in Frankreich würden außerdem eine Gefahr für das Ansehen der Universität darstellen, so Curtius. Auch Alfred Weber sah »im Hinblick auf student. u. a. Öffentlichkeit<sup>880</sup>« Handlungsbedarf, warb allerdings für eine Rückverweisung des Verfahrens an den Untersuchungsausschuss, da der »Tatbestand« für einen Entziehungsbeschluss nicht ausreichend sei. So wisse man über das Bedauern Gumbels zwar »subjektiv«, dass es lediglich unter dem Druck des Verfahrens geschehen sei, »objektiv« könne man ihm dies allerdings nicht unterstellen<sup>881</sup>.

Die Fakultät schloss sich aus »taktischen Gründen« Webers Argumentation an, dessen Rücksicht auf die öffentliche Meinung lehnte Curtius jedoch ab und lotete die Möglichkeit »einstweiliger Suspension« aus. Karl Jaspers riet, man müsse sich, ausgehend von der Einigkeit der Fakultät in der Sache, auf das Formale des Verfahrens konzentrieren, ohne dabei die öffentliche Meinung zu vernachlässigen. »Im Vordergrund« stehe »die Lehrfreiheit, die in den nächsten Jahrzehnten von Seiten des Zentrums u. a. wahrscheinlich immer mehr bedroht<sup>882</sup>« werde. Dies entsprach der Position von Curtius, denn auch Jaspers trat für den Schutz der Universität vor externen Einflüssen ein. Besonders vor dem Hintergrund des Eingriffs der badischen Landesregierung und der Aufhebung der Suspension durch Kultusminister Hellpach zwei Monate zuvor wirkte die nachdrückliche

874 Jansen 2012, 16.

875 Jansen 2012, 17.

876 Jansen 2012, 19.

877 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

878 Eisler 1904, 375–376.

879 Curtius 1919d, 152.

880 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

881 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

882 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

Forderung nach der erneuten Suspension wie eine Verteidigung der Freiheit der Universität. Diese sahen die Professoren zusammen mit der eigenen gesellschaftlichen Stellung vonseiten der Politik bedroht<sup>883</sup>.

Durch Gumbels Verhalten fühlte sich die Fakultät also von der rechtskonservativen Presse unter Druck gesetzt. Doch sei hier noch einmal betont, dass dies nur ein Aspekt des Problems war, um den sich unter anderem Curtius weniger sorgte. Die Fakultät befürchtete – und das ist der eigentliche Konflikt, der beim »Fall Gumbel« ausgetragen wurde – Eingriffe der Politik in Hochschulangelegenheiten. Der »Schutz der Universität<sup>884</sup>« stand bei der Frage eines erneuten Suspensionsverfahrens im Vordergrund – auch bei Curtius. So scheint es, dass der »Fall Gumbel« in der Fakultät hauptsächlich als Konflikt zwischen Universität und Politik gesehen wurde. Im Verhältnis dazu spielten der Schutz des »deutschen Gesamtgeistes<sup>885</sup>« oder die Außendarstellung der Universität zwar keine unwichtige, aber eine nachgeordnete Rolle.

Die Sitzung vom 31. Oktober 1924 schloss mit einem Antrag Curtius' auf Suspension Gumbels, bis eine Entscheidung über eine Enthebung durch ein weiteres Verfahren gefallen wäre<sup>886</sup>. Alfred Weber unterstützte den Antrag, obwohl er noch kurz zuvor herausgestellt hatte, dass ein weiterer Suspensionsantrag wohl aussichtslos sei. Auch Jaspers unterstützte den Antrag und empfahl darüber hinaus, Rektor Karl Hampe (1869–1936) bei der Landesregierung in Karlsruhe eine Erklärung einreichen zu lassen, dass die Fakultät eine Suspendierung wünsche<sup>887</sup>. Das Kultusministerium stellte sich diesem Wunsch allerdings erneut entgegen und lehnte ab.

Von November 1924 bis März 1925 beschäftigte sich der Untersuchungsausschuss, weiterhin bestehend aus Jaspers, Baethgen und Dohna, mit der »Gesamtpersönlichkeit« Gumbels<sup>888</sup>. Zwei Berichte wurden vorgelegt: ein Mehrheitsvotum Baethgens und Dohnas und ein Sondervotum von Jaspers. Ersteres schlug einen recht scharfen Ton an, bezeichnete eine

Veröffentlichung<sup>889</sup> Gumbels etwa als »Pamphlet übelster Sorte« oder warf ihm Diskreditierung seiner eigenen Fakultät vor<sup>890</sup>. Es sei außerdem, so der Bericht Baethgens und Dohnas, nicht zu erwarten, dass Gumbel in Zukunft die Grenzen beachten werde, die er in seiner Stellung als Hochschullehrer und Mitglied der akademischen Korporation eigentlich beachten müsse<sup>891</sup>. Auch Jaspers' Sondervotum stellte sich nicht vor Gumbel, ging aber weniger scharf vor. Er sprach von »Taktlosigkeiten«, »Unbekümmertheit« und »Überheblichkeit« Gumbels, rechnete ihm aber auch an, dass er seine Aussage zum »Feld der Unehre« öffentlich bedauert und revidiert habe<sup>892</sup>. Weiterhin machte Jaspers darauf aufmerksam, dass Gumbels »Parteimenschen und Gelehrtennatur« zu trennen seien. Dennoch würden seine Äußerungen in der Öffentlichkeit immer mit der Universität Heidelberg in Verbindung gebracht<sup>893</sup>.

Am 16. Mai 1925 folgte dann eine wichtige Fakultätssitzung, deren Ablauf allerdings in weiten Teilen im Dunkeln liegt, da der zusammenfassende Bericht sehr knapp gehalten ist. Curtius berichtete zu Beginn über die Einstellung des Landesverratsverfahrens und dann über »die Änderungen seiner eigenen praktischen Stellungnahme, die er in einem Antrag zum Ausdruck bringt<sup>894</sup>.« Diesen Antrag billigte die Fakultät »nach einigen formellen Abänderungen« und mit nur einer Gegenstimme von Jaspers<sup>895</sup>. In der Fakultät war man der Auffassung, Gumbel habe der »Idee der nationalen Würde« geradezu »ins Gesicht geschlagen«, weswegen seine Zugehörigkeit zur Fakultät zwar »unerfreulich«, seine Mitgliedschaft jedoch eher zu ertragen sei, als einen nicht unangreifbaren Ausschluss eines ihrer Mitglieder vorzunehmen<sup>896</sup>.

Die Fakultät sah nach der Einstellung des Landesverratsverfahrens gegen Gumbel und seiner Revidierung der »Feld der Unehre«-Aussage die Bedingungen einer Entziehung der *venia legendi* nicht mehr gegeben. Dass nur Jaspers dagegen stimmte, wirft allerdings ein zu einheitliches Bild auf die Sitzung, die

**883** Das hieß für Jaspers, »nicht auf Grund seiner Weltanschauung, nicht auf Grund von Taktlosigkeiten, erst recht nicht auf Grund einer politischen Gesinnung durfte die Lehrberechtigung weggenommen werden.« Jaspers 1977, 60. Ebenso wie die Professoren, die Gumbel die Lehrerlaubnis aufgrund seiner Verfehlungen entziehen wollten, sah Jaspers die Lehrfreiheit von der badischen Landesregierung bedroht.

**884** Der Nationalökonom Carl Brinkmann (1885–1954) nannte dies in der Sitzung als Grund für die Wiederaufnahme des Suspensionsverfahrens. Curtius stimmte dem zu. Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

**885** Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

**886** Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

**887** Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 3.

**888** Jansen 2012, 20.

**889** E. J. Gumbel, *Verschwörer. Zur Geschichte und Soziologie nationalistischer Geheimbünde* (Wien 1924).

**890** Gumbel hatte sich abfällig über die Habilitation des rechtsradikalen Arnold Ruge geäußert.

**891** Jansen 2012, 22.

**892** Jansen 2012, 23.

**893** Jansen 2012, 24.

**894** Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 7.

**895** Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-IV-102/148, fol. 7.

**896** Jansen 2012, 24.

weitaus lebhafter gewesen sein muss, als das Ergebnis vermuten lässt. Von den anwesenden 23 Professoren äußerten sich 17 in Redebeiträgen zum Antrag des Dekans Curtius. In seiner Autobiographie sprach Karl Jaspers davon, dass »manche Kollegen« sich »übertölpelt« gefühlt hätten<sup>897</sup>. Curtius selbst berichtete in seinen Lebenserinnerungen von einer »Spaltung« der Fakultät »in der die eine Hälfte zum mindesten die moralische Verurteilung Gumbels forderte, die andere aber es für ihre besondere Pflicht hielt, gerade in einem solchen Falle das Recht der Lehrfreiheit und der Freiheit der politischen Meinungsäußerung des Beschuldigten zu sichern<sup>898</sup>.« Curtius führte an, er habe die »Einheit« der Fakultät dadurch gesichert, dass er schlichtweg beide Forderungen erfüllt habe: Gumbel wurde zwar nicht entfernt, dafür aber moralisch verurteilt<sup>899</sup>. Jaspers sprach von einer »faszinierenden Rede des Dekans Ludwig Curtius über die Lehrfreiheit« in einer »verwickelten Situation«, die von »grotesker Konfusion« geprägt war<sup>900</sup>.

Anzunehmen ist, dass Curtius mit seiner »faszinierenden Rede« für die Lehrfreiheit nicht im eigentlichen Wortsinne eintrat, sondern im Sinne des Schutzes vor politischem Einfluss der Landesregierung, genauso wie Jaspers es im Oktober des Vorjahres 1924 getan hatte, als er vor der Schaffung eines Präzedenzfalles warnte<sup>901</sup>. Mitnichten wäre dann also, wenn es um den Begriff der »Lehrfreiheit« ging, eine freie Meinungsäußerung an der Universität gemeint gewesen. Durch diese Doppellösung entging die Fakultät einem neuerlichen Konflikt mit der Landesregierung und konnte dennoch die nationale Gesinnung der Fakultät gegenüber Öffentlichkeit, Studierendenschaft und sich selbst demonstrieren<sup>902</sup>. Indem die Fakultät Gumbel im Amt beließ, entging sie der Blöße, dass eine mögliche Entziehung der Lehrerlaubnis von der Landesregierung nicht zugelassen worden wäre, und stellte so auch Handlungsfähigkeit nach außen zur Schau.

In diesem Konflikt zeigte sich noch einmal eindrucksvoll das Hadern weiter Teile der Professorenschaft mit der Republik. Letztlich wurde hier ein Rückzugsgefecht der »Mandarine<sup>903</sup>« ausgefochten, die ihre Deutungshoheit und ihren Wahrheitsanspruch durch das neue System in Frage gestellt und ihre damit einhergehende – gefühlte oder tat-

sächliche – Nivellierung und Säkularisierung durch ein System befeuert sahen, das sich nicht dazu aufschwang, solcherlei Konflikte final zu lösen, sondern sie lediglich institutionalisierte.

Wie eine Revanche gegenüber der badischen Landesregierung und deren Ablehnung von Suspendierung und Entziehung wirkte die Maßnahme der Fakultät, den Beschluss im ganzen Reich zu veröffentlichen. Er wurde verschickt an alle Dozenten der Universität Heidelberg, an alle philosophischen, juristischen, rechts- und staatswissenschaftlichen, wirtschaftswissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Fakultäten im Reich, an 123 verschiedene Zeitungen, an sämtliche badische Landtagsabgeordnete sowie zuletzt in fünfzehnfacher Ausfertigung an das badische Kultusministerium<sup>904</sup>. Das widersprach aufs Größte allen Gepflogenheiten der »korporativen Solidarität<sup>905</sup>«. Gegenüber ganz Deutschland sollte damit die »nationale Gesinnung« der Fakultät unter Beweis gestellt und gleichzeitig betont werden, dass ihr die Hände gebunden waren gegenüber der »unerfreulichen« und – scharf formuliert – »verräterischen« Persönlichkeit Gumbels in der Weimarer Republik. Durch solch eine Erzeugung von Öffentlichkeit wurde darüber hinaus die Gleichstellung der Republik mit dem vermeintlichen »Verrat« Gumbels an der »nationalen Sache« ermöglicht. Die Rhein-Mainische Volkszeitung schrieb dazu im Juni 1925: »Nirgendwo in Deutschland gibt es soviel Ressentiment gegen das Werden einer neuen Zeit wie gerade an den Universitäten. Und kaum irgendwo wird die geistige Freiheit rücksichtsloser und mit häßlicheren Mitteln unterdrückt, als gerade an den Stätten, die sich noch immer als den Hort der Gedankenfreiheit bezeichnen<sup>906</sup>.« Eine »Gedankenfreiheit«, die allerdings für Curtius und weite Teile der Professoren nur dann galt, wenn sie nicht vom »deutschen Gesamtgeist« abwich. Tat sie das, wurde sie als vermeintliche Gefahr für die Integrität der »Volksgemeinschaft« bekämpft. Dass die Weimarer Demokratie eine solche vermeintlich fehlgehende »Gedankenfreiheit« weitgehend zuließ, ließ sie in den Augen von Curtius und den rechtsgerichteten Professoren ebenso zu einer Gefahr für die »Volksgemeinschaft« werden. Das unterstreicht die Unfähigkeit weiter Teile der deutschen Professorenschaft, andere politische Ansichten zu tolerieren und sich in eine demo-

897 Jaspers 1977, 61.

898 Curtius, Welt (1950), 382.

899 Curtius, Welt (1950), 382.

900 Jaspers 1977, 61.

901 So auch Jansen 2012, 24.

902 Jansen 2012, 24.

903 Begriff geprägt von Ringer 1983.

904 Christian Jansen spricht zu Recht von »Rufmord«. Jansen 2012, 23.

905 Jansen 2012, 23.

906 Rhein-Mainische Volkszeitung, 16.06.1925, 1, z.N. Jansen 2012, 26.

kratische Gesellschaft einzufügen. Diese Denkweise entstand auf der Grundlage einer vermeintlich »höheren Einsicht« in gesellschaftliche Zusammenhänge, die die Professoren zu haben glaubten. Curtius

hatte sich 1914 eine »Neue Zeit« erträumt, doch als dann eine solche tatsächlich begann, stellte er sich »auf die andere Seite<sup>907</sup>.«

## 6.7 Curtius und der Europäische Kulturbund

Über sein Engagement in der DNVP hinaus war Curtius noch in anderen Bereichen politisch aktiv. Der Europäische Kulturbund, 1924 vom ehemaligen Prinzen Karl Anton Rohan<sup>908</sup> in Wien gegründet, zielte (anfangs) auf eine Verständigung der europäischen Intellektuellen über nationale Grenzen hinweg, jedoch in Anerkennung nationaler Eigenheiten und in Abgrenzung zu allen internationalisierenden Strömungen. Eines der kulturpolitischen Ziele Curtius' war es, Deutschland im internationalen wissenschaftlichen Diskurs wieder auf Augenhöhe mit den anderen Nationen zu bringen. Der Europäische Kulturbund schien dafür das ideale Vehikel.

Im Februar 1927 ergingen vonseiten des Auswärtigen Amtes Einschätzungen zu Rohan und dessen bevorstehender Reise in die Sowjetunion an die deutsche Botschaft in Moskau und die deutsche Gesandtschaft in Warschau. Dort hieß es, Rohan habe sich »nach dem Friedensschlusse [...] alsbald den Fragen der Verständigung der europäischen Nationen, in erster Linie Deutschlands und Frankreichs zugewendet<sup>909</sup>«. Der Europäische Kulturbund unterscheidet sich »von den pazifistischen Bestrebungen linksgerichteter gewisser Verständigungspolitiker und von dem Pan-Europa des Grafen Coudenhove-Kalergis« insofern, als die Bewegung »die Anerkennung der Berechtigung der besonderen nationalen und kulturellen Bedürfnisse und Interessen der europäischen Völker zum Ausgangspunkt« nehme »und die Ausgleichsmöglichkeiten ohne eine Verwischung dieser Unterschiede« in einem »besseren gegenseitigen Verstehen der besonderen Lebensbedingungen der einzelnen Nationen zu erkennen glaubt. Darüber hinaus betont er vor allem die Notwendigkeit der Wahrung der durch Krieg und Revolution stark erschütterten Gemeinsamkeit der Überlieferung der

europäischen Kultur<sup>910</sup>.« Das beschreibt die Ziele Rohans treffend: Er wollte die Nationalisten nicht in einem europäischen Überbau aufgehen lassen, sondern unter Anerkennung der verschiedenen nationalen Eigenheiten zu einer Verständigung auf europäischer Ebene gelangen. Die gelungene Verständigung sollte zum Schutz der europäischen Kultur vor anderen Kulturkreisen, etwa dem russisch-asiatischen, beitragen.

Folgt man den Lebenserinnerungen von Curtius, fand seine erste Begegnung mit Rohan 1925 in Heidelberg statt. Vor allem die gesellschaftlichen Fähigkeiten des »Salonlöwen« Rohan schienen Curtius hervorhebenswert. Er hatte »viele Vorzüge des österreichischen Kavaliers, gewinnende Liebenswürdigkeit, ohne je sein Aristokratentum aufzugeben, taktvolle Leichtigkeit des menschlichen Verkehrs, die ihn Hindernisse spielend überwinden ließ, Überredungskunst, die an keinen programmatischen Formalismus gebunden war, elastisches Einfühlungsvermögen in die Persönlichkeit des anderen und eine versöhnliche Heiterkeit<sup>911</sup>.« Rohan strebte nach einer Plattform für »geistige Menschen aller Richtungen und Bestrebungen«, um letztlich das »Hineinwachsen« von »Völkern in einen neuen Oberbegriff Europa« voranzutreiben<sup>912</sup>. Dadurch stieß der Kulturbund in deutschen Intellektuellenkreisen auf prominente Zustimmung. In den Jahren 1925/1926 waren unter anderem Rainer Maria Rilke (1875–1926), Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) und Thomas Mann (1875–1955) Gastredner der französischen Sektion des Kulturbundes in Paris<sup>913</sup>. Die innerdeutschen Sektionen waren ebenfalls prominent besetzt, etwa mit Helene von Nostitz-Wallwitz-Hindenburg (1875–1944) in Berlin, Konrad Adenauer (1876–1967) in Köln oder etwa Thomas Mann in München<sup>914</sup>.

907 Curtius, Welt (1950), 447.

908 Bis 1918 Prinz Karl Anton Rohan.

909 Streichungen im Original. Von Dirksen an Botschaft Moskau/Gesandtschaft Warschau 10.02.1927, PA AA R61294.

910 Von Dirksen an Botschaft Moskau/Gesandtschaft Warschau 10.02.1927, PA AA R61294.

911 Curtius, Welt (1950), 379.

912 Müller 2005, 318.

913 Müller 2005, 357.

914 Müller 2005, 361.

Die politischen Vorhaben Rohans trafen bei Curtius auf offene Ohren. Ebenso wie er blickte Rohan nach dem Ende des Ersten Weltkriegs noch kulturpessimistisch auf die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen als vor dem Krieg<sup>915</sup>. Innergesellschaftlich sah er ein bedrohliches »antikulturelles Zeitalter« heraufziehen, befeuert von Industrieführern und der Arbeiterschaft<sup>916</sup>. Eine diffuse »Mechanisierung« fürchtend, müsse eine »Oberschicht« den Erhalt »wahrer Kulturwerte« zum Ziel haben. Diese Oberschicht, bestehend aus »Adel, Industrie und Finanz« ebenso wie aus allen »Geistmensch«n, solle in einer »kulturpolitischen Mission« den »Schutz vor Mechanisierung« gewähren<sup>917</sup>. Es ging also um jene gesellschaftlichen Gruppen, die durch ihr soziales Zusammenwirken »Bürgerlichkeit« erzeugen und die Curtius meinte, wenn er vom »aristokratischen Teil des deutschen Volkes«, nicht »der Titel und des Besitzes, sondern des Herzens und der Gesinnung, zu dem gewiß auch solche von Titel und Besitz gehören<sup>918</sup>«, sprach. Die Arbeiterschaft hingegen, so Rohan, müsse sich von ihrem sozialdemokratischen »Besitzstreben« abwenden und zum »kollektivistisch empfindenden« Arbeiter entwickeln<sup>919</sup>. Auch hier finden sich also die Ansichten von Curtius wieder, die sich bereits in der Vorkriegszeit andeuteten und im Krieg schließlich manifestierten, wie etwa die kollektivistisch-korporative Volksgemeinschaft, die, angeführt von der »Aristokratie des Geistes«, gemeinsame Gesamtinteressen verfolge.

Hier handelt es sich um typische Auffassungen, die bei den Vertretern heterogener intellektualistisch-rechtsgerichteter Denkströmungen in der Weimarer Republik zu finden waren. Diese strebten keine Neuaufgabe eines Konservatismus »im spezifischen Sinne des Wortes« an, sondern ein in »geistesgeschichtlicher Hinsicht wesentlich neues

Denkgebilde«, das »im Zeichen des Ästhetizismus, des Voluntarismus und des Elitengedankens<sup>920</sup>« stand. Vor allem aufgrund des Ästhetizismus und des Elitengedankens kann Curtius auch diesen rechtsgerichteten bis rechtsextremen Denkströmungen zugeordnet werden. Angesichts der diesen Aspekten innewohnenden Gewaltdimension sind die neokonservativen Strömungen der 1920er Jahre auch als maßgebliche Weg- und Vorbereiter des Nationalsozialismus zu betrachten.

Im November 1925 nahm Curtius an der Tagung des Kulturbundes in Mailand teil. Weitere Vertreter der deutschen Gruppe waren Alfred Weber, der Verleger Kurt Wolff (1887–1963) und der Kunstmäzen Günther von Schönburg Waldenburg (1887–1960) als Vorsitzender der Delegation.

Das faschistische Regime Italiens stellte die größte Delegation<sup>921</sup>. Laut eigener Angaben hatte Curtius Italien nach dem Krieg erst wieder im Jahre 1924 bereist<sup>922</sup>. Nach der Tagung des Kulturbundes verbrachte er den Winter 1925/1926 ebenso in Italien<sup>923</sup>. In dieser Zeit knüpfte er wohl die Kontakte zu den Größen des italienischen Regimes, etwa Emilio Bodrero oder Giovanni Gentile, was wohl maßgeblich dazu beitrug, dass er 1928 als »persona grata« in Italien als Direktor der römischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts begrüßt wurde<sup>924</sup>.

Größter Erfolg der mailändischen Tagung 1925 war für den Kulturbund die Forderung des französischen Physikers Paul Langevin (1872–1946), den Wirtschafts- und Kulturboykott gegen Deutschland aufzuheben. Rohan zog ein positives Fazit und hob hervor, dass in Mailand Vertreter aller politischer Richtungen und Nationen in einer »befreiten Atmosphäre« aufeinandergetroffen seien, abseits jeglicher politischer Streitigkeiten<sup>925</sup>. Curtius verfasste einen Artikel für die Münchener Neuesten Nachrichten und

915 Müller 2005, 317.

916 Rohan 1924, 38 f.

917 Rohan 1924, 40.

918 Curtius, Welt (1950), 158.

919 Rohan 1924, 35.

920 Kondylis 1986, 448.

921 Müller 2005, 350.

922 Curtius, Welt (1950), 492.

923 Curtius, Welt (1950), 492.

924 Der Ausdruck »persona grata« stammt wohl vom italienischen Botschafter in Berlin Luigi Aldrovandi Marescotti, folgt man: Freytag an Neurath 02.12.1927, PA AA, Rom (Quirinal), 1320b, 1. Teil, DAI-Rom, 1920–1939. Aldrovandi Marescotti war bei der Tagung des Kulturbundes in Heidelberg ebenfalls anwesend. Auch zu Mussolini selbst hatte Curtius in dieser Zeit zumindest indirekten Kontakt. Das geht aus einer Korrespondenz zwischen dem deutschen Botschafter in Rom Konstantin von Neurath und Curtius vom März 1926 hervor. Curtius war im August 1925 in Bologna offenbar unrechtmäßig verhaftet und recht

zünftig wieder entlassen worden. Eine Anzeige oder ähnliche Verurteilung einer weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit hatte er allerdings nicht unternommen. Trotzdem schaltete sich im März 1926 Mussolini höchstselbst via Botschafter Neurath ein und erbat von Curtius Hinweise zum Hergang der Ereignisse. Mussolini versuchte offenbar herauszufinden, welche Behörde überhaupt für diese (fälschliche) Verhaftung des »Sig. Dott. Curtius, dell'Università di Heidelberg« verantwortlich war. Da sich der »Duce« persönlich in das Geschehen eingeschaltet hatte, schrieb Botschafter Neurath lapidar an Curtius: »Dass jetzt in Bologna schwer noch etwas festzustellen sein würde, war ja ohne weiteres klar und ich halte es auch für nicht sehr wahrscheinlich, dass Sie in der Lage sein könnten, mir weitere Mitteilungen zu machen, die eine nochmalige Nachprüfung des Falles erfolgreicher gestalten könnten. Trotzdem wäre ich Ihnen fuer eine kurze Stellungnahme dankbar.« Wie die Angelegenheit ausging, geht aus den Quellen nicht hervor. Neurath an Curtius 27.03.1926, BArch Koblenz, N1304/107.

925 Müller 2005, 351.

ließ den Kongress Revue passieren. Er lobte die Einsicht Langevins als guten Kenner deutschen Geisteslebens und stellte heraus, dass die »Wahrung eines ausgeprägten nationalen deutschen Standpunktes« die Verhandlungen auf der Tagung erleichtert habe, da dies mit Taktgefühl und Würde geschehen sei<sup>926</sup>. Gleichzeitig warnte er, als Angehöriger einer »radikal-sozialistischen« Gruppierung spreche Langevin, ebenso wie die anderen anwesenden Franzosen, nur für eine Minderheit in Frankreich, so wie dies in Deutschland Pazifisten und »extreme Demokraten« wie der Biologe Hans Driesch (1867–1941) oder Albert Einstein (1879–1955) täten. Zusammenfassend hieß es in Curtius' Artikel, dass man in Europa nur zusammenfinden könne, »wenn zunächst einmal die europäisch denkenden Nationalisten der beiden Länder sich verständigen«, was ihm »durchaus möglich« erschien. »Die europäische Demokratie« sei »viel schwächer als sie« wisse<sup>927</sup>. Diese Kampfansage an die »europäische« Demokratie ist hier wohl vor allem gegen die deutsche zu verstehen und zeigt, dass Curtius den Europäischen Kulturbund auch als antidemokratische Bewegung verstand. Einige Jahre später erläuterte er gegenüber Arnold Bergsträsser (1896–1964)<sup>928</sup>, dass die Demokratie als Staatsform aufgrund gewachsener historischer Voraussetzungen durchaus zu Frankreich passe, zu Deutschland jedoch nicht<sup>929</sup>.

Nach der Unterzeichnung der Locarno-Verträge und der Aufhebung des Wissenschaftsboykotts des französischen *Conseil des Recherches* gegenüber Deutschland waren die Voraussetzungen zur Gründung einer deutschen Abteilung des Kulturbundes geschaffen. Lediglich der »Verband der Hochschullehrer« unter Federführung des Archäologieprofessors und guten Freundes von Curtius Georg Karo (1872–1963) meldete noch Bedenken an<sup>930</sup> und beklagte die französische Dominanz in den 1926 gegründeten Völkerbundinstitutionen zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit<sup>931</sup>. Die deutsche Sektion des Europäischen Kulturbundes wurde schließlich im September 1926 gegründet und deren erster Präsident hieß Ludwig Curtius. Ein Hinweis, warum er der Prä-

sident der deutschen Sektion wurde, liefert ein Schreiben Lilly von Schnitzler-Mallinckrodt (1889–1981)<sup>932</sup> an das Auswärtige Amt, die für ein Treffen zwischen Curtius und Außenminister Stresemann im Rahmen der anstehenden Tagung des Kulturbundes im Herbst 1927 warb. »Curtius hat sowieso so viel Verdienste in Italien um deutsche Kulturpropaganda und da er im Winter Monate in Rom lebt, dass er es verdient, von unserem Aussenminister empfangen zu werden<sup>933</sup>«. Die nach dem Krieg ab 1924 wiederaufgenommenen Italienaufenthalte von Curtius und die darauf beruhende Vernetzung waren wohl der Grund für seine Ernennung zum Präsidenten der deutschen Sektion. Außerdem sollte Curtius als Mitglied der DNVP, so Schnitzler-Mallinckrodt, »gerade auch die rechtsstehenden Kreise für diese Aufgaben europäischer geistiger Zusammenarbeit« interessieren<sup>934</sup>.

Auch Curtius selbst versuchte, Außenminister Gustav Stresemann zu einer Teilnahme an der Tagung zu bewegen. »Nun ist es ein von vielen Seiten geäußelter Wunsch, Ew. Exzellenz zu bitten an einem der Tage [...] zu diesem Thema in Heidelberg als Teilnehmer des Congress zu sprechen<sup>935</sup>«. Das Erscheinen »wirklicher Staatsmänner« sollte die Tagung mit dem »eigentlichen Zweck entsprechenden Inhalt« füllen. Nur durch eine Teilnahme Stresemanns sei, so Curtius, die Erfolgsaussicht gegeben, noch andere wichtige europäische Staatsmänner – wie Churchill oder den französischen Kultusminister Édouard Herriot (1872–1957) – für die Tagung zu gewinnen. »Welche Möglichkeit der Idee ›Europa‹ durch dieses Zusammentreffen in gänzlich unverblichender Form auf akademischem Boden zu dienen!« Flankiert wurde jenes Schreiben von Curtius an Stresemann von einer Bewertung des Leiters der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes Hans Freytag (1869–1954). Dort hieß es, dass die Bedeutung des Europäischen Kulturbundes »wie die ähnlicher internationaler Verbände nicht überschätzt« werden dürfe, dessen Arbeit »vom deutschen Standpunkt aus« allerdings »durchaus förderndswert« und »Professor Curtius einer der angesehensten deutschen Gelehrten« sei. Freytag empfahl, Curtius eine grundsätzliche Zusage zu erteilen, »sich

926 Curtius 1926g.

927 Müller 2005, 351.

928 Der ebenfalls im Europäischen Kulturbund (und im Deutsch-Französischen Studienkomitee) tätig war. Müller 2005, 378.

929 Curtius an Bergsträsser 09.07.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

930 Müller 2005, 360.

931 Dem »Völkerbund-Institut für geistige Zusammenarbeit« in Paris und dem *Conseil international des Recherches* in Brüssel. Müller 2005, 360.

932 Die Schatzmeisterin der deutschen Sektion. Siehe Müller 2005, 360.

933 Lilly von Schnitzler-Mallinckrodt an [...] Schubert, Auswärtiges Amt, 29.08.1927, PA AA R61294.

934 Lilly von Schnitzler-Mallinckrodt an [...] Schubert, Auswärtiges Amt, 29.08.1927, PA AA R61294.

935 Folgende Zitate aus Curtius an Stresemann 25.05.1927, PA AA R61294.

jedoch jede Möglichkeit einer späteren Absage offen zu halten<sup>936</sup>. Ein weiterer Grund, warum Curtius Präsident der deutschen Sektion wurde, offenbart sich möglicherweise an dieser Stelle. Curtius hatte durch seinen Sitz in der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts engen Kontakt zu Vertretern des Auswärtigen Amtes, etwa Hans Freytag oder Hermann Terdenge (1882–1959)<sup>937</sup>, der als Legationsrat des Auswärtigen Amtes der Zentraldirektion des DAI angehörte. Möglich erscheint, dass Curtius überhaupt erst durch die Bekanntschaft zu Terdenge und Freytag direkt ein Schreiben an Stresemann richten und sich sicher sein konnte, dass der Außenminister das Schreiben zur Kenntnis nahm. Dennoch behielt Stresemann, ganz dem Rat Freytags folgend, sich ein Erscheinen auf der Tagung vor. Freytag riet darüber hinaus, dass »Professor Curtius [...] kulturpolitisch für uns sehr wichtig und nützlich [ist]. Sein Empfang durch den Herrn Reichsaußenminister erscheint mir angezeigt<sup>938</sup>.« Auffällig ist die Verbindung, die Freytag seiner Empfehlung mitgab: »Abteilung II hat gegen [Curtius'] Empfang keine Bedenken zu erheben und weist darauf hin, daß den Plänen des Prinzen Rohan gegenüber stets ziemliche Zurückhaltung beobachtet wurde<sup>939</sup>.« Dass Freytag diese Distanz zwischen Curtius und Rohan so betonte, schien ein Argument für und nicht gegen ein Treffen zwischen Stresemann und Curtius zu sein. Was mit dieser Abgrenzung im Auswärtigen Amt allerdings genau gemeint war, wird nicht klar. Die eingangs erwähnte Einschätzung Rohans durch das Auswärtige Amt war zwar eine grundsätzlich eher positive<sup>940</sup>, hier jedoch schien die Distanz von Curtius zu den Plänen Rohans ein ausschlaggebender Punkt zu sein.

Weiterhin ist zu beobachten, dass, so Freytag, eine Teilnahme Stresemanns an der Tagung »nicht zu

erfolgen«<sup>941</sup> brauche, sollte ein mögliches Treffen des Außenministers mit Curtius stattfinden. Wie bereits erwähnt, versuchte auch Lilly von Schnitzler-Mallinckrodt Stresemann zu einem Treffen mit Curtius zu bewegen<sup>942</sup>, der Außenminister ließ sich jedoch letztlich entschuldigen und verwies auf andere Pflichten; auch ein mögliches Treffen mit Curtius fiel dadurch aus<sup>943</sup>. Als offizieller Vertreter des Auswärtigen Amtes nahm schließlich Richard von Kühlmann (1873–1948) am Kongress teil<sup>944</sup>.

Im Herbst des Jahres 1927 hielt der Europäische Kulturbund seine alljährliche Tagung unter dem Thema »Die Bedeutung des geschichtlichen Bewusstseins für den Geist der Völker« in Heidelberg und Frankfurt am Main ab. Das Tagungsbüro befand sich in Curtius' Wohnung<sup>945</sup>. Bereits bei dieser Tagung – der vierten insgesamt – brach das paradoxe Bild vom »europäisch denkenden Nationalisten<sup>946</sup>« auf und Rohans Urteil einer Zusammenkunft ohne jegliche politische Streitigkeiten erwies sich als trügerisch.

Am 19. Oktober 1927 fanden sich über 170 Teilnehmer zum Kongress in Heidelberg ein. Besonderes Augenmerk fiel auf die Delegation des faschistischen Italien. Emilio Bodrero, damals Rektor der Universität Padua, hielt einen Vortrag, der den Titel »Histoire, element dynamique« trug<sup>947</sup>. Vonseiten des Redakteurs der offiziellen Zeitschrift des Europäischen Kulturbundes, der »Europäischen Revue«, Max Clauss hieß es, die Tagung sei durch das Erscheinen der italienischen Gesandtschaft »politisch belastet« gewesen<sup>948</sup>.

Zum Vortrag Bodreros regte sich offenbar Unmut unter den mehrheitlich deutschnational-konservativ eingestellten Heidelberger Studierenden aufgrund der immer noch schwelenden Südtirolfrage<sup>949</sup>. Curtius verstand es zwar, so Clauss, die Aufregung der Studierenden vorerst zu beruhigen<sup>950</sup>, dennoch sorgte

**936** Freytag an Stresemann via Staatssekretär AA 29.06.1927, PA AA R61294.

**937** Hermann Terdenge war Legationsrat im Auswärtigen Amt, ab 1930 in der Kulturabteilung. In seinen Lebenserinnerungen lobte Curtius Terdenges »Arbeitsenergie« und dessen »kühle, beherrschte und berechnende Natur mit diplomatischem Weitblick.« Curtius, Welt (1950), 451 f.

**938** Freytag an Staatssekretär 06.09.1927, PA AA R61294.

**939** Freytag an Staatssekretär 06.09.1927, PA AA R61294.

**940** Mutmaßungen können allerdings angestellt werden: Rohan gerierte sich öffentlichkeitswirksam als Gegner der Demokratie, was bei den Vertretern eines demokratischen Systems – wie Stresemann und dem Auswärtigen Amt – naturgemäß auf Bedenken stoßen musste. Gegen eine Unterscheidung zwischen Curtius und Rohan anhand dieses Aspektes spricht allerdings, dass auch Curtius die Demokratie ablehnte. Ähnlich verhält es sich mit den Sympathien zum italienischen Faschismus. Vgl. hierzu Müller 2005, 351, Fußnote 124.

**941** Freytag an Staatssekretär 06.09.1927, PA AA R61294.

**942** Lilly von Schnitzler-Mallinckrodt an [...] Schubert, Auswärtiges Amt, 29.08.1927, PA AA R61294.

**943** Unbekannt (AA) an Lilly von Schnitzler-Mallinckrodt 20.09.1927, PA AA R61294.

**944** Außerdem ein Mitarbeiter namens Zech. Siehe: Köpke an Staatssekretär von Schubert 18.10.1927, PA AA R61294.

**945** Diebner – Jansen 2016, 92.

**946** Curtius 1926g.

**947** Programm der vierten internationalen Tagung des Europäischen Kulturbundes, PA AA R61294.

**948** Müller 2005, 383.

**949** In Curtius' Lebenserinnerungen war die Südtirolfrage Anlass zur Aussage, er habe dem Faschismus »von Anfang an ablehnend gegenüber gestanden«. Curtius, Welt (1950), 492; Müller 2005, 383. Vgl. außerdem M. Damm, Die Rezeption des italienischen Faschismus in der Weimarer Republik (Baden Baden 2013).

**950** Müller 2005, 383.

die Südtirolfrage am letzten Tag der Zusammenkunft erneut für große Empörung, diesmal auch unter den Tagungsteilnehmern, was beinahe zur Auflösung des Kongresses führte. Ein Bericht, der dem Auswärtigen Amt vorlag, gab an, dass sich die meisten Vorträge der Tagung an das vorgegebene geschichtliche Thema gehalten hätten, manche, wie etwa der von Bodrero, zwar politisch gewesen seien, jedoch mit gewisser »Sachlichkeit« diskutiert worden waren. Nicht jedoch der des katholischen Reichsideologen Hans Eibl (1882–1958)<sup>951</sup>. Eibl, Philosophieprofessor in Wien, wich von seinem eigentlichen Vortragsthema ab und äußerte sich polemisch sowohl zu den »Fragen des Anschlusses sowie der Verträge von Versailles und Trianon<sup>952</sup>« als auch zur Besitznahme Südtirols durch Italien<sup>953</sup>. Es kam zu leidenschaftlichen Zustimmungsbekundungen der deutschen Zuhörer, sodass schließlich französische und italienische Zuhörer protestierend und unter deutschem Beifall den Saal verließen<sup>954</sup>. Durch die im Plenum entstehende »lebhaft Unruhe« sah Curtius sich gezwungen, die Sitzung, der er vorsah, zu unterbrechen und Eibl »in ziemlich temperamentvoller Weise<sup>955</sup>« zurückzuweisen. Das scharfe Vorgehen von Curtius habe »wiederum den Widerspruch anderer Zuhörer« hervorgerufen. Der Tagung drohte die Auflösung, doch ein »reichhaltiges Essen« in der Frühstückspause beruhigte die Gemüter wieder soweit, dass »eine kurze Ansprache des Professors Curtius, in der er sein Temperament etwas zügelte, sowie eine sehr loyale Erklärung des 2. Vorsitzenden der Österreichischen Delegation, Thun, der seinen Mitdelegierten, wenn auch in vorsichtiger Form, desavouierte, genügten, um das gute Einvernehmen wiederherzustellen.«

Hier zeigte sich, wie brüchig »kultureller Konsens<sup>956</sup>« auf europäischer Basis im Zeichen aufgeladenen Nationalismus tatsächlich war<sup>957</sup>. Aktuelle politische Fragen überlagerten die transnationale Einigung der (nationalen) Geisteseliten und der Dissens in der Debatte machte auch vor Rohans Wunschvorstellung eines konfliktfreien Dialoges nicht Halt.

Für Curtius verwirklichte sich im Europäischen Kulturbund – zumindest anfangs – die geistige Füh-

rungsschicht, die er sich für die deutsche Gesellschaft schon seit der Vorkriegszeit erhofft hatte. Hauptaugenmerk der Aktivitäten des Kulturbundes muss für ihn aber auf der Annäherung und der Rückkehr Deutschlands zu einem kulturpolitischen Dialog auf Augenhöhe mit den anderen europäischen Nationen gelegen haben, wie auch etwa seine Kontakte zum Deutsch-französischen Studienkomitee zeigen<sup>958</sup>. Die Ansichten Rohans und Curtius' schießen sich in diesem Punkt auseinanderzuentwickeln. Deutlich wird dies in einem Brief an Karl Anton Rohan von 1928, in dem Curtius über das Erreichte und die Zukunft des Kulturbundes reflektierte. »Der Zweck, zu dem Euer Durchlaucht sie ursprünglich begründet haben, ist heute erreicht. Dem internationalen Verkehr zwischen geistigen Persönlichkeiten stehen heute keine Hindernisse entgegen.« Dafür, so Curtius, brauche man nun keinen Kulturbund mehr. Vielmehr solle, auf den bisherigen Aktivitäten aufbauend, ein »wirkliches sich gegenseitiges Kennenlernen der führenden Nationen, eine neue auf gegenseitigem Verständnis begründete Achtung und eine eigentliche kulturelle Zusammenarbeit führender Persönlichkeiten« auf europäischer Ebene angestrebt werden. Die derzeitige Form des Kulturbundes sah er dabei »in einer schwierigen Situation<sup>959</sup>«. Was genau Curtius als problematisch einstufte, zeigte sich in einem Schreiben an Alfred Weber, den er gerne als seinen Nachfolger auf dem Posten des Vorsitzenden der deutschen Sektion des Kulturbundes gesehen hätte. Weber lehnte dies ab und Curtius bedauerte, dass nur »durch eine Persönlichkeit von hohem geistigem Rang und grosser Noblesse des Charakters« die »Bewegung ihre Idee erfüllen und die Form finden« könne, »die sie noch nicht hat<sup>960</sup>«. Gegenüber Weber harderte Curtius, er sei »nach wie vor weder mit der Geschäftsführung des Prinzen noch mit der Wahl von Prag als Tagungsort einverstanden«, er könne »ja aber die Beschlüsse nicht mehr rückgängig machen.« Es sei ihm »sehr fraglich, ob wir auf dem von dem Prinzen als »imaginären Chef« betretenen Wege weiter vorwärts kommen<sup>961</sup>«. Prag lehnte Curtius ab, da die Stimmung dort »noch genau so deutschfeindlich

951 Aufzeichnung an Reichsminister und Staatssekretär 25.10.1927, PA AA R61294.

952 Aufzeichnung an Reichsminister und Staatssekretär 25.10.1927, PA AA R61294.

953 Müller 2005, 384.

954 Nach einem unveröffentlichten Manuskript: M. Clauss, Sehenden Auges. Internationale Erinnerungen. Unveröffentlichtes Manuskript der Erinnerungen (Durbach 1987), 75 z.n. Müller 2005, 384.

955 Folgende Zitate aus Aufzeichnung an Reichsminister und Staatssekretär 25.10.1927, PA AA R61294.

956 Müller 2005, 384.

957 Zu diesem Schluss kommt auch Müller 2005, 384.

958 Curtius, Welt (1950), 381.

959 Vorhergehende Zitate aus Curtius an Rohan 16.06.1928, Universitätsbibliothek Heidelberg, Nachlass A. Weber, Heid. Hs. 4069 I F-7.

960 Curtius an Weber 16.04.1928, Universitätsbibliothek Heidelberg, Nachlass A. Weber, Heid. Hs. 4069 I F-7.

961 Curtius an Weber 16.04.1928, Universitätsbibliothek Heidelberg, Nachlass A. Weber, Heid. Hs. 4069 I F-7.

wie vor 20 Jahren<sup>962</sup> sei. Zu einem Kongress in Prag werde er nicht erscheinen<sup>963</sup>. Was genau Curtius am »Weg« Rohans kritisierte, geht aus dem Schreiben nicht hervor, mutmaßlich jedoch, dass die Europavorstellung Karl Anton Rohans um 1928 eine konfrontative Dimension gegenüber den westeuropäischen Staaten erhielt, die den im nationalistischen Rahmen »ausgleichenden« Bemühungen von Curtius entgegenliefen. Dem »Mitteleuropa« Rohans stand in dieser neuen Konstellation ein »Westeuropa« feindlich gesonnen gegenüber<sup>964</sup>. Woher seine veränderten Ansichten rührten, ist nicht auszumachen, sie hingen aber möglicherweise mit einem Verlagswechsel von Rohans Zeitschrift »Europäische Revue« zusammen. Vom Leipziger »Neuer Geist Verlag« des DDP-Ministers Peter Reinhold (1887–1955) wechselte sie zum rechten »Vowinkelverlag<sup>965</sup>«. Ob die veränderten Ansichten Rohans den Verlagswechsel bedingten oder umgekehrt, bleibt allerdings fraglich. Dieser Positi-

onswechsel mag dazu beigetragen haben, dass Curtius der Neuausrichtung des Kulturbundes skeptisch gegenüberstand, war er doch als Direktor des Archäologischen Instituts in Rom ab 1928 bemüht, auch zu den westeuropäischen Nationen, in Anerkennung einer Konkurrenzsituation, Kontakte zu pflegen.

Curtius' Engagement im Europäischen Kulturbund bewegte sich vor dem intellektuellen Hintergrund geistigen Elitismus und nationalistisch-neukonservativ aufbereitetem (Mittel-)Europäertums. Die Idee einer transnationalen Verständigung europäischer Nationalisten scheiterte letztlich am inhärenten Paradoxon. Konkret konnte Curtius im Europäischen Kulturbund jedoch ein stabiles personales Netzwerk, vor allem in Italien, aber auch in Deutschland zu Industrie, Finanz und Diplomaten aufbauen, das ihm auf seinem Posten als Direktor der römischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts ab 1928 zugute kam.

## 6.8 Edith Curtius (1885–1932)

Kurz nachdem Ludwig Curtius seine Professur in Heidelberg angetreten hatte, lernte er im April 1920 Edith von Fransecky kennen, die zum damaligen Zeitpunkt noch mit dem Offizier Rudolf von Fransecky (1870–1929) verheiratet war, von diesem jedoch bereits getrennt lebte. Bereits ein Jahr später, im Sommer 1921, fand die Heirat der beiden statt. Bis auf einige Erwähnungen bezüglich ihres Todes und der Trauer Curtius' in den Jahren 1932/1933 ist recht wenig über sie zu erfahren<sup>966</sup>. Dabei spielte sie offenbar eine nicht unerhebliche Rolle, was den gesellschaftlichen Umgang des Paares und somit das personelle Netzwerk Curtius' betraf. Auch liefern ihre zahlreichen Briefe, die einer eingehenden Untersuchung harren, möglicherweise einen interessanten Einblick in die Lebenswelt bürgerlicher Frauen im frühen 20. Jahrhundert<sup>967</sup>.

Edith Curtius, geb. Wyneken, wurde 1885 als ältestes Kind Otto Wynekens (1854–1922) und Frieda Lieberts (1865–1920) in Bonn geboren und hatte drei jüngere Geschwister. Durch die militärische Laufbahn des Vaters wechselte die protestantische Familie oft den Wohnort. Schulische Bildung erhielt sie zunächst von der Mutter und Gouvernanten, später besuchte sie Privat- und sog. Töchterschulen<sup>968</sup>. Geschlechterspezifische Merkmale von klein auf herauszustellen und zwischen vermeintlich männlichen und weiblichen »Tugenden« und »Veranlagungen« zu unterscheiden, teilte den bürgerlichen Frauen eine passive, auf den Haushalt begrenzte Rolle zu. Die höhere Töchterschule institutionalisierte jene Unterscheidungen. Mit Tanzstunden, Klavierunterricht sowie Sprachunterricht in Englisch und Französisch komplettierte sich der bürgerlich-weib-

<sup>962</sup> Curtius an Weber 16.04.1928, Universitätsbibliothek Heidelberg, Nachlass A. Weber, Heid. Hs. 4069 I F-7.

<sup>963</sup> Scheint es im Brief an Weber so, als würde Curtius den Kongress in Prag wegen der dortigen Deutschenfeindlichkeit nicht besuchen wollen, gibt er gegenüber Rohan an, er habe zu diesem Zeitpunkt den Pompejikurs zu leiten. Curtius an Weber, 16.04.1928 und Curtius an Rohan 16.06.1928, Universitätsbibliothek Heidelberg, Nachlass A. Weber, Heid. Hs. 4069 I F-7.

<sup>964</sup> Pöpping 2001, 127. Ursprünglich unterteilte Rohan Europa in fünf »geopolitische und psychologische Kraftfelder mit jeweils verschiedenen Lebensrhythmen, nämlich Mitteleuropa, Italien, Spanien, Frankreich und England«, so Pöpping 2001, 125.

<sup>965</sup> Pöpping 2001, 127, Fußnote 136.

<sup>966</sup> Diebner 2013, 220.

<sup>967</sup> Nachlass Curtius, N1304, BArch Koblenz.

<sup>968</sup> Diebner 2013, 220.

liche Bildungsweg<sup>969</sup>. Im Alter von 20 Jahren heiratete Edith 1904 auf Wunsch ihrer Mutter den 15 Jahre älteren Rudolf von Fransecky, den sie drei Jahre zuvor kennengelernt hatte. Aus der Ehe gingen die beiden Töchter Sigrid und Alix hervor. Während des Ersten Weltkriegs geriet die Ehe in eine Krise. Edith von Fransecky versuchte, sich von ihrem Mann zu trennen, und weilte im Sommer und Herbst 1917 in Badenweiler südlich von Freiburg, während ihr Mann in Berlin seinen Offiziersdienst verrichtete<sup>970</sup>. Gegenüber ihren BriefpartnerInnen klagte sie über die Zwänge, die ihr in Kindererziehungs- und Ehefragen von der Familie auferlegt wurden. Rudolf von Fransecky wollte zunächst keine Scheidung. Die Konflikte, die Edith von Fransecky und ihre Familie austrugen, hatten ihren Ursprung nicht zuletzt in der dem bürgerlichen Familienideal von Einheit und Harmonie der Ehegemeinschaft<sup>971</sup> zuwiderlaufenden Familienleben des Paares. Die normativen Selbstentwürfe<sup>972</sup> des Bürgertums – nicht nur in Familienfragen – und deren bereits genannte Institutionalisierung unter anderem in den Töchterschulen sorgten nicht selten für eine weitgehende Trennung der Lebenswelten von Frauen und Männern des Bürgertums<sup>973</sup>.

Bei einem neuerlichen Aufenthalt in Baden im Frühjahr 1920 lernte Edith von Fransecky Ludwig Curtius im Haus des Philosophen Richard Kroner kennen<sup>974</sup>. Auffällig ist, dass sie fern ihres Ehemanns gesellschaftliche Zusammenkünfte durchaus auch alleine wahrnahm und sich der im bürgerlichen Familienideal bisweilen vorhandenen »passiven, auf den Haushalt beschränkten<sup>975</sup>« Rolle der Frau entzog.

Edith von Fransecky entwickelte große Zuneigung für Curtius. Dessen Welt- und Redegewandtheit beeindruckten sie ebenso wie dessen etwas exzentrische Merkmale. Über die Poesie habe man zueinandergefunden, wie sie ihren BriefpartnerInnen berichtete<sup>976</sup>. Sie beschrieb ihn als »geistreiches Geschöpf in bunten Maskenlappen<sup>977</sup>«, das »mit einem ›Burschen-Temperament aber doch schon so viel durch Athen und Rom und Ägypten – und natürlich auch durch München – geschweift« sei, »daß etwas ungreifbar-compliciertes daraus geworden war: mit

einem Kopf, der sonderbar zwischen Früh-Antikem und Cyrano schwankt und der auch noch was ganz Einfach-Deutsches so um die Stirnbildung herum hat<sup>978</sup>.« Bereits im Herbst schien daraus eine Beziehung erwachsen zu sein, da Edith von Fransecky und Ludwig Curtius schon gemeinsam das Ehepaar Jaspers zum Tee einluden. Die gute Bekanntschaft Curtius' zu Jaspers rührte aus dieser Zeit, denn Edith von Fransecky war bereits seit einigen Jahren mit diesem bekannt. Anfang Januar 1921 wandte sich Rudolf von Fransecky an Curtius und fragte, wie man sich nun einigen solle, da klar sei, dass Edith sich selbst »verwirklichen« wolle und Curtius gewählt habe<sup>979</sup>. Im März 1921 wurde Edith schließlich »schuldig« geschieden, die Töchter wurden Rudolf von Fransecky zugesprochen und im Juni 1921 fand die standesamtliche Hochzeit mit Ludwig Curtius statt. Trauzeugen waren Karl Jaspers und Franz Boll. Während Curtius sich im Jahre 1923 auf einer universitären Exkursion in Kopenhagen befand, wurde am 2. Oktober die erste Tochter des Paares Olivia Anna Regine geboren. Offenbar meldete Curtius sich daraufhin aus Missfallen über die Geburt einer Tochter tagelang nicht bei seiner Frau, was diese schon von ihrem ersten Mann zu kennen schien<sup>980</sup>.

Im Herbst 1925 brach das Paar zu einem mehrmonatigen Aufenthalt in Italien auf. Edith Curtius berichtete vom »Salonleben« Roms und in der römischen Wohnung der beiden schienen die Gäste ein und aus zu gehen<sup>981</sup>. Diese Reise nach Rom ist zentral, da Ludwig Curtius wohl zu dieser Zeit sein personales Netzwerk in Italien auf- und ausbaute<sup>982</sup>. Bei solchen gesellschaftlichen Zusammenkünften fiel der gastgebenden Ehefrau eine tragende Rolle zu. Durch die Organisation der bürgerlichen Geselligkeit wurde die Frau zur Bewahrerin des »kulturellen Kapitals« von »Bürgerlichkeit<sup>983</sup>«. Auch wenn Edith Curtius gelegentlich über die Besucherströme, auch der Schüler Curtius' in Heidelberg, klagte und in einen »Besuchs-Streik« trat, woraufhin sie von ihrem Mann »gescholten« wurde, ist dennoch davon auszugehen, dass sie diese Rolle, die die bürgerliche Gesellschaft ihr zuschrieb, doch ausfüllte. Das zeigt unter ande-

969 Schulz 2005, 67.

970 Diebner 2013, 220.

971 Schulz 2005, 67.

972 Schulz 2005, 67.

973 Schulz 2005, 66.

974 Diebner 2013, 221.

975 Schulz 2005, 66.

976 Diebner 2013, 222.

977 Edith von Fransecky an Rudolf Borchard, BArch Koblenz, Nachlass Curtius N1304 z.n. Diebner 2013, 222 [Quellenangabe

übernommen von Diebner]. Zum bisweilen etwas merkwürdigen Kleidungsstil Curtius' auch Brendel 1957, 12–22.

978 Edith von Fransecky an Rudolf Borchard, BArch Koblenz, Nachlass Curtius N1304 z.n. Diebner 2013, 222.

979 Brendel 1957, 223.

980 Diebner 2013, 224.

981 Diebner 2013, 225.

982 Und im Europäischen Kulturbund noch weiter vertieft.

983 Schulz 2005, 67.

rem das durchaus gute und innige Verhältnis, das auch Curtius' Schüler zu ihr hatten<sup>984</sup>. Auch etwa bei der Tagung des Europäischen Kulturbundes in Heidelberg 1927 nahm Edith Curtius an den gesellschaftlichen Zusammenkünften teil, doch war sie offenbar ebenso von den politischen Zielen der Tagung beeindruckt, wie sie an das Ehepaar Jaspers berichtete. »Doch werdet ihr schon lächeln, mich plötzlich so ›politisch‹ zu finden: verzeiht, es ist nur noch die Nach-Bewegung der letzten Tage, die mich, nach dem Gesetze der ›Beharrung‹ noch etwas weiterklingen lässt<sup>985</sup>.« Eugen Dollmann, Kunsthistoriker und Hitlers Dolmetscher, beschrieb sie und die Gesellschaft, die bei Curtius ein und aus ging. »Curtius had a shrewd, slightly snobbish wife. I got on well with her and admired her ability, unique in contemporary Rome, to mix a social cocktail out of representatives of the intelligentsia and members of the fashionable society in which she and her husband delighted. The Curtiuses made a point of living in an ancient palazzo in the centre of the old quarter, which automatically endowed their receptions with the requisite atmospheric je ne sais quoi. Whether one had been invited there to meet the Russian émigré circle of Rome, in which case one felt eerily transported into the time of Rasputin and the ill-fated Tsar and Tsarina, or whether Furtwängler was playing – [...] or whether the ›Georgianer‹, represented by Karl Wolfskehl, already half-blind, and Ernst Kantorowicz, were giving readings from their works, one could always count on enjoying a social or cultural feast<sup>986</sup>.« Die Zusammenkünfte im Hause Curtius zeichneten sich also durch eine besondere gesellschaftliche Bandbreite aus. Die Zusammensetzung der Gäste arrangierte Edith Curtius offenbar bewusst, um für größtmögliche Vielfältigkeit und Abwechslung zu sorgen.

Im Juni 1927 kam die zweite Tochter des Paares, Stella Maris (1927–1950), zur Welt. Nachdem Ludwig Curtius 1927 zum Ersten Sekretar des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches gewählt worden war, siedelte die Familie nach Rom über.

Im Herbst 1929 starb Rudolf von Fransecky und Edith Curtius löste den Haushalt ihres ersten Mannes auf<sup>987</sup>. Das eröffnete dem standesamtlich getrauten Ehepaar Curtius die Möglichkeit, auch kirchlich zu heiraten<sup>988</sup>, was wiederum Ludwig Curtius eine Papstaudienz gestattete, die er bei seinem Amtsantritt in Rom zwei Jahre zuvor eben wegen der mangelnden kirchlichen Eheschließung nicht hatte wahrnehmen können<sup>989</sup>. Bei dieser Gelegenheit überreichte er Papst Pius XI. eines seiner wissenschaftlichen Hauptwerke, »Die Wandmalerei Pompejis<sup>990</sup>.«

Im Herbst 1932 erkrankte Edith Curtius schwer. Nachdem kurz Hoffnung bestand, verschlechterte sich ihr Zustand im November rasant. In diesen Wochen konvertierte sie zum Katholizismus und das Paar stellte einen Antrag, in die Erzbruderschaft zur Schmerzhafte Muttergottes am Campo Santo Teutonico aufgenommen zu werden<sup>991</sup>. Lediglich drei Tage nach Antragsstellung erfolgte die offizielle Aufnahme mit Bestattungsrecht. Normalerweise ging einer Aufnahme ein längerer Prozess voraus, unter anderem eine einjährige Probezeit, in der regelmäßige Gottesdienstbesuche des Probanden verlangt wurden, und erst danach entschied ein Gremium über die Aufnahme<sup>992</sup>. Es ist denkbar, dass Edith Curtius mit ihrem Mann schon vor der Konversion regelmäßig die Gottesdienste in der Kirche am Campo Santo Teutonico besuchte und ihr daher, auch im Lichte ihres nahen Todes, die Probezeit erlassen wurde. Die guten Kontakte von Ludwig Curtius zum Campo Santo<sup>993</sup> mögen ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Am 8. Dezember 1932 starb Edith Curtius in Rom. Ihre Beerdigung fand zwei Tage später statt<sup>994</sup>.

Auch wenn Edith Curtius weitgehend im Schatten ihres Mannes verbleibt und über ihren Tod hinaus in den Quellen nur noch wenig Erwähnung findet, kann davon ausgegangen werden, dass sie in den elf Jahren Ehe eine durchaus zentrale Rolle für die Netzwerkbildung von Ludwig Curtius spielte.

**984** Etwa Otto Brendel oder Werner Technau. Diebner 2013, 227.

**985** BArch Koblenz, NL 1304, Unterstreichung im Original, z.n. Diebner – Jansen 2016, 93. Edith Curtius führte darüber hinaus eine rege Briefkorrespondenz, in der sachliche Themen besprochen wurden. Exemplarisch genannt sei etwa die Korrespondenz mit Gerhart Rodenwaldt über Finanzfragen des römischen Instituts: DKA, NL Curtius, Ludwig, III, C-21, Gerhart Rodenwaldt an Edith Curtius.

**986** Dollmann, 21. Eine äußerst detailreiche Zusammenschau von Frauen als Gastgeberinnen bzw. »Salonierinnen« in Wilhelmy 1989, 391 ff.

**987** Diebner 2013, 225 f.

**988** Edith und Ludwig Curtius wurden im Juni 1930 von Alois Hudal (1885–1963) getraut, der Rektor am deutschen Priesterkolleg Santa Maria dell'Anima in Rom war.

**989** Diebner 2013, 226.

**990** Diebner 2013, 227.

**991** Diebner 2013, 227.

**992** Diebner 2013, 228.

**993** Diebner 2013, 228.

**994** Siehe MB 84 = Namen-Verzeichniss der Brüder und Schwestern der deutschen Erzbruderschaft St. Maria della Pietà in Campo Santo in Rom, Rom 1852, S. 84.

## 6.9 Zusammenfassung

Die Richtigkeit der in den Kriegsjahren vollführten politischen Umorientierung bestätigte sich für Curtius in den Schockwellen der Niederlage von 1918 und den darauf folgenden relativ instabilen Jahren der Weimarer Republik bis 1924. Seine Überzeugungen konsolidierten sich und spiegeln exemplarisch die Hypotheken wider, mit der die erste deutsche Demokratie zu kämpfen hatte. Darüber hinaus legen sie das intellektuell-elitäre Denken der deutschen Professorenschaft, die Fritz K. Ringer die »Mandarine« taufte, offen. Hervorzuheben ist dabei, dass Curtius aus der oftmals nur »urteilenden« Kaste der Hochschulprofessoren hervortrat und sich aktiv politisch betätigte, was die Mitgliedschaft in der DNVP und sein Engagement im Europäischen Kulturbund zeigen. Erst nach 1928, als Direktor in Rom, ließ Curtius seine politischen Aktivitäten, die in den 1890er Jahren begonnen hatten, ruhen.

Der vielstimmige deutschnationale Rechtskonservatismus – und dessen trotz des Namens »moderner« Richtung, wie Ludwig Curtius sie vertrat – bildete eine Gemengelage, aus der letztthin auch der Nationalsozialismus seine Inspiration zog, war er doch ebenfalls eine Neuinterpretation »von unten« zahlreicher Versatzstücke intellektualistisch-elitärer rechtskonservativer Strömungen.

Der im Bürgertum weit verbreitete Kulturpessimismus – also die Auffassung, dass gegenwärtige Zeitendenzen vor allem in Bezug auf eine idealisierte Vergangenheit in den Bereichen Gesellschaft, Kultur und Politik einem Niedergang unterlägen – befeuerte das Krisenempfinden in den 1920er Jahren und wurde wiederum selbst durch die Krisen zu Anfang und gegen Ende der Weimarer Republik befeuert.

Curtius ist letztlich als Teil eines neo-rechtskonservativen Intellektuellenkreises zu sehen, der sich vom »herkömmlichen<sup>995</sup>« Konservatismus, der auf verschiedene Art und Weise nach einer konkreten Restauration<sup>996</sup> von Vergangenen – etwa dem monarchischen System – strebte, abgrenzte und auf den Anbruch einer »Neuen Zeit« hinarbeitete. Es handelte sich um eine Gruppe, die für eine radikale Abkehr von Liberalismus und der westlichen Demokratie stand. Sie setzte »der Gesellschaft das Volk«, »dem Pluralismus der Interessen die Ordnung des Ganzen«, der »ausufernden parlamentarischen Debatte die Autorität der für alle bindenden politischen Entscheidung« und nicht zuletzt »der Masse den Führer« entgegen, wie der Soziologe Hans Freyer 1931 schrieb<sup>997</sup>.

<sup>995</sup> Winkler 2000, 464.

<sup>996</sup> Im Gegensatz zu dem diffusen idealisierenden Vergangenheitsbezug Curtius'.

<sup>997</sup> Winkler 2000, 464.



## 7. Curtius als Direktor<sup>998</sup> des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1928–1933

»Und unter den Wissenschaften war die Archäologie eine der wenigen, zu deren Wesen internationaler Charakter und internationale Verbindungen gehörten, die sich auch nach dem ersten Weltkriege wiederhergestellt hatten und die also eine Handhabe gewährten, um in diesem verlorene kulturpolitische Positionen wiederzuerobern<sup>999</sup>.«

Am 12. September 1927 starb Walter Amelung, der erste Sekretar der römischen Zweigstelle des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches. Unter seiner Leitung hatte die römische Abteilung von 1924 bis 1927 Jahre des Wiederaufbaus nach dem Ersten Weltkrieg erlebt. Auf den Wiedereröffnungsfeierlichkeiten am Winckelmanntag<sup>1000</sup> 1924 betonte Amelung die Wiederaufnahme der für die Klassische Archäologie so wichtigen internationalen wissenschaftlichen Kontakte. In den Folgejahren wurde der Etat sukzessive erhöht und die Abteilung personell mit dem zweiten Sekretar Armin von Gerkan (1884–1969) aufgestockt, dessen Fachgebiet die römische kaiserzeitliche Architektur war<sup>1001</sup>. Die römische Zweigstelle des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches befand sich beim Tode Amelungs im Aufschwung. Als Wissenschaftsmanager vermochte Curtius es in den weiterhin schwierigen Folgejahren, den unter Amelung begonnenen Aufschwung aufrechtzuerhalten und den effizienten Wissenschaftsbetrieb im Institut auszubauen. Dies gelang ihm durch die Eigeninitiative bei der Sicherstellung der Finanzie-

rung des Instituts, die innovative Gestaltung der Nachwuchsförderung, die Öffnung der Arbeit des Instituts für ein breiteres Publikum und den Aus- und Umbau der für die Forschung zentralen Bibliothek und Fotothek.

Ludwig Curtius betrat in Rom eine Bühne, die in ihrem internationalen Charakter ihresgleichen suchte<sup>1002</sup>. Zahlreiche Nationen unterhielten Forschungsinstitute, die sich den »klassischen Studien«, sowie der Kunstgeschichte, der Kunst oder der Geschichtsforschung widmeten. Darunter befanden sich nicht nur die führenden Nationen wie Großbritannien<sup>1003</sup>, Frankreich<sup>1004</sup> oder die USA<sup>1005</sup>. Auch kleinere Länder, wie etwa Schweden<sup>1006</sup>, die Niederlande<sup>1007</sup> oder Rumänien<sup>1008</sup>, unterhielten Forschungseinrichtungen in Rom. Der italienische Staat bündelte ebenfalls seine nationalen altertumskundlichen Forschungsinstitute in der Stadt. So öffnete etwa im Jahr 1922 das *Istituto Nazionale di Archeologia e Storia dell'Arte* seine Pforten an prominenter Stelle im *Palazzo Venezia*. Auch der Vatikan unterhielt Institute, die sich den Klassischen Studien widmeten, wie das 1925 eröffnete *Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana* und die bereits 1810 entstandene *Pontificia Accademia Romana di Archeologia*.

Deutschland betrieb in Rom mit vier Auslandsinstituten die höchste Zahl an Einrichtungen aller Nationen. Das bereits 1829 als privater Verein gegründete Deutsche Archäologische Institut Rom<sup>1009</sup> war das älteste. Zur Erforschung der 1881 geöffneten

**998** Als Curtius seinen Posten in Rom 1928 antrat, trug dieser noch den Titel »Erster Sekretar«. Erst im Laufe des Jahres 1928 wurde er in »Direktor« umgewandelt, um eventuellen Verwechslungen mit einem »Sekretär« vorzubeugen und um der Stellung besser gerecht zu werden. Siehe hierzu mehrere Schreiben in BArch Berlin 901/69535.

**999** Curtius, Welt (1950), 452.

**1000** 9. Dezember.

**1001** Vigener 2012a, 38.

**1002** Einen Überblick über die in Rom ansässigen Forschungsinstitute bietet Vian 1993.

**1003** *British School at Rome*, gegründet 1901.

**1004** Kunstakademie *Académie de France à Rome*, gegründet 1666, und *École française de Rome*, gegründet 1873.

**1005** Die *American School of Architecture* (1894) und die *American School of Classical Studies in Rome* (1895) verschmolzen 1913 zur *American Academy in Rome*.

**1006** *Svenska Institutet i Rom*, gegründet 1925.

**1007** *Koninklijk Nederlands Instituut Rome*, gegründet 1904.

**1008** *Scoala Româna la Roma*, gegründet 1921.

**1009** Der ursprüngliche Name des Vereins lautete *Istituto* [sic] *di corrispondenza archeologica*. Im Jahr 1874 erfolgte die Umwandlung in ein Reichsinstitut, das dem Außenministerium unterstand. Fortan war das römische Institut eine Zweigstelle der Dachorganisation des Archäologischen Institut des Deutschen Reiches mit Sitz in Berlin. <https://www.dainst.org/dai/geschichte> (11.08.2021 11:01).

vatikanischen Archive wurde 1888 die »Preußische Historische Station« (ab 1890 »Institut«) gegründet<sup>1010</sup>. Oberhalb der Spanischen Treppe wurde 1913 die Bibliotheca Hertziana eröffnet, das kunsthistorische Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, das auf eine Stiftung der Kunstmäzenin Henriette Hertz (1846–1913) zurückging<sup>1011</sup>. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs wurde die Deutsche Akademie Villa

Massimo gegründet, die deutsche Kunststipendiaten beherbergte<sup>1012</sup>. Nicht zuletzt kann darüber hinaus die Gründung des sich in privater Trägerschaft befindlichen Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft<sup>1013</sup> genannt werden, das sich vornehmlich mit Kirchengeschichte und christlicher Archäologie beschäftigte<sup>1014</sup>.

## 7.1 Wahl und Amtsantritt von Ludwig Curtius in Rom

Wie dem Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1927 zu entnehmen ist, wurde Ludwig Curtius am 1. März 1928 offiziell zum Nachfolger Amelungs ernannt. In aller Form trat er die Stelle allerdings erst später an, da er »zunächst das Land bereist[e], um mit den Behörden und den Einzelpersonen Fühlung zu nehmen<sup>1015</sup>.« Wunschkandidat des Auswärtigen Amts für den Posten in Rom war ursprünglich Gerhart Rodenwaldt gewesen, da dieser »außerordentliche Geschäftsgewandtheit und ausgezeichnete gesellschaftliche Formen« mitbringe. Diese Fähigkeiten seien auf dem Posten des Generalsekretärs der Zentralkommission des Archäologischen Instituts in Berlin aber ebenso unersetzlich, weswegen sich auch Rodenwaldt selbst, so das Auswärtige Amt, verpflichtet gefühlt habe, in Berlin zu bleiben<sup>1016</sup>.

Gegenkandidat bei der Wahl Curtius' war Herbert Koch (1880–1962) aus Jena. Hans Freytag (1869–1954), der Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amts, gab an, Curtius sei gewählt worden, weil jemand an der Spitze des Instituts stehen müsse, der »nicht nur wissenschaftliche Qualitäten« habe, »sondern auch repräsentativ« das Institut gut vertrete. Man habe sich für Curtius entschieden, weil der italienische Botschafter in Berlin, Luigi Aldrovandi Marescotti (1876–1945), Curtius als »persona grata« in Rom bezeichnet habe<sup>1017</sup>.

Der Zuspruch des Botschafters zeigt, dass Curtius bereits auf ein personelles Netzwerk in Italien zurückgreifen konnte, das er mit der »Fühlungnahme« vor Antritt seines Postens noch zu verstärken und erweitern suchte. Dem Auswärtigen Amt war Curtius hauptsächlich aufgrund seiner Tätigkeit im Europäischen Kulturbund, deren deutscher Sektion er bis 1928 als Präsident diente, bekannt<sup>1018</sup>. Auf dem Engagement im Kulturbund gründeten auch seine Kontakte zu hohen Vertretern des italienischen Faschismus, wie Emilio Bodrero (1874–1949), dem er freundschaftlich verbunden war<sup>1019</sup>.

Gegen die Wahl Curtius' regte sich unter den deutschen Archäologen auch Widerstand, wie aus einem Schreiben Heinrich Bulles (1867–1945) an Generalsekretär Rodenwaldt hervorgeht. »Gehört habe ich über die Widerstände noch nichts, kann mir aber denken von wo sie ausgehen<sup>1020</sup>.« Bulles Aussage legt offen, dass Curtius' Gegnerschaft zu diversen Fachkollegen kein Geheimnis war. Curtius selbst sprach 1929 in einem Schreiben an Rodenwaldt davon, dass etwa Franz Studniczka (1860–1929) sein persönlicher Gegner gewesen sei.

Rodenwaldt hatte Curtius gebeten, einen Nachruf auf Studniczka zu verfassen, was er zwar tat, aber angab, dass »der panegyrische Stil der Festreden und Nachrufe auf mittelmäßige Persönlichkeiten eine

<sup>1010</sup> <http://dhi-roma.it/institutsgeschichte.html>, (11.04.2018, 11:05).

<sup>1011</sup> <http://www.biblhertz.it/institut/geschichte/> (11.04.2018 14:20).

<sup>1012</sup> Blüher – Windholz 2007

<sup>1013</sup> Die Görres-Gesellschaft wurde 1876 im Zuge des Kulturkampfes als Vereinigung katholischer Akademiker gegründet.

<sup>1014</sup> <http://www.goerres-gesellschaft-rom.de/> (11.04.2018 14:20).

<sup>1015</sup> Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1927, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, 1927–1930.

<sup>1016</sup> Freytag an von Neurath 02.12.1927, PA AA, Rom (Quirinal), 1320b, 1. Teil, DAI-Rom, 1920–1939.

<sup>1017</sup> Freytag an von Neurath 02.12.1927, PA AA, Rom (Quirinal), 1320b, 1. Teil, DAI-Rom, 1920–1939.

<sup>1018</sup> Siehe hierzu: PA AA, R 61294.

<sup>1019</sup> Archivio Centrale dello Stato, Bodrero, Busta 30, Curtius.

<sup>1020</sup> Bulle an Rodenwaldt 12.10.1927, Archiv DAI-Berlin, Rodenwaldt A–K.

Verfallserscheinung« sei, die er »nicht mitmachen mag<sup>1021</sup>.« Warum er der Bitte trotzdem folgte, geht aus dem Schreiben nicht hervor. Die Gegnerschaft schien also zumindest für Curtius auf einer persönlichen Ebene zu liegen. Weiterhin zeigt sich hier, dass Curtius sein »geistesaristokratisches« Elitendenken auch gegenüber Fachkollegen an den Tag legte, die im Wissenschaftsbetrieb etabliert waren.

Auch der seit 1924<sup>1022</sup> am Institut in Rom weilende zweite Sekretar Armin von Gerkan (1884–1969) berichtete gegenüber seinem Mentor Theodor Wiegand (1864–1936) über mögliche Gegner von Curtius. Bei der Vorbereitung seiner Bewerbung auf die Stelle des Ersten Sekretars in Athen gab von Gerkan an, auf Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit Curtius gestoßen zu sein. Mit einem ironischen Unterton wog er mögliche Unterstützer für seine Bewerbung ab, wie etwa »Studniczka, Fabricius, oder sonst einen,

der für die Freuden einer Zusammenarbeit mit Curtius Verständnis haben<sup>1023</sup>.« Laut von Gerkan stand also auch der Archäologe Ernst Fabricius (1857–1942) Curtius kritisch gegenüber<sup>1024</sup>. Von Gerkan selbst hatte zu Beginn erhebliche Schwierigkeiten mit Curtius, was einer der Gründe dafür war, dass er eine Versetzung nach Athen in Betracht zog<sup>1025</sup>. Seine Bedenken beriefen sich auf die »Art« von Curtius, wie er im April 1928 an Wiegand schrieb. Nach dem ersten Gespräch der beiden nach Curtius' Amtsantritt witterte er die Möglichkeit eines »Krachs<sup>1026</sup>.« Auch Wiegand hatte offenbar aufgrund gewisser Charakterzüge Bedenken gegen die Wahl Curtius' vorgebracht. Gemeint war damit wohl sein bisweilen sehr temperamentvolles Auftreten, das es sogar in einen Bericht an das Auswärtige Amt über die Tagung des Kulturbundes 1927 geschafft hatte<sup>1027</sup>.

## 7.2 Gesellschaftlicher Einfluss

Bereits kurz nach seiner Ankunft in Rom begann Curtius mit den Führungen durch Pompeji, die noch durch von Gerkan vorbereitet worden waren<sup>1028</sup>. Zu seinen Aufgaben als erstem Sekretar<sup>1029</sup> gehörte die Vermittlung der deutschen Archäologie als Wissenschaft an die Öffentlichkeit, was ihm auch mit Erfolg gelang. Aus dem Bericht des Rechnungsjahres 1929/1930 geht hervor, dass Curtius zweimal pro Woche im Konservatorenpalast und im *Museo Mussolini* im *Palazzo Caffarelli* Vorträge vor regelmäßig »60 bis 100 Teilnehmern<sup>1030</sup>« hielt und wöchentliche Seminare im *Museo Barracco* mit Fachkollegen, auch von Instituten anderer Nationen, veranstaltete.

Einen Einblick in die Wirkung Curtius' bei öffentlichen Reden bietet der Kunsthistoriker und spätere Dolmetscher Adolf Hitlers, Eugen Dollmann (1900–1985) in seinen Memoiren: »Curtius' lectures had the

*colour and brilliance of a firework display. If he spoke of Emperor Hadrian in the Villa Albani, [...] he was Hadrian. If, at the annual gathering in memory of Winkelmann, he paid tribute to that nestor of archeology, he transformed himself into Winkelmann. If he gave an address on Goethe – and he gave many, all of them brimming with wit and fire – one could almost believe that he was a reincarnation of Goethe in Rome. He had the great actor's gift of pausing for effect while his eyes roved over his dotting audience<sup>1031</sup>.*« Hier wird besonders deutlich, warum das Auswärtige Amt die »repräsentativen« Eigenschaften Curtius' hervorhob. Er besaß ein außergewöhnliches rhetorisches Talent, das ihm in der römischen Gesellschaft und zum Aufbau eines personellen Netzwerkes zugute kam.

Um die Vernetzung der Institute in Rom auszubauen und das nicht immer glückliche Verhältnis

<sup>1021</sup> Curtius an Rodenwaldt 30.12.1929, Archiv DAI-Berlin, Rodenwaldt A–K.

<sup>1022</sup> Fröhlich 2012, 93.

<sup>1023</sup> Von Gerkan an Wiegand 05.04.1928, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sign. 175–183, Gerkan Goessler, Kasten 15.

<sup>1024</sup> Woher die gegenseitige Abneigung rührte, geht aus den Quellen nicht hervor. Ein Aspekt könnte die Tatsache sein, dass Fabricius ein provinzialrömischer Archäologe war – ein Forschungsfeld, dem Curtius kritisch gegenüberstand.

<sup>1025</sup> Ein anderer Grund dürfte der Aufstieg zum dortigen Ersten Sekretar gewesen sein. Fröhlich 2012, 93.

<sup>1026</sup> Von Gerkan an Wiegand 05.04.1928, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sign. 175–183, Gerkan Goessler, Kasten 15.

<sup>1027</sup> Bericht an den Außenminister 25.10.1927, PA AA, R 61294.

<sup>1028</sup> Jahresbericht Rechnungsjahr 1927, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, 1927–1930.

<sup>1029</sup> Zur Hundertjahrfeier wurde sein Posten in »Erster Direktor« umbenannt.

<sup>1030</sup> Jahresbericht Rechnungsjahr 1929/1930, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, 1927–1930.

<sup>1031</sup> Dollmann 1967, 20.

zu den anderen deutschen Instituten, in diesem Falle zur Bibliotheca Hertziana und zum Preußischen Historischen Institut, zu verbessern, rief Curtius ein formloses »Kränzchen« ins Leben, das alle zwei Wochen zusammenkommen sollte. Die *Camerata degli Istituti di Roma*<sup>1032</sup>, wie diese Zusammenkunft offiziell benannt wurde, etablierte sich erfolgreich in der römischen Institutswelt. »Einmal verbanden sich unser Institut mit dem Preussisch-Historischen Institut zu einer Sitzung, in der Dr. Brendel über das Porträt des Augustus sprach«, ein weiteres Mal hätten »sich die Mitglieder des Priesterkollegiums am Campo Santo Teutonico bei St. Peter mit den Mitgliedern unseres Instituts zu einer Sitzung« zusammengefunden. Die »Teilnehmerzahl« habe dabei »jedemal etwa 150<sup>1033</sup>« betragen. Vor allem den jungen Mitgliedern der römischen Institute wollte Curtius damit eine Plattform zur Vernetzung bieten. Auch und gerade den internationalen Rahmen Roms berücksichtigte er dabei. Jungen italienischen Wissenschaftlern, sowie Mitgliedern der *École française*, aber auch aller anderen Nationen, die in Rom Institute unterhielten, wollte er die Möglichkeit bieten, an den Treffen teilzunehmen<sup>1034</sup>.

Gerade in Bezug auf die *École française* sollte das zur Verbesserung der Beziehungen beitragen, da diese sich, laut Armin von Gerkans Jahresbericht von 1927, traditionell im unterkühlten Bereich bewegten<sup>1035</sup>. Das schlechte Verhältnis zu den französischen Instituten hatte seinen Ursprung nicht zuletzt in den aus deutscher Sicht harten Bedingungen des Versailler Vertrages und den Nachwirkungen der französischen Besetzung des Ruhrgebiets 1923. Vor allem Präsident Rodenwaldt sah die Zweigstellen nur ungern mit französischen Wissenschaftlern kooperieren<sup>1036</sup>. Dennoch besuchte Curtius regelmäßig die Veranstaltungen der *École française*, meist als einziger deutscher Gast<sup>1037</sup>. Von französischer Seite wurde Curtius' Bemühen um wissenschaftliche Vernetzung durchaus begrüßt. So berichtete 1928 der französische Botschafter in Berlin Pierre de Margerie (1861–1942) dem französischen Außenminister Aris-

tide Briand (1862–1932), dass Curtius ihm von seinem Wunsch »*de reprendre le contact, interrompu depuis la guerre, avec l'École française de Rome*« erzählt habe. Das Urteil des Botschafters dazu war positiv: »*La personnalité de M. Curtius, son autorité en Allemagne méritent que l'on retienne ces dispositions, et, si possible, qu'il leur soit fait bon accueil*<sup>1038</sup>.« Obgleich Curtius' politische Ansichten »*très nettement nationales pour ne pas dire nationalistes*« seien, so de Margerie, habe er sich trotzdem gegenüber seinen französischen Fachkollegen stets offen und zur Zusammenarbeit bereit gezeigt, ihnen gar Besuche abgestattet, als er sich in Paris aufhielt. Dieses Verhalten rechnete der Botschafter Curtius hoch an, vor allem, weil er sich dadurch von seinen deutschen Kollegen zu unterscheiden schien: »*Il ne faut pas oublier en effet que les archéologues allemands sont dans leur ensemble d'opinion plutôt nationalistes. Le Département n'a pas oublié notamment la polémique anti-française du professeur Caro [sic].*« Der französische Botschafter empfahl deswegen, die Annäherungsversuche von Curtius zu fördern und den Direktor der *École française* Émile Mâle (1862–1954) dementsprechend zu instruieren<sup>1039</sup>.

Durch diese Annäherungsversuche wich Curtius' Kurs von den Vorstellungen des Präsidenten ab, was die Selbstständigkeit der Zweigstellen unterstreicht. Für Curtius war es wichtig, die Beziehungen zu den Instituten anderer Nationen zu pflegen, da eine gelungene Vernetzung sowohl Curtius' Ziel der »Wiedereroberung« kulturpolitischer Positionen zuträglich als auch für den deutschen Wissenschaftsbetrieb förderlich war.

Die *Camerata degli Istituti di Roma* hatte erhebliches Gewicht im international geprägten Rom und schuf ein Intellektuellennetzwerk, das die wissenschaftliche Gemeinschaft auch über Rom hinaus miteinander vernetzte. Die Vereinigung schien des Weiteren auch außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre gesellschaftliche Resonanz zu erzeugen: In den Unterlagen zur *Camerata* finden sich Adresslisten mit »Gelehrten und einzelnen Persönlichkeiten des öf-

<sup>1032</sup> *Camerata degli Istituti*, Archiv DAI-Rom 1929–1932, Altregistratur 1047.

<sup>1033</sup> Jahresbericht Rechnungsjahr 1929/1930, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, 1927–1930.

<sup>1034</sup> Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I ZD, Inst. Rom an ZD 1926–1943.

<sup>1035</sup> Jahresbericht Rechnungsjahr 1927, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, 1927–1930.

<sup>1036</sup> Vigenier 2012a, 26.

<sup>1037</sup> Für diesen Hinweis danke ich Jérémie Dubois. <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8752> (10.08.2020, 16:14).

<sup>1038</sup> De Margerie an Briand, 21.01.1928, *École française de Rome*, Direction Émile Mâle 20170185/23, rapports avec Institut allemand 1928.

<sup>1039</sup> De Margerie an Briand, 21.01.1928, *École française de Rome*, Direction Émile Mâle 20170185/23, rapports avec Institut allemand 1928. Die »*polémique anti-française du professeur Caro*« bezog sich wohl auf Georg Karos Schrift »Der geistige Krieg gegen Deutschland« von 1926, in der er einen angeblich durch Frankreich betriebenen bewussten Ausschluss Deutschlands aus der internationalen Wissenschaftscommunity beklagte. G. Karo, *Der geistige Krieg gegen Deutschland* (Halle 1926).

fentlichen Lebens<sup>1040</sup>«, die auch zu den regelmäßigen Veranstaltungen eingeladen wurden. Wenn tatsächlich »jedesmal etwa 150<sup>1041</sup>« Teilnehmer bei den alle 14 Tage<sup>1042</sup> stattfindenden Veranstaltungen erschienen, so können die Sitzungen der *Camerata* schon als Großereignisse der römischen Gesellschaft gelten. Auf der Liste der »Persönlichkeiten« finden sich etwa die faschistischen Philosophen und Exponenten des Regimes Emilio Bodrero und Giovanni Gentile, der Historiker Pietro Fedele, der die Faschisierung der italienischen Schulen vorantrieb, der faschistische *Governatore di Roma* Francesco Boncompagni-Ludovisi, der zum römischen Adel gehörende Graf Giovanni Torlonia, der Mussolini für die symbolische Miete von einer Lira jährlich in seiner Villa Torlonia residieren ließ, aber auch der antifaschistische Philosoph Benedetto Croce<sup>1043</sup>. Zusätzlich zur Vernetzung der jungen Wissenschaftler sorgte die *Camerata* auch dafür, dass sich ein gesellschaftliches Ereignis etablierte, bei dem die internationale Gemeinschaft Roms regelmäßig sich selbst auf prestigeträchtigen Veranstaltungen präsentieren konnte. Nicht zuletzt steigerte dies auch das Prestige des Initiators Curtius.

Etwa ein Jahr nach Curtius' Amtsantritt in Rom nahm die Weltwirtschaftskrise 1929 dramatische Formen an und das Institut musste Einschränkungen im Etat hinnehmen<sup>1044</sup>. Curtius hatte für einen solchen Fall bereits vorgesorgt und zu seinem Amtsantritt in Zusammenarbeit mit Präsident Rodenwaldt – aber unter seiner Federführung – die Gesellschaft der Freunde des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches gegründet. Die Idee, eine solche Gemeinschaft von Unterstützern ins Leben zu rufen, muss bei Curtius schon kurz nach seiner Wahl 1927 entstanden sein, denn in der ersten Hälfte des Jahres 1928 nahm sie bereits konkrete Formen an<sup>1045</sup>. Die Gesellschaft der Freunde ist ein gutes Beispiel für die bürgerliche Kultur, die sich noch aus dem 19. Jahrhundert hinübergerettet hatte. Die Gründung Ende der 1920er Jahre fand zu einer Zeit statt, in der die Krisen der Anfangsjahre der Weimarer Republik das Stifter- und Mäzenatentum zunächst zwar erschüt-

tert, auf lange Sicht aber nicht merklich beeinträchtigt hatten. Kollektive Formen des Mäzenatentums erlebten einen Aufschwung und es kam zu einer regelrechten Gründungswelle von Fördervereinen für diverse Kulturinstitutionen<sup>1046</sup>.

Gründungsmitglieder der von Curtius initiierten Gesellschaft waren die beiden Bankiers Jakob Goldschmidt (1882–1955) und Paul Kempner (1889–1956), Hermann Terdenge (1882–1959) als Kulturreferent des Auswärtigen Amtes, Präsident Rodenwaldt und Curtius selbst, sowie als Vorsitzender Richard von Kühlmann (1873–1948)<sup>1047</sup>. Die Mittel der Gesellschaft wurden verwendet, »um fünf Jahre insbesondere dem Direktor der römischen Abteilung des Instituts« für einen »Neuaufbau der Bibliothek und andere Zwecke besondere Mittel darbieten zu können<sup>1048</sup>.« Die Idee, mit Hermann Terdenge das Auswärtige Amt personell miteinzubeziehen, stammte von Goldschmidt<sup>1049</sup>.

Curtius schuf sich mit der Gesellschaft der Freunde ein Instrument, das vielseitig einsetzbar war, und deren personelle Zusammensetzung speiste sich maßgeblich aus Mitgliedern des Europäischen Kulturbundes. Jakob Goldschmidt<sup>1050</sup> war eines, ebenso wie Richard von Kühlmann, der Curtius auf den Posten des Präsidenten der deutschen Sektion des Kulturbundes gefolgt war<sup>1051</sup>. Die Liste der Spender umfasste einige hochrangige Vertreter der deutschen Banken- und Industriewelt, die ebenfalls Mitglieder des Kulturbundes waren, wie die Bankiers Fritz Andrae (1873–1950), Herbert Gutmann (1879–1942) oder Hans Fürstenberg (1890–1982)<sup>1052</sup>. Weitere prominente Geldgeber waren Fritz Thyssen (1873–1951), Gustav Krupp von Bohlen und Halbach (1870–1950), Franz Mendelssohn (1865–1935) und Otto Wolff (1881–1940)<sup>1053</sup>.

Vor allem große Privatbanken in jüdischem Besitz spielten bei diesem Mäzenatentum, das sich sowohl um den Kulturbund als auch um Kunst- und Kulturfragen drehte, eine wichtige Rolle<sup>1054</sup>. Die Gesellschaft der Freunde entstand aus einer »Welt der Salons und Clubs als Bastionen des Dialogs und der

**1040** Liste in Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1047.

**1041** Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1929/1930, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, 1927–1930.

**1042** Rekonstruiert aus den Veranstaltungseinladungen 1931. Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1047.

**1043** Liste Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1047.

**1044** Vigener 2012a, 53 f.

**1045** Curtius an Kempner 08.07.1928, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

**1046** Werner 2009, 83.

**1047** Abschrift Satzung der *Gesellschaft*, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

**1048** Kempner an Wiegand 24.10.1932, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

**1049** Dies geht aus einem Telegramm hervor, das Curtius' Frau Edith an ihn übersandte: Curtius, Edith an Curtius, Ludwig 10.07.1928, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

**1050** Müller 2005, 361, Fußnote 151.

**1051** Müller 2005, 361.

**1052** Briefanhang Goldschmidt an Curtius 22.10.1928, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

**1053** Siehe diverse Listen, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026. Auch Otto Wolff stand mit dem Kulturbund in Verbindung.

**1054** Müller 2005, 45.

Disputation. Dort herrschte eine diskrete und intime Öffentlichkeit von Großunternehmen, Aristokraten, Diplomaten und Intellektuellen<sup>1055</sup>.« Im Schreiben, das an die potenziellen Förderer erging, wurde betont, dass es sich um einen möglichst exklusiven Kreis, maximal 40 bis 50 Personen, handeln solle. Das Ziel sei es, den »ersten Platz« deutscher Wissenschaft und Kultur zu erhalten<sup>1056</sup>, was ein wichtiger Aspekt für die Mitglieder des Kulturbundes war, besonders für Curtius selbst. Deutschland wollte er (wieder) in der Rolle der geistigen Führungsnation Europas sehen und die dahingehend aus seiner Sicht durch den Ersten Weltkrieg verlorenen Positionen wollte er zu rückerlangen.

Curtius nutzte seine gesellschaftlichen Beziehungen, die er bereits als Universitätsprofessor in Heidelberg an der Schnittstelle zwischen Politik und Kultur aufgebaut hatte, und übertrug sie auf seine neue Tätigkeit in Rom. Das vor dem Amtsantritt angehäuften soziale Kapital wurde in ökonomisches Kapital umgewandelt. Von Gerkan merkte gegenüber Wiegand an, dass Curtius' »Gönnerclub<sup>1057</sup>« dem Institut sehr viel einbringe.

Die Gesellschaft der Freunde diente dem römischen Institut als finanzielle Stütze<sup>1058</sup> und war gleichzeitig Teil des Fundaments, auf dem Curtius seinen Einfluss mehrte. Wie sich dieser Einfluss äußerte, zeigt etwa die Spende des Agrarunternehmers Carl Wentzel (1876–1944). Rodenwaldt berichtete Curtius von Schwierigkeiten bei der Verwendung von dessen Spendengeldern. So habe Wentzel der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts wohl unter Vermittlung Georg Karos (1872–1963) einen Betrag von 6000 Reichsmark zur Druckfinanzierung des nächsten Tyrins-Grabungsbandes zunächst fest zugesagt, dann aber zurückgezogen unter der Angabe »anderer« Verpflichtungen. Rodenwaldt vermutete Wentzels Zuwendungen zu der Gesellschaft der Freunde in Höhe von 5000 Reichsmark hinter jenen »anderen Verpflichtungen<sup>1059</sup>«. Die Mäzene der Gesellschaft der Freunde nahmen ihre Spendengelder an die Dachorganisation des Archäologischen Institutes und an die Gesellschaft der Freunde bzw. das römische Institut offenbar als voneinander zu trennen

wahr und bezogen ihre Spenden für die Gesellschaft nur auf Rom oder, genauer, auf Curtius.

Wohl zur Hundertjahrfeier des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches in Berlin 1929 wurde die Zielrichtung der Gesellschaft der Freunde vom römischen Institut offenbar auf das Gesamtinstitut erweitert, wie Curtius etwas verärgert in einem Schreiben an Paul Kempner anmerkte. Er habe dies als kleinen »Dolchstoß« vonseiten Rodenwaldts empfunden, wolle sich aber gerne dessen »glänzendem Organisationstalent« unterordnen<sup>1060</sup>. Curtius befürchtete, dass die Verfügungshoheit über die Gelder der Gesellschaft der Freunde sich von seiner Person auf die Rodenwaldts verschieben könne, was aber nicht geschah. Die Mitglieder der Gesellschaft der Freunde nahmen die römische Zweigstelle und die Berliner Zentrale weiterhin als getrennte Einrichtungen wahr, was nochmal unterstreicht, dass ihre finanziellen Zuwendungen nur dem römischen Institut zugutekommen sollten und somit mit der Person Curtius' verknüpft waren. Wurden die Gelder der Gesellschaft der Freunde in anderen Bereichen eingesetzt, bedurfte es Curtius' Zustimmung, was dessen starke Position unterstreicht. Besonders deutlich wurde sein Einfluss in finanziellen Fragen bei der Gründung der Zweigstelle in Konstantinopel. Rodenwaldt dankte Curtius, »daß es mit Ihrem Einverständnis möglich gewesen ist, einen Teil dieser Mittel für die neue Abteilung in Konstantinopel zu verwenden und damit deren Beginn zu ermöglichen<sup>1061</sup>.«

Doch nicht nur auf finanzieller Ebene nutzte Curtius die Gesellschaft der Freunde als Einflussinstrument, auch auf der gesellschaftlichen Ebene schuf sie Handlungsspielräume. Als Eugénie Strong, ehemalige zweite Direktorin der *British School at Rome* und einflussreiche Exponentin der römischen Gesellschaft, Deutschland besuchte, schlug Curtius vor, dass sie von Goldschmidt und Kempner besonders hofiert werden solle, um sich ihren Einfluss als Sympathisantin des Archäologischen Instituts zu erhalten. »Bei ihren weithinreichenden Beziehungen und bei ihrer Neigung, alles Erlebte ausführlich ihren Freunden kritisch mitzuteilen, ist ihr Urteil in internationalen Kreisen nicht unwichtig. Auch wäre es

<sup>1055</sup> Müller 2005, 46.

<sup>1056</sup> Werbeschreiben für die Gesellschaft, Juli 1928, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

<sup>1057</sup> Von Gerkan an Wiegand 02.12.1928, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sig. 175–183, Gerkan Goessler, Kasten 15.

<sup>1058</sup> 30 000 Reichsmark jährlich über 5 Jahre. Siehe Curtius, Welt (1950), 464. Im Schreiben Goldschmidts an Curtius ist von

40 000 Reichsmark die Rede. Goldschmidt an Curtius ??.06.1928, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

<sup>1059</sup> Rodenwaldt an Curtius 04.04.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

<sup>1060</sup> Curtius an Kempner 22.04.1929, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

<sup>1061</sup> Rodenwaldt an Curtius 11.08.1930 (2), GNM DKA, NL Curtius, Ludwig, I C-262, Gerhart Rodenwaldt.

sehr gut, wenn man sie mit einigen politisch interessanten Leuten zusammenbringen könnte.« Bei aller Freundschaft, die zwischen Curtius und Strong aufgrund ihrer gemeinsamen Zeit in München herrschte, betrachtete Curtius sie dennoch als mögliche Konkurrentin auf der internationalen Bühne. »Man darf natürlich nie vergessen, daß sie bei aller Freundschaft für uns immer Engländerin bleibt.« Darüber hinaus unterhalte Strong auch gute Beziehungen zur französischen Diplomatie, mit der sie immer »herzlich alliée« sei. Eine solche Umwerbung Strong's diene Curtius letztlich auch dazu, aktiv Kulturpolitik zu betreiben. »Man kann sehr gut durch sie Dinge lanziieren, die einem wichtig sind<sup>1062</sup>.«

Ludwig Curtius' gute Beziehungen zu Bankier Jakob Goldschmidt spielten auch in der Frage des Grundstückserwerbs für den geplanten Neubau des Institutsgebäudes in Rom eine Rolle. Curtius merkte gegenüber Rodenwaldt an, dass Goldschmidt möglicherweise Einfluss auf Außenminister Julius Curtius (1877–1948, nicht verwandt) oder indirekt auf Bernhard Wilhelm von Bülow (1885–1936), Staatssekretär im Auswärtigen Amt, ausüben könne<sup>1063</sup>. Die Gesellschaft der Freunde war ein Instrument, das dem Archäologischen Institut in Rom sowohl im finanziellen als auch im gesellschaftlichen Bereich große Handlungsspielräume bescherte.

Das Zusammenspiel von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum, wie es sich im Mäzenatentum manifestierte, machte den Kern des Bürgertums aus. Ohne dieses Zusammenspiel wäre es kaum möglich gewesen, große Fördersummen für bestimmte Ziele aufzubringen. Das Bildungsbürgertum formulierte und realisierte die Förderziele in den verschiedenen kulturellen Bereichen, das Wirtschaftsbürgertum stellte die Gelder bereit<sup>1064</sup>. Die Bindung zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum wurde dabei nicht nur über Schenkungs- und Stiftungsakte aufgebaut, sondern auch im Rahmen von Vortragsabenden, Festveranstaltungen oder Salons, auf denen das Gemeinschaftsgefühl und die gemeinsamen Werte verstärkt wurden und eine Bürgerlichkeit erzeugt wurde, die die von der Forschung vorgenommene (artifizielle) Trennung in Wirtschafts- und Bildungsbürgertum fraglich erscheinen lässt<sup>1065</sup>. Im Fall der Gesellschaft der Freunde wurde obendrein noch der Romaufenthalt der Spender zelebriert und eine be-

vorzugte Behandlung im Falle eines Besuchs versprochen<sup>1066</sup>. Das Zusammenwirken zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum – also die Erzeugung von Bürgerlichkeit – zeigte sich in der Gesellschaft der Freunde geradezu in seiner Idealform. Curtius formulierte auf gesellschaftlichen Zusammenkünften kulturelle Förderziele, etwa den Ausbau der Foto- und Bibliothek, und stellte somit die Abschwächung finanzieller Unwägbarkeiten im Institutsbetrieb sicher, während die Vertreter des Wirtschaftsbürgertums ihren finanziellen Beitrag leisteten.

Ein weiterer Kernbestandteil der Bürgerlichkeit war die Selbstständigkeit gegenüber staatlicher Autorität. Unabhängigkeit war eine Triebfeder des Mäzenatentums, da so Handlungsspielräume geschaffen wurden, in denen Probleme eigenständig gelöst werden konnten<sup>1067</sup>. Curtius bewahrte sich durch die Gelder der Gesellschaft der Freunde eine gewisse Unabhängigkeit von den Etats, die das Auswärtige Amt dem Archäologischen Institut zur Verfügung stellen konnte und die im fernen Berlin Präsident Rodenwaldt so oft Kopfzerbrechen bereiteten. Zwar hatte Rodenwaldt 1929 einen festen Etat für das Gesamtinstitut durchgesetzt, eventuelle Schwankungen also minimiert, doch unterlag dieser oft Haushaltskürzungen. So wurden etwa die letzten zehn Prozent des Haushalts aufgrund der sich verschlechternden Lage des Reiches während der Weltwirtschaftskrise 1929/1930 gesperrt, und bereits verplante Gelder standen nicht mehr zur Verfügung<sup>1068</sup>.

Curtius diene als Ansprechpartner und Vermittler der deutschen Archäologie in Rom. Durch die repräsentative Rolle des Instituts bestanden auch Verbindungen zum römischen Adel, da dessen Mitglieder einerseits auf den Veranstaltungen des Instituts verkehrten und diese damit zu gesellschaftlichen Ereignissen über das Fach hinaus aufwerteten und andererseits im Besitz einer Vielzahl von wissenschaftlich relevanten Antiken waren. Darüber hinaus besaßen die römischen Adelsgeschlechter politischen Einfluss. Für den Münchner Archäologen Paul Arndt (1865–1937) führte Curtius 1928 die Verhandlungen über den Zugang zur Villa Albani und zur Villa Torlonia, die Graf Giovanni Torlonia jr. gehörten, um die dortigen wissenschaftlich relevanten Antiken zu fotografieren<sup>1069</sup>. Auch in der römischen Adelswelt wollte Curtius sich eine Position schaffen, die ihm Hand-

<sup>1062</sup> Alle vorhergehenden Zitate aus Curtius an Rodenwaldt 29.06.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

<sup>1063</sup> Rodenwaldt an Curtius 10.01.1930, GNM DKA, NL Curtius, Ludwig, I C-262, Gerhart Rodenwaldt.

<sup>1064</sup> Kocka – Frey 1998, 10.

<sup>1065</sup> Werner 2009, 83.

<sup>1066</sup> Werbeschreiben für die Gesellschaft, Juli 1928, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026.

<sup>1067</sup> Kocka – Frey 1998, 10.

<sup>1068</sup> Vigener 2012a, 33.

<sup>1069</sup> Curtius an Arndt 29.10.1928, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

lungsspielräume eröffnete und erweiterte. Um das Verhältnis zum einflussreichen Graf Torlonia weiter zu verbessern, schlug Curtius ihn als Ehrenmitglied zur Hundertjahrfeier des Instituts 1929 vor, denn »Torlonia ist auch im Fascio<sup>1070</sup> eine sehr wichtige Persönlichkeit, von sehr grossem persönlichem Einfluss, den er ausübt, ohne hervorzutreten.« Er habe »wirklich Verdienste um das Römische Institut. Denn seit Jahren sind seine Museen beinahe für jedermann geschlossen mit Ausnahme von uns<sup>1071</sup>.« Curtius schlug Torlonia als Ehrenmitglied vor, um bis dato genossene Privilegien des Instituts erhalten und erweitern zu können, aber auch, um seinen eigenen Einfluss in Rom auszubauen. Dies ist insofern bemerkenswert, als dass Curtius diese rein politisch-gesellschaftliche Dimension der Ehrenmitgliedschaft ohne unmittelbaren Bezug der Person zum Institut oder zur Wissenschaft der Klassischen Archäologie ausdrücklich betonte und als einzigen Grund für die Ernennung Torlonias anführte. Auf derselben Ebene ist auch der zweite Kandidat auf Curtius' Vorschlagsliste, Giovanni Gentile, anzusiedeln, der einer der geistigen Konstrukteure des italienischen Faschismus war.

Die Vorgehensweise von Curtius stellte ein Novum dar, wie die Reaktion Rodenwaldts zeigt<sup>1072</sup>. Der Präsident stand Curtius' Plan skeptisch gegenüber, da er sich unsicher war, wie solche Kandidaten gegenüber der Zentralkonstruktion zu rechtfertigen seien. Er vertrat die Position, dass der Vorschlag von Curtius, Gentile zum Ehrenmitglied zu ernennen, kaum machbar sei, da bei ihm überhaupt keine Verbindung zum Institut oder generell zur Archäologie bestehe. Curtius kannte Gentile von seinen früheren Besuchen in Italien und wollte von diesem in die »Philosophie des Faschismus<sup>1073</sup>« eingeführt werden. Bei Torlonia hegte Rodenwaldt ähnliche Bedenken und zweifelte an der »Investition«, die Curtius mit jener Ernennung zu tätigen bereit war. »Aber auch beim Fürsten Torlonia liegt ein wirklicher Anlass zur Ehrung nicht vor und die Hoffnung auf die Zukunft ist beim Charakter des Fürsten unsicher.« Hinzu kam, dass die Zentralkonstruktion die Position vertrat, nur möglichst wenige Personen zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, um jene Mitgliederkategorie nicht zu ent-

werten<sup>1074</sup>. Curtius lag jedoch außerordentlich viel an einer Ehrenmitgliedschaft Torlonias und er bekräftigte dies, indem er auch Botschafter von Neurath als Befürworter anführte. Außerdem sei die Ehrenmitgliedschaft eine Ressource des Instituts, die nichts koste, gegebenenfalls aber großen Gewinn einbringen könne. Gegen die Bedenken Rodenwaldts, Torlonia könne möglicherweise seinen »politischen Wechsel« nicht einlösen, argumentierte Curtius, dass der ungarische Graf Klebelsberg – ein von Rodenwaldt durchgesetzter Kandidat – nur »seine rein ungarischen Zwecke« verfolge. Curtius merkte an, er kenne die Tätigkeiten Klebelsbergs aus Paris und Rom. Dieser würde in Paris gegen Deutschland sprechen und in Berlin umgekehrt gegen Frankreich. »Je nach der politischen Lage können Sie es erleben, dass er uns Deutsche schlecht behandelt und dann sitzen wir mit unserer Ehrenmitgliedschaft in der Patsche<sup>1075</sup>.«

Schon einmal sei durch die strikte Auslegung der Ehrenmitgliedschaft eine Gelegenheit zum Einflussgewinn verpasst worden. Einige Jahre zuvor sei Geheimrat Victor Schwoerer (1865–1943) aufgrund des Widerstandes des Archäologen Ernst Fabricius – eines Gegners Curtius' – nicht zum Ehrenmitglied ernannt worden. Nun, so Curtius, werde Schwoerer demnächst Vorsitzender der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und seine Ehrenmitgliedschaft wäre von großem Vorteil gewesen<sup>1076</sup>. Curtius verstand es hier geschickt, Rodenwaldt auf seine inkonsistente Position aufmerksam zu machen, sollte Torlonia sich in Zukunft als eine ebensolche verpasste Gelegenheit herausstellen. Letztlich einigten sich der Präsident und Curtius. »Ich erhalte also meinen Antrag auf die Ernennung von Torlonia und Gentile aufrecht. Gentile soll dann von der Zentralkonstruktion abgelehnt werden, auf dass sie die Freude hat meine phantastischen Pläne zu korrigieren<sup>1077</sup>.«

Torlonia wurde später tatsächlich zum Ehrenmitglied ernannt und Curtius verbuchte dies als Erfolg, auch in Bezug auf seinen Stand beim Auswärtigen Amt, an das Torlonia ein Dankeschreiben richtete. »Ich habe diesem von ihm gewünschten Wege kein Hindernis bereitet, weil ich annehme, dass auch Ihnen dieser Umweg von Aktenmappe zu Aktenmappe

**1070** Benito Mussolini wohnte 1925–1943 in der Villa Torlonia.

**1071** Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1072** Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1073** Curtius, *Welt* (1950), 494. Diese Episode nutzt Curtius in »Deutsche und antike Welt«, um rückschauend eine geistige »Austrocknung« Italiens unter dem Faschismus zu kritisieren.

**1074** Rodenwaldt an AIDR Rom 22.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. Mitglieder 1928–1941.

**1075** Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943. Für die Hinweise zu den Ehrenmitgliedschaften danke ich Franziska Rohloff.

**1076** Schwoerer wurde Stellvertreter des Präsidenten der Notgemeinschaft. Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1077** Unterstreichung im Original. Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

der Wilhelmstrasse nur angenehm ist<sup>1078</sup>.« Die von Curtius erstmals erdachte Dimension der Ehrenmitgliedschaft als Werkzeug hatte sich einige Jahre später noch nicht etabliert. Jedenfalls erläuterte Curtius seine Position 1936 erneut. »Unsere Mitgliederernennungen, die uns selber im Grunde zu gar nichts verpflichten, haben aber doch nur das einzige Ziel, uns Freunde und Anhänger zu werben. Deshalb vertrete ich die Meinung, dass wir innerhalb der gebotenen Grenzen mit unseren Auszeichnungen nicht allzu sparsam verfahren sollten<sup>1079</sup>.«

Curtius verstand es, die repräsentativen Mittel, die dem Institut zur Verfügung standen, effektiv als Ressource einzusetzen. Mit Torlonia erreichte er nicht nur eine positive Vertiefung der Verankerung des Instituts in Rom, sondern schuf sich auch selbst einen weiteren potenziellen Unterstützer in den höchsten Kreisen der italienischen Gesellschaft. Auch das Dankeschreiben Torlonias an das Auswärtige Amt war nützlich für die gesellschaftliche Verankerung von Curtius.

## 7.3 Instituts- und Personalpolitik

Eines der Hauptziele Curtius' war der Ausbau der Fotoabteilung. »Meine Absicht ist die denkbar grösste Vollständigkeit. Es soll einen Ort geben, wo alles photographierte Material gesammelt und Jedermann zugänglich ist<sup>1080</sup>.« Bereits im Gründungsprogramm des Instituts von 1829 war verankert, dass es Ziel der Institution sei, eine möglichst reiche Sammlung von Abbildungen antiker Denkmäler anzulegen<sup>1081</sup>. Durch die Nutzung der von Walther Amelung vererbten Fotografiensammlung<sup>1082</sup> als Grundstock und durch Curtius' Heidelberger Schülerin Hermine Speier (1898–1989), die er eigens für dieses Projekt nach Rom geholt<sup>1083</sup> und die bereits in der Fotothek des archäologischen Seminars in Königsberg Erfahrung gesammelt hatte<sup>1084</sup>, schritt der Ausbau effektiv voran. Von etwa 25 000 im Jahr 1928 erhöhte sich die Zahl systematisierter und katalogisierter Fotografien auf etwa 65 000 im Jahr 1931<sup>1085</sup>. Das besondere an der Fotothek des DAI war die Unterteilung der Fotos in Kategorien und Unterkategorien und eine Verschlagwortung, um die Suche und Auffindbarkeit bestimmter Fotografien einfach zu gestalten. So konnte diesel-

be Fotografie etwa unter den Schlagworten »Aegina« (Fundort), »Kouros«, oder »Athenisches Nationalmuseum« zu finden sein.

Nach und nach sollten vor allem die Stücke italienischer Museen systematisch fotografiert werden<sup>1086</sup>, aber auch die römischen Provinzen sollten sich in der Fotothek niederschlagen. Als Vorbild für die Systematisierung diente unter anderem die Fotosammlung des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, in die Curtius Speier zur Sondierung schickte<sup>1087</sup>. Die Fotothek wurde 1929 aus der Bibliothek ausgegliedert und als gesonderte Abteilung mit eigenem Etat ausgestattet<sup>1088</sup>. Darüber hinaus wurde die Stelle eines hauptamtlichen Fotografen geschaffen<sup>1089</sup>. Den dafür geeigneten Kandidaten Hanns Felbermeyer<sup>1090</sup> suchte Curtius Anfang 1929 in München auf der Rückreise von Frankfurt nach Rom aus<sup>1091</sup>. Die Aufgaben des Fotografen verrichtete vorher ausschließlich der externe Fotograf Cesare Faraglia<sup>1092</sup>, auf den auch weiterhin zurückgegriffen wurde<sup>1093</sup>. Hermine Speier ging regelmäßig auf Fotografiereisen, um die stete Vergrößerung der Sammlung sicherzustellen<sup>1094</sup>. Die

**1078** Curtius an Rodenwaldt 19.06.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1079** Curtius an AIDR Berlin 30.03.1936, Archiv DAI-Rom, I. Mitglieder 1928–1941.

**1080** Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

**1081** Anfangs hatte dies sogar Vorrang vor dem Ausbau der Bibliothek. Blanck 1979, 18.

**1082** Zanker 1995, 124.

**1083** Fröhlich 2007, 142.

**1084** Sailer 2015, 68.

**1085** Jahresbericht Rechnungsjahr 1930/1931, Archiv DAI-Rom, I. Berichte Rom, 1927–1930.

**1086** Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

**1087** Sailer 2015, 69.

**1088** Blanck 1979, 19.

**1089** Jahresbericht Rechnungsjahr 1929/1930, Archiv DAI-Rom, I. Berichte Rom, 1927–1930.

**1090** »Rückführung des DAI-Rom nach Deutschland« verfasst von Armin von Gerkan, 03.03.1944, BArch Koblenz N1304/101.

**1091** Curtius an Rodenwaldt 07.03.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1092** »Rückführung des DAI-Rom nach Deutschland« verfasst von Armin von Gerkan, 03.03.1944, BArch Koblenz N1304/101.

**1093** Jahresbericht Rechnungsjahr 1929/1930, Archiv DAI-Rom, I. Berichte Rom, 1927–1930.

**1094** Curtius an Wiegand, 29.09.1933 Archiv DAI-Berlin, NL Wiegand Kasten 8, Sign. 89–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

Nachfrage nach den Diensten der neugeschaffenen Fotoabteilung vonseiten deutscher Wissenschaftler war groß und die Wartezeiten dementsprechend lang<sup>1095</sup>. Curtius selbst übernahm die Planung der Fotografiereisen von Felbermeyer und Speier.

Im März 1930 gab er an, dass die Bibliothek bis auf wenige Ausnahmen wieder auf Vorkriegsniveau<sup>1096</sup> gebracht worden sei. Dies ist insofern irreführend, als dass Walter Amelung bereits auf den Wiedereröffnungsfeierlichkeiten 1924 angegeben hatte, die Bestände der Bibliothek hätten während des Krieges kaum gelitten<sup>1097</sup>. Es liegt nahe, dass Curtius seine Aussage durch die Implikation von Kriegsverlusten und -lücken als Aufwertung der eigenen Arbeit darstellte, denn Bestände, die »kaum gelitten« haben, erst nach zwei Jahren wieder aufgestockt zu haben, wäre eine weniger herausstellenswerte Leistung. Mit der Enteignung deutscher Besitzungen durch den italienischen Staat 1919 war das Institut gezwungen gewesen, das Inventar und die Bibliothek aus den enteigneten Gebäuden zu entfernen. Der Schweizer Bibliothekar und Hausverwalter des Archäologischen Instituts in Rom Alfred Joller hatte zu diesem Zeitpunkt sichergestellt, dass die Bibliothek unter dem Schutz der Schweizer Botschaft stand und bis zur Wiedereröffnung in der Engelsburg gelagert wurde<sup>1098</sup>. Bereits 1927 war die Stelle eines hauptamtlichen wissenschaftlichen Bibliothekars geschaffen worden, die bis 1929 von Axel von Harnack (1895–1974) und von 1929 bis 1945 von Jan Willem Crous (1902–1945) bekleidet wurde<sup>1099</sup>.

Auch Crous war ein Schüler Curtius' aus Heidelberg. Mit der Foto- und der Bibliothekarenstelle waren zwei der wichtigsten Stellen im Institut von Curtiusschülern besetzt. Dies sollte sich ab 1929 in den Nachfolgern Erich Boehringer auch auf der Assistentenstelle mit den Curtiusschülern Werner Technau, Otto Brendel und Rudolf Horn fortsetzen<sup>1100</sup>. So stellte Curtius sicher, dass in seinem Mitarbeiterstab die Loyalität zu seiner Person gegeben war.

Gegenüber Mitarbeitern, die sich bereits im Amt befanden, als Curtius seines antrat – wie Armin von Gerkan, Erich Boehringer und in der Bibliothek Axel

von Harnack – herrschte indes anfangs ein Verhältnis, das sich zwischen Misstrauen, Abqualifizierung und Gegnerschaft bewegte. Armin von Gerkan gab gegenüber Theodor Wiegand sein Gespräch mit Curtius wieder, in dem dieser seine Forderungen an das Personal und speziell an von Gerkan erläutert habe. Curtius habe damit begonnen, »daß zwischen uns ein absolutes Vertrauensverhältnis herrschen« müsse, »und wenn das nicht wäre, so würde er mich links liegen lassen«. Von Gerkan dürfe, so Curtius »zu keinem außerhalb des Instituts von etwaigen Schwierigkeiten sprechen – ja, gegenwärtig bestehen auch noch keine. Er sagte auch, ich dürfte mich unter keinen Umständen als Ihren Statthalter betrachten<sup>1101</sup>.« Die von von Gerkan wiedergegebenen Forderungen Curtius' zeigen, dass dieser eine mögliche Einflussnahme von außen fürchtete. Durch seine Forderung nach Loyalität gegenüber seiner Person und nach Verschwiegenheit zu institutsinternen Angelegenheiten versuchte er sicherzustellen, dass weder äußere noch innere Faktoren seine eigene Position schwächten. Ob Curtius in von Gerkans Mentor Theodor Wiegand einen Gegner sah – immerhin hatte Wiegand gegen die Wahl Curtius' Position bezogen – ist nicht zu klären, einen möglichen Freund oder Verbündeten sah er in ihm jedenfalls auch nicht und vermutete eine Einflussnahme Wiegands via von Gerkan. Letzterer zog daraufhin einen Wechsel an das Institut in Athen in Betracht, da er einen Konflikt mit Curtius vorherzusehen glaubte. Dieses Vorhaben zerschlug sich, aber auch der Streit mit Curtius blieb aus. »Ich wollte aber gleich sagen, daß ich die Situation ganz streng so nehme, wie sie ist, und mich mit Curtius gut gestellt habe, mit Erfolg sogar, und so herrscht völliger Friede.« Jedoch habe »es bisher zwischen uns sich noch nie um etwaige verschiedene wissenschaftliche Anschauungen gehandelt. In anderen Dingen – Verwaltung und persönliche Stellungen – halte ich es mir immer vor Augen, daß er das Recht hat, zu tun, was er will, da er auch die Verantwortung übernimmt.« Er selbst »habe aber immer die Möglichkeit, die Sachen zu besprechen und auch abweichende Gesichtspunkte vorzutragen<sup>1102</sup>.« Es schien also so, als ob Curtius

**1095** Curtius sprach davon, dass er selbst schon seit 4 Jahren auf bestimmte Aufnahmen warte und dass er seit 2 Jahren vergeblich versuche, einen Monat zur Abfotografierung der Sarkophage im Camposanto in Pisa im Terminkalender Felbermeyers unterzubringen, Curtius an Wiegand 29.09.1933, Archiv DAI-Berlin, NL Wiegand Kasten 8, Sign. 89–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1096** Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

**1097** Vigener 2012a, 38.

**1098** Vigener 2012a, 28 f.

**1099** Blanck 1979, 26.

**1100** Dieser hatte zwar bei Bernhard Schweitzer promoviert, jedoch hatte Curtius das Thema vorgeschlagen. Fittschen 1988, 289 f.

**1101** Von Gerkan an Wiegand 05.04.1928, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sig. 175–183, Gerkan–Goessler, Kasten 15.

**1102** Von Gerkan an Wiegand 02.12.1928, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sig. 175–183, Gerkan–Goessler, Kasten 15.

seine Forderungen durchgesetzt sah und von Gerkan, der sich auf einem Posten befand, den Curtius personell nicht beeinflussen konnte, als loyalen Mitarbeiter einstuft.

Anders verhielt es sich bei Bibliothekar Axel von Harnack. Das Institut sah sich 1928 und 1929 einer Pressekampagne ausgesetzt, die dessen finanzielle Situation anprangerte. Fred C. Willis, ein in Rom lebender Korrespondent verschiedener rechtsgerichteter deutscher Zeitungen und Mitbegründer sowie späterer Vorsitzender der NSDAP-Ortsgruppe Rom<sup>1103</sup>, kritisierte in einem Artikel in den Leipziger Neuesten Nachrichten nicht nur die angeblich überbordende finanzielle Zuwendung, er diagnostizierte außerdem einen Schaden für das Ansehen des Deutschen Reiches, den das Verhalten der Verantwortlichen in Rom anrichte. Eine »deutsche wissenschaftliche Einrichtung in Rom« habe gewisse »Rücksichten zu beobachten«, »die durch geräuschvolles Auftreten und taktloses Prozedere nur zum Schaden des Deutschtums verletzt werden können<sup>1104</sup>.« Hier bezog sich Willis direkt auf Curtius. Im selben Artikel ging er noch ein weiteres Mal direkt auf Curtius ein, ohne allerdings dessen Namen zu nennen. Willis stellte in diesem Artikel die Frage, warum der neue Institutsleiter in Rom 60 000 Mark Jahresgehalt beziehe, während dessen Vorgänger noch mit 40 000 Mark ausgekommen sei<sup>1105</sup>. Seitdem betrachtete Curtius Willis als eine Art persönlichen Gegner.

Die negative Rezeption des Instituts in der Presse war eines der beherrschenden Themen in den Jahren 1928 und 1929. Sie beeinflusste jegliche Aktivität der Institutspolitik, ob es sich nun um Personalfragen, den geplanten Neubau des Institutsgebäudes oder die Außendarstellung handelte. Curtius vermutete eine Art konzertierte Aktion der deutschen Kolonie in Rom, zu deren Anführern sich u. a. Fred C. Willis erhoben habe, gegen das Institut. Der Legationsrat des Auswärtigen Amtes Johannes Sievers (1880–1969) hielt bei einem Besuch in Rom Rücksprache mit Curtius und fasste die Situation für Hans Freytag, den

Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, zusammen. »Die Kolonie, über die unzureichenden Entschädigungen betroffen«, verfolge »alle Aufwendungen des Reichs mit scharfen Augen, jede Personalvermehrung sowohl an den Botschaften wie den Instituten« unterliege »heftiger Kritik«. Mehrere Journalisten »vor allem Dr. Willis und Dr. Hildebrandt«, hätten »in dieser Kampagne die Führung übernommen, auf ihre Einwirkung wird der bekannte Artikel in der ›Leipziger Volkszeitung‹ zurückgeführt<sup>1106</sup>.« In der deutschen Kolonie herrschte also der Eindruck, das Institut werde gegenüber anderen auslandsdeutschen Einrichtungen, wie etwa der deutschen Schule, bevorzugt<sup>1107</sup>. Was genau mit den »unzureichenden Entschädigungen« gemeint war, geht aus dem Schreiben nicht hervor, in der deutschen Kolonie gab es aber offenbar Stimmen, die eine ungerechte Verteilung der Gelder des Reichs beklagten.

Curtius identifizierte noch eine weitere Person hinter den gegen das Institut gerichteten Presseberichten: »Es ist schon so wie ich sagte. Das widerwärtige Getratsche ist wahrscheinlich eine Leistung des Herrn von Harnack<sup>1108</sup>.« Woran genau sich der Konflikt zwischen Curtius und von Harnack entzündet hatte, lässt sich nicht rekonstruieren, doch hatte Curtius ihn im Verdacht, Interna auszuplaudern an einen seiner Hauptgegner in Rom, Fred C. Willis.

Es ist davon auszugehen, dass Curtius die Verschwiegenheit zu internen Angelegenheiten, wie er sie gegenüber von Gerkan gefordert hatte, auch gegenüber den anderen Mitarbeitern des Instituts zum Ausdruck brachte. Ob von Harnack tatsächlich Informationen weitergegeben hatte, konnte anhand der vorliegenden Quellen nicht geklärt werden, Curtius aber misstraute ihm. Als es einige Zeit später um die Neubesetzung des Postens des christlichen Archäologen ging und diese Angelegenheit aufgrund diverser konfessioneller und politischer Implikationen zum Politikum geriet, gelangten erneut Informationen an die Presse. Auch hier vermutete Curtius von Harnack und dessen »widerwärtiges Getratsche<sup>1109</sup>« hinter

**1103** Vigener 2012a, 78, Fußnote 207. Wolfgang Schieder gibt an, dass Willis die Ortsgruppe Rom der NSDAP 1925 mitbegründet habe und zeitweise deren Leiter gewesen sei. Schieder 2013a, 168, Fußnote 43.

**1104** Der Artikel erschien anonym und stammte angeblich »aus auslandsdeutschen Kreisen in Rom«, es ist aber durchaus anzunehmen, dass der Verfasser Fred C. Willis war. Diebner – Jansen 2016, 97, Fußnote 102.

**1105** Vigener 2012a, 38. Nicht nur das angebliche Jahresgehalt kam hier zur Sprache, auch die Wohnung von Curtius wurde thematisiert, die angeblich einen Festsaal besäße und mit venezianischen Möbeln ausgestattet sei. Es scheint allerdings so, als ob Willis in dem Artikel das Gehalt Curtius' mit dem Gesamtetat

des Instituts verwechselte, das 1927 von 45 650 auf 69 000 Mark erhöht wurde. Siehe hierzu: Vigener 2012a, 38.

**1106** Sievers an Freytag 21.10.1928, BArch Berlin 901/69535.

**1107** Siehe hierzu auch einen Brief von Gerkans an Curtius 15.08.1931, DKA, NL Curtius, Ludwig, I, C-95 Armin von Gerkan, in dem dieser berichtet, ein neuer Artikel kritisiere, dass das Institut teure Publikationen vorbereite, während bei der Schule finanzielle Knappheit herrsche.

**1108** Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I, ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1109** Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I, ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

dem Leck. Bei beiden Fällen ist allerdings anzumerken, dass es sich um Falschinformationen<sup>1110</sup> handelte, die an Presse gelangten, was entweder gegen eine institutsinterne Quelle spricht oder als gezielte Übertreibung ausgelegt werden kann, um die Position Curtius' zu schwächen.

Allerdings hielt Curtius auch auf wissenschaftlicher Ebene wenig von Axel von Harnack. Gegenüber Rodenwaldt gab er an, erst dann seine Vorstellungen beim Ausbau der Bibliothek durchsetzen zu können, wenn von Harnack »aus dem Hause<sup>1111</sup>« sei. Nun stellt sich die Frage, ob Curtius von Harnack von vorneherein durch einen seiner Schüler ersetzen wollte oder ob jene Überlegung erst dann in ihm reifte, als er überzeugt war, von Harnack würde unautorisierte Informationen an die Presse weiterleiten bzw. sich in bibliothekarischer Auffassung zu sehr von ihm selbst unterscheiden. Hinweise, die einer der Möglichkeiten mehr Gewicht verleihen, fehlen, sodass letztlich keine gesicherte Aussage getroffen werden kann. Dennoch ist festzuhalten, dass 1929, als von Harnack ging, auch Assistent Boehringer (turnusmäßig) das Institut verließ. Die Fotothek wurde geschaffen und mit einem Mal waren alle Positionen, bis auf die des zweiten Sekretars, mit Schülern Curtius' besetzt.

Auch zum Verhalten gegenüber Assistent Erich Boehringer, der bei Heinrich Bulle promoviert hatte, finden sich Hinweise, die in dieselbe Richtung weisen wie das Gespräch zwischen Curtius und von Gerkan über Loyalität. Wiederum ist die Quelle hier ein Schreiben Armin von Gerkans an seinen Mentor Theodor Wiegand, das in einer Phase verfasst wurde, in der von Gerkan mit Curtius über Kreuz lag, und deswegen mit Vorsicht zu behandeln ist. Darin hieß es, Curtius schätze Boehringer »persönlich so hoch, wie es ihm mit einem andersgearteten Menschen, auf den er keinen eigenen Einfluss ausüben kann, möglich ist.« Das sei »aber auch alles«. Curtius mache ihm »Vorwürfe, darunter den kränkendsten, daß er eigentlich nichts verstehe, weil er nichts gelernt habe.« Darunter sei zu verstehen, »daß Boehringer nicht bei ihm<sup>1112</sup> studiert« habe »und auch hier in Rom wissenschaftlich und geistig nicht von ihm abhängen« wolle. Daher sei »alles was er leistet ungenügend<sup>1113</sup>«. Dass Curtius tatsächlich einen gewissen Dünkel hegte gegen junge Forscher, die nicht bei ihm

studiert hatten, ließe sich durch die spätere Besetzung aller wichtigen Stellen mit seinen eigenen Schülern bestätigen. Diese Ablehnung, so von Gerkan, speise sich also zum einen aus dem Umstand, dass Curtius keine Einflussmöglichkeit bei Boehringer sehe, weil keine Verbindung zu ihm bestehe – ein Topos, der bisher alle drei Fälle durchzog – und zum anderen daraus, dass es sich bei Boehringer – aus demselben Grund – bestenfalls um einen mittelmäßigen Wissenschaftler handeln könne.

Festzuhalten gilt, dass das Verhältnis zwischen Boehringer und Curtius gut war. Boehringer verteidigte Curtius gegen die Angriffe von Fred C. Willis und Curtius betraute ihn später auch mit wichtigen Aufgaben. Das heißt aber nicht, dass die Ausführungen von Gerkans von der Hand zu weisen sind. Möglich ist, dass Curtius Boehringer anfangs ein gewisses Misstrauen entgegenbrachte, das sich erst im Laufe der Zusammenarbeit auflöste, ebenso wie es bei von Gerkan der Fall war.

In der zweiten Reihe hinter den hauptamtlichen Stellen rangierten junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die hauptsächlich als Gehilfen der Fotothek und für eigene Studien für kurze Zeit am Institut in Rom weilen durften. Curtius beobachtete offenbar den heimischen akademischen Nachwuchs sehr genau und wählte sorgfältig aus. Hier konnte er nicht komplett aus seinem eigenen Nachwuchs schöpfen, was aber bei der Kürze des Beschäftigungsverhältnisses nebensächlich war. So fragte er etwa Paul Jacobsthal nach dessen Schüler Karl Schefold, »weil ich eben Platz habe für einen Hilfsassistenten.« In der Fotothek des Instituts schreite der Ausbau zufriedenstellend voran, »aber trotzdem geht mir die Geschichte zu langsam und ich möchte noch eine Hilfskraft anstellen und denke an Scheffold [sic].« Curtius bot an, Schefold zunächst versuchsweise für drei Monate 200 Mark monatlich zu zahlen. Im Gegenzug müsse er einen Tag pro Woche achtstündig arbeiten. So habe er genügend Zeit für eigene Studien. Curtius führte weiter aus, er habe von Oskar Waldhauer gehört, dass Schefolds Promotion bald fertig sein müsse, und autorisierte Jacobsthal, das Angebot an Schefold weiterzuleiten, »so ermächtigte ich Sie sofort nach Massgabe der geschilderten Bedingungen mit ihm zu verhandeln«, verbunden mit einer Einschränkung

<sup>1110</sup> Das im Artikel bezifferte Gehalt von Curtius ist in Wahrheit der Jahresetat des Instituts. Im Artikel wurde darüber hinaus davon gesprochen, dass ein »evangelischer Stipendiat durch einen Katholiken« ersetzt werden solle, was falsch und polemisch war.

<sup>1111</sup> Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

<sup>1112</sup> Boehringer promovierte bei Heinrich Bulle. Pinkwart 1988, 272 f.

<sup>1113</sup> Von Gerkan an Wiegand 02.12.1928, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sig. 175–183, Gerkan-Goessler, Kasten 15.

kung: »Ist aber noch irgendein Haar in der Suppe, bitte dann sprechen Sie nicht mit ihm über meinen Plan, sondern schreiben Sie mir selber vorher.« Dass Curtius sehr genau darauf achtete, wen er als »Subassistenten« an das Institut holte, wird ebenfalls in jenem Brief an Jacobsthal deutlich. »Vielleicht haben Sie die Neigung, mir für den Fall, dass Scheffold [sic] noch nicht frei ist, Neuffer zu empfehlen. Da will ich Ihnen aber gleich sagen, dass ich darauf nicht anbeissen werde. Ich halte diesen zwar für einen durchaus sympathischen Menschen und habe ihn in seinem Ringen um eine wissenschaftliche Existenz im Stillen immer bewundert.« Neuffer habe jedoch »keine grosse Begabung« und »an mittelmäßigen Mitläufern« habe man in der Wissenschaft »keinen Mangel«. Er lehne, so Curtius, »prinzipiell die Neigung zahlreicher unserer verehrten Kollegen ab halbe und schwache Talente grosszuziehen, mit denen man hinterher, wenn die Wanderjahre vorbei sind, nichts anzufangen weiss<sup>1114</sup>.« Hier trat Curtius' elitäres Denken wieder zutage. Noch stärker, so scheint es, auf dem humanistischen Feld der Archäologie. Mittelmaß setzte er hier letztlich mit Unbrauchbarkeit gleich.

Mit der genauen Auswahl und Beobachtung der Hilfsassistentinnen und -assistenten erreichte Curtius dreierlei: Er stellte zum einen sicher, dass der Ausbau der Fotothek beschleunigt voranschritt. Zwar arbeiteten diese Hilfspersonen nur einmal pro Woche achtstündig, da aber Curtius mehrere gleichzeitig beschäftigte, wurde das kompensiert. Zum zweiten band Curtius durch dieses Beschäftigungsverhältnis eine Generation junger Archäologinnen und Archäologen – keine(r) war älter als dreißig – an seine Person. Die sicherlich als aufregend und schön empfundene Zeit in Rom würde in der Folgezeit immer mit der Figur des Direktors Curtius in Verbindung stehen. Drittens trug dies wiederum dazu bei, seinen eigenen Einfluss in der kommenden Archäologengeneration zu stärken. All dies wird noch einmal bestätigt durch Botschafter Konstantin von Neurath, der sich darüber empörte, dass Curtius »seine jungen Herren« in die Botschaft schicke, um für ihren Direktor Material für einen politischen Vortrag zu beschaffen<sup>1115</sup>.

In seinem Aufsatz »Professor und Student« von 1921 charakterisierte Curtius diese Beziehung als

»einen Sonderfall von Erziehung [...], die im wesentlichen intellektualistisch ist, aber doch leidet, wenn sie dies allein ist<sup>1116</sup>.« Zur ersten Generation seiner Heidelberger Schülerschaft unterhielt Curtius ein äußerst enges und vertrautes Verhältnis, das die personelle Dynamik erahnen lässt, die auch im römischen Institut unter den jungen Assistenten geherrscht haben muss<sup>1117</sup>. Innerhalb der Schülergruppe Curtius' wurden sogar Spitznamen vergeben, die auch gegenüber ihm selbst (»Der Herr«) verwendet wurden<sup>1118</sup>. Curtius konnte sich durch jene intime Bindung hoher Loyalität sicher sein.

Eine Sonderstellung innerhalb des Instituts nahm der Assistent für christliche Archäologie ein. Hier vereinigten sich Instituts-, Wissenschafts- und Kulturpolitik mit konfessionell-politischen Rücksichtnahmen. Offiziell spielten konfessionelle Fragen in den Statuten des Archäologischen Instituts keine Rolle, in Rom aber sollte der christliche Archäologe in den Augen Rodenwaldts auch ein »Verbindungsmann zwischen dem Institut und den Vatikanischen Einrichtungen<sup>1119</sup>« sein. Hinzu kam, dass die Stelle des christlichen Archäologen in Rom relativ eng mit der Zentrumsparterie verknüpft, die konfessionelle Freiheit also nur scheinbar gegeben war<sup>1120</sup>.

Wie bereits erwähnt, sah sich das römische Institut zum Jahreswechsel 1928/1929 wiederholten Pressekampagnen ausgesetzt, die die finanziellen Aufwendungen kritisierten. Dies wog besonders schwer, da man vonseiten des römischen Instituts hoffte, bald mit dem Neubau eines Institutsgebäudes beginnen zu können, der sich schon seit 1924 in Planung befand. Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg hatte der italienische Staat 1919 alle deutschen Besitzungen enteignet. Dadurch verloren sowohl das Archäologische Institut als auch die deutsche Botschaft ihre prestigeträchtige Unterbringung im *Palazzo Caffarelli* auf dem Kapitol<sup>1121</sup>. Seitdem hatte die römische Zweigstelle des Instituts ihren Sitz als Notbehelf in den Räumlichkeiten der deutschen evangelischen Gemeinde in der Via Sardegna südlich des Parks der Villa Borghese<sup>1122</sup>. Der deutschen Öffentlichkeit war ein solch teures Projekt wie der Neubau eines Institutsgebäudes jedoch nur schwer zu vermitteln. Im Jahr 1928 löste ein Artikel in den Dresdner Neuesten Nachrichten eine finanz- und kulturpoliti-

<sup>1114</sup> Curtius an Jacobsthal 19.02.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

<sup>1115</sup> Freytag an von Neurath ??02.1929, BArch Berlin 901/69535.

<sup>1116</sup> Curtius 1921c, 651.

<sup>1117</sup> Lorenz 2012, 196.

<sup>1118</sup> Siehe hierzu diverse Briefe in GNM DKA, NL Curtius, Ludwig, I, C-113 Roland Hampe.

<sup>1119</sup> Rodenwaldt an Curtius 18.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

<sup>1120</sup> Vigener 2012a, 20.

<sup>1121</sup> Diebner 2009b, 277.

<sup>1122</sup> Diebner 2009b, 319.

sche Debatte in Deutschland aus. Wissenschaften wie die Klassische Archäologie seien kulturpolitisch überschätzt, die Mitarbeiter des Instituts überbezahlt und der Ertrag der Arbeit stehe in keinem Verhältnis zu den Ausgaben, die dafür aufgebracht würden<sup>1123</sup>. Franz Studniczka begegnete diesem Artikel als Mitglied der Zentralkommission des Archäologischen Instituts zwar mit einer Gegendarstellung, jedoch erschienen in der Folge noch weitere Artikel, u. a. von Curtius' Gegner Fred C. Willis, die dem Institut negative Aufmerksamkeit bescherten. Vor diesem Hintergrund geriet eine recht alltägliche Personalfrage zum Politikum.

Präsident Rodenwaldt zufolge hatte Willis in einem Artikel in einer Hamburger Zeitung Anfang 1929 behauptet, dass ein »evangelischer Stipendiat durch einen Katholiken<sup>1124</sup> ersetzt worden sei. Dahinter steckte eine mögliche Einstellung des protestantischen christlichen Archäologen Oskar Thulin (1898–1971). Der Artikel äußerte den Vorwurf, das Institut wolle sich an die katholische Zentrumsparterie anlehnen, um diese für den geplanten Neubau zu gewinnen. Als der bisherige christliche Archäologe Prälat Adolf Kalsbach aus dem Dienst am Institut ausschied, hegte Curtius den Plan, den Protestanten Oskar Thulin, der 1928 durch sein Reisestipendium am Institut weilte, zu dessen Nachfolger zu ernennen. Problematisch wurde die Situation, als Curtius Thulin verfrüht eine informelle Zusage für die Nachfolge erteilte. Er erklärte, er habe Thulin vor allem aufgrund seiner »menschlichen Eigenschaften« und nicht seiner »wissenschaftlichen« ausgesucht, da ihm »bei der merkwürdigen wissenschaftlichen Konstruktion der christlichen Archäologie« die »wissenschaftliche Qualität der jeweiligen Bewerber« als »eine Frage zweiten Ranges« erschien. Kalsbachs wissenschaftliche Qualitäten stufte er als unterdurchschnittlich ein, die von Thulin kenne er nicht, er scheine sich aber »Mühe« zu geben und sei als Hilfsarbeiter in der Bibliothek engagiert gewesen<sup>1125</sup>.

Dies ist insofern auffällig, als dass Curtius an anderer Stelle stets betonte, wenig bis gar nichts von wissenschaftlichem »Mittelmaß« zu halten. Hier vernachlässigte er diese Linie aufgrund der »merkwürdigen Konstruktion« der christlichen Archäologie,

womit wahrscheinlich die konfessionelle Teilung<sup>1126</sup> gemeint war. Doch stellt sich dann die Frage, warum Curtius den protestantischen Archäologen einem katholischen vorzog. Curtius erinnerte Rodenwaldt daran, dass dieser selbst ihm einige Zeit zuvor versichert habe, dass »die christliche Assistentenstelle« ohne »jede konfessionelle Bindung geschaffen<sup>1127</sup>« und »alternieren« vielleicht sogar angebracht sei. Rodenwaldt bestätigte dies, wies jedoch darauf hin, dass ein katholischer Archäologe sowohl für die »Unterstützung im Reichstag« als auch für die Kontakte zum Campo Santo Teutonico sehr wichtig sei<sup>1128</sup>. Curtius favorisierte den Stipendiaten Thulin vermutlich deswegen, da er diesen – im Gegensatz zu einem möglichen unbekanntem Nachfolger – schon einschätzen konnte. Durch die verfrühte Zusage an Thulin versuchte er möglicherweise, vollendete Tatsachen zu schaffen, wogegen Rodenwaldt aber mit Rücksicht auf die Zentrumsparterie und den Vatikan opponierte. Gegen die These, Curtius habe versucht, auf die Neubesetzung des christlichen Archäologen Einfluss zu nehmen, spricht allerdings, dass Curtius durch die Einstellung Thulins zwar eine Person für seine Einflussosphäre gewonnen, jedoch womöglich erhebliche Einflusseinbußen im Vatikan hätte hinnehmen müssen. Rätselhaft bleibt also, warum Curtius auf die »merkwürdige Konstruktion« der christlichen Archäologie verwies, dann aber einen Protestanten auswählte, dessen wissenschaftlichen Qualitäten er nicht kannte.

Als Thulin dann zugunsten des katholischen Archäologen Josef Montebaur (1895–1937)<sup>1129</sup> übergegangen wurde, erklärte Curtius ersterem, man habe es nicht darauf ankommen lassen wollen, die Zentrumsparterie durch die Besetzung eines Protestanten zu verstimmen und somit den Neubau des Institutsgebäudes zu gefährden<sup>1130</sup>. Hier griff er also genau jenen Vorwurf auf, der bereits in der Presse rezipiert worden war. Letztlich ging es Curtius bei der Causa Thulin wohl doch darum, eine Person, die er bereits kannte, auf den Posten zu heben. Dies ließe einen Rückschluss auf die Priorität seiner Einflussmehrung zu, da er für Thulin sowohl seine wissenschaftlichen Standards als auch den Einfluss bei Zentrum und Vatikan hintanstellte.

1123 Diebner – Jansen 2016, 97.

1124 Rodenwaldt an Curtius 18.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

1125 Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

1126 Mit »merkwürdiger Konstruktion« könnten noch andere Aspekte gemeint sein. Etwa der tatsächliche Einfluss religiöser Motive auf die Wissenschaft.

1127 Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

1128 Rodenwaldt an Curtius 11.10.1928, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

1129 Weiland 1988, 336.

1130 Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

Nachdem Curtius seine informelle Zusage zurückziehen musste, stellte Rodenwaldt »mit ehrlichem Schrecken« fest, dass Thulin Kenntnis davon hatte, warum er übergangen worden war, obwohl Rodenwaldt davon ausgegangen war, »dass außer Ihnen, Herrn von Gerkan und mir niemand darüber orientiert sei<sup>1131</sup>.« Rodenwaldt äußerte den Verdacht, dass »Herr Dr. Thulin nichts Eiligeres zu tun gehabt [habe], als diese Begründung seiner Ablehnung zu verbreiten und dadurch diese Zeitungsnotiz hervorzurufen<sup>1132</sup>.« Curtius verdächtigte zwar seinen Bibliothekaren Axel von Harnack, die Informationen an die Presse weitergegeben zu haben, für Thulin als Pressequelle spräche allerdings eine nachvollziehbare Verärgerung über den Umstand, den auch Curtius nicht ganz ausschließen konnte. Wenn Thulin sich gegenüber der Presse äußere, so Curtius, könne er es »nicht hindern.« Dass Curtius von Harnack verdäch-

tigte, ist nachvollziehbar, da er so keine Mitschuld an der ungewollten Öffentlichkeit hatte und er außerdem von Harnack sowieso »aus dem Haus<sup>1133</sup>« haben wollte. Die Causa Thulin verdeutlicht noch einmal eindrucksvoll das Spannungsfeld, in dem sich das Archäologische Institut bewegte. Unter den ohnehin kritischen Augen der deutschen Öffentlichkeit hatte Rodenwaldt politisch-konfessionelle Rücksichten gegenüber der Zentrumsparterie zu beachten, musste dabei allerdings sicherstellen, nicht den Eindruck einer allzu einseitigen Bindung an den politischen Katholizismus zu erwecken, da das Institut sonst Gefahr lief, in Konflikte zwischen den politischen Parteien hineingezogen zu werden<sup>1134</sup>. Gleichzeitig durfte dieser Balanceakt jedoch keinesfalls die Beziehungen zum Vatikan gefährden. Die voreilige Zusage von Curtius an Thulin legt nahe, dass er für solcherlei Konfliktpotenzial nur wenig Gespür hatte.

## 7.4 Kulturpolitische Agenda

Bei der systematischen Erweiterung der Bibliothek beschränkte sich Curtius nicht nur auf rein (klassische) archäologische Themen, denn auf diesem Feld war sie seiner Einschätzung nach bereits die »erste der Welt«. Vielmehr wollte er über den engen fachlichen Bereich hinausgehen, denn es sei seine »Absicht, in der Bibliothek weit über den bisherigen Rahmen hinaus unseren Zusammenhang mit der modernen deutschen geisteswissenschaftlichen Entwicklung und ihrer Problematik zur Anschauung zu bringen«. Er betrachte es »als wichtiges Ziel«, »unser Institut stärker in der kulturpolitischen Rolle zur Geltung zu bringen<sup>1135</sup>.« Der »bisherige Rahmen« umfasste bereits eine recht gut aufgestellte Sammlung zu den archäologischen Nachbardisziplinen, etwa der Philologie<sup>1136</sup>. Am Ende der Entwicklungslinie sollte aber unter Curtius keine archäologische Fachbibliothek stehen, sondern eine umfassende Sammlung der deutschen Geisteswissenschaften<sup>1137</sup> auf italienischem bzw. internationalem Boden, die darüber

hinaus als Vehikel deutscher Kulturpolitik dienen sollte. Hier lässt sich also eine Agenda Curtius' ablesen, die darauf zielte, die durch den Weltkrieg »verlorenen Positionen<sup>1138</sup>« zurückzuerobern. Eine Lesart, die eine leicht andere Richtung aufwies, wäre, dass Curtius den Ausbau zu einer »gesellschaftlich-kulturellen Mission<sup>1139</sup>« umdeutete, wo es sich doch eigentlich um einen genuin wissenschaftlichen Ausbau handelte.

Einzig bei einem Teilaspekt der deutschen Geisteswissenschaft war sich Curtius unsicher. Er sei sich über »unser Verhalten der Praehistorie gegenüber« noch nicht »recht im Klaren«. Ihre Literatur sei »unübersehbar zersplittert und teilweise dilettantischen Charakters<sup>1140</sup>.« Hier stellt sich die Frage, ob diese Aussage tatsächlich auf die Literatur der »deutschen Vorgeschichte« zutraf, oder ob Curtius' Abneigung<sup>1141</sup> gegenüber dieser Wissenschaft ihn zu dieser Einschätzung bewegte. Unter den größtenteils kunsthistorisch ausgerichteten klassischen Archäologen

**1131** Rodenwaldt an Curtius 18.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

**1132** Rodenwaldt an Curtius 18.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

**1133** Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1134** Vigener 2012a, 35.

**1135** Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

**1136** Blanck 1979, 23.

**1137** Auch in Bereichen wie »deutsche Philosophie« und »Aesthetik«, Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

**1138** Curtius, Welt (1950), 452.

**1139** Diebner 2009b, 312.

**1140** Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

**1141** Diebner – Jansen 2016, 91.

spielte die römische Provinz keine ernstzunehmende Rolle<sup>1142</sup>. Dennoch, so stellte Curtius klar, wolle er zumindest alle Literatur in diesem Bereich sammeln, die mit dem Mittelmeerraum in Zusammenhang stehe, weshalb er die Bibliothek auch in diesem Bereich auszubauen gedachte<sup>1143</sup>.

Dass es Curtius jedoch nicht um die »technische« Seite der Wissenschaft ging, zeigt die Umgestaltung der Vortragsreihe am Archäologischen Institut in Rom, der sog. Adunanzen. Diese sollten sich nunmehr eher an ein breites, nicht auf den engen Kreis der Fachkollegen beschränktes Publikum richten. Das bedeutete nicht, dass Themen der klassischen Archäologie zu kurz kamen, vielmehr sollten diese aber allgemeiner gehalten und um geisteswissenschaftliche Themen der Nachbardisziplinen ergänzt werden, um die Attraktivität für ein breitgefächertes Publikum der römischen Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Detaillierte Grabungsberichte hatten in dieser neuen Ausrichtung keinen Platz mehr, wie Curtius an Gabriel Welter (1890–1954), der seine Grabungsergebnisse in einer der Adunanzen präsentieren wollte, schrieb. Mit dem Verweis, auch in italienischen Vortragsreihen finde man keine Grabungsberichte mehr, verkündete Curtius, dass das Interesse des römischen Publikums »im Wesentlichen geistesgeschichtlichen, kunstgeschichtlichen und allgemein historischen Problemen<sup>1144</sup>« gelte. Die Vorträge wurden also nach der Attraktivität für das gemischte Publikum der römischen Gesellschaft ausgewählt und nicht nach einem möglichen Interesse von wissenschaftlicher Seite.

Curtius verfolgte einen Kurs, der eine Einbettung der Klassischen Archäologie in die umrahmenden geisteswissenschaftlichen Disziplinen vorsah. Dadurch sollte das Prestige des Instituts und des Deutschen Reiches gemehrt werden, die Archäologie gleichsam als verlängerter Arm der Kulturpolitik eingesetzt werden. Damit bewegte er sich auf der Linie des Auswärtigen Amtes, dem das Archäologische Institut unterstand. Im Zuge des wiederholt negativen Presseechos, das sich vor allem gegen die finanziellen Aufwendungen für das Institut richtete, lud Curtius im Januar 1929 Vertreter der Presse zu einem

Vortrag ins Institut. Ziel war die Verteidigung des geplanten Institutsneubaus, der durch die negative Berichterstattung gefährdet war. Wer genau zu den geladenen Journalisten zählte, lässt sich nicht rekonstruieren, jedoch erschien offenbar auch Fred C. Willis, sehr zum Ärger von Curtius<sup>1145</sup>. Der Vortrag fand an zwei Terminen statt, um größtmögliche Reichweite zu erzielen, und trug den Titel »Geschichte, Aufgaben und Ziele des Deutschen Archäologischen Instituts<sup>1146</sup>«.

Curtius' Vortrag war eine Rechtfertigung des Etats, des Neubaus, der Klassischen Archäologie und deren Position in der Kulturpolitik des Deutschen Reiches. Eingangs formulierte Curtius ein »Motto«, unter dem der Vortrag zu verstehen sei und das sich auf das Verhalten der Journalisten bezog. »Wissenschaftliche Anstalten, die ihre Aufgabe ernst zu nehmen pflegen, überlässt man am besten sich selber.« Das Unverständnis gegenüber dem Archäologischen Institut in Deutschland verortete Curtius vor allem in einer allgemeinen kulturellen Problematik. »Ich hatte neulich die Gelegenheit mich mit Scialoja<sup>1147</sup> zu unterhalten und wir kamen zu sprechen auf die Schwierigkeiten die heute dem Aufbau eines neuen europäischen Geistes im Wege stehen und da sagte er: Die Schwierigkeiten sind in allen Ländern gleich. Es gibt zu wenig humanistisch gebildete Menschen.« Ohne diese humanistische Bildung, die den Dreh- und Angelpunkt von Curtius' Weltansicht bildete, sei es unmöglich, die kulturelle Bedeutung einer Wissenschaft wie der Archäologie erfassen zu können. Als Beispiel wählte er sich selbst, bevor er eine solche Bildung genossen habe. Als er zum ersten Mal in Rom gewesen sei, sei er noch Jurist gewesen. Damals habe er gedacht, »die Archäologen sind Leute, die sich nur mit alten rostigen Schlüsseln beschäftigen.« Nur mit dem Verständnis eines Humanisten sei die Bedeutung der Archäologie zu erkennen. »Aus tausend kleinen Beobachtungen baut sie ein großes Ganzes: unser lebendiges geschichtliches Bewusstsein<sup>1148</sup>.« Curtius stellte gegenüber den Journalisten klar, dass eine weitere kritische Berichterstattung nicht nur dem Ansehen des Instituts, sondern letztlich dem des Deutschen Reiches schaden würde. »Diejenigen von

1142 Vigener 2012a, 30.

1143 Curtius an Hepding 31.03.1930, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C; Bericht über die Zeit vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1931, Archiv DAI-Rom, I. Berichte Rom, Vierteljahresberichte 1927–1944.

1144 Curtius an Welter 01.04.1933, Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz C.

1145 Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

1146 Geschichte, Aufgaben und Ziele des Deutschen Archäologischen Instituts. Archiv DAI-Rom, III Curtius EFG.

1147 Vittorio Scialoja (1856–1933). Langjähriger Vertreter Italiens beim Völkerbund und Staatsminister ehrenhalber. Stand auch in Verbindung mit dem Europäischen Kulturbund. Siehe Müller 2005, 350, Fußnote 123.

1148 Hier ließ er sich offenbar von Wilhelm Dilthey inspirieren, der dies 1910 generell für die Geisteswissenschaften feststellte: »Aus höchst mannigfachen und veränderlichen Momenten bildet sich ein kompliziertes Ganzes.« Dilthey 1970, 120.

Ihnen, welche ein solches archäologisches Institut in Rom für überflüssig halten«, sollten »sich doch die Frage vorlegen«, wie es komme, »dass die Rumänen ein Institut hier bauen, dass der *Palazzo Falconieri* vom Ungarischen Staat zur Errichtung eines archäologischen Instituts angekauft worden« sei und dass »zur selben Zeit, als wir von der Stadt Rom ein Grundstück zum Neubau des Instituts im Valle Giulia zur Verfügung erhalten haben, sich auch Belgien um ein Terrain beworben hat.« Ein Rückzug aus einem solch internationalen Milieu, in dem auch Engländer, Franzosen und Amerikaner ihre Stellung immer weiter ausbauten, sei fatal. Curtius betonte den internationalen Charakter der Archäologie und gab an, dass das Auswärtige Amt gerade auf diesem Feld die Möglichkeit gesehen habe, die Reintegration Deutschlands in die internationale Gemeinschaft voranzutreiben<sup>1149</sup>. Das ähnelte in gewisser Weise den Positionen des Europäischen Kulturbunds, der letztlich ein transnationales intellektuelles europäisches Netzwerk zum Ziel hatte.

Curtius' kulturpessimistisch aufgeladener Vortrag schritt einige typische Positionen des Bildungsbürgertums ab und implizierte gleichzeitig, dass Journalisten eine Berichterstattung nicht möglich sei, weil sie ohne humanistische Bildung die Klassische Archäologie und somit die Bedeutung des Instituts nicht erfassen könnten. Beklagt wurde in weiten Teilen des Bürgertums ein Verlust von »Kultur« gegenüber dem rein technischen Fortschritt, oftmals konnotiert mit dem Begriff der »Zivilisation«. Der Begriff »Kultur« bezeichnete in diesem Zusammenhang die stetige, durch lebenslange Bildung erreichte »Veredelung« des Geistes, während im Begriff »Zivilisation« lediglich der äußere Fortschritt, das Mechanische, Praktische, Nützliche gesehen wurde<sup>1150</sup>. Letzterem ordnete Curtius auch die damalige Staatsform zu. Kurz nach dem Vortrag vermeldete Curtius gegenüber Rodenwaldt den Erfolg. »Soweit man über so schwierige Menschen« wie Journalisten urteilen könne, »war der Eindruck günstig.« Er versicherte Rodenwaldt, er werde alles tun, um sich selbst und somit das Institut mit der Presse so günstig wie möglich zu stellen, was von seinen Vorgängern offenbar vernachlässigt worden sei. »Auch in diesem Punkte trete ich eine fünfzig Jahre alte, nicht sehr glückliche Erbschaft an.« Bei dieser Gelegenheit verkündete Curtius gegenüber Rodenwaldt noch seine Einschät-

zung des modernen Journalismus. »Aber gerade bei dem geselligen Beisammensein neulich habe ich für mich freilich nicht neue geradezu tragische Einblicke in das Wesen des modernen Journalismus getan. Ein absolutes Mittel seine Missverständnisse, seine Leichtfertigkeit, seine Eitelkeit und seine Charakterlosigkeit abzuwehren gibt es nicht.« Curtius beklagte implizit eine kleinliche und kurzsichtige Berichterstattung, die sich lediglich mit dem rein finanziellen Aspekt befasse. Das edle, höhere Ziel humanistischer Bildung verliere der »moderne Journalismus« aus den Augen.

Woher diese negativen Eigenschaften rührten, war für Curtius schnell klar, denn der Journalismus sei »ein Stück der modernen Demokratie, man muss ihn mit dieser nehmen wie er ist<sup>1151</sup>.« Letztlich kulminierten in diesem Vortrag und der anschließenden Bewertung der Journalisten und des modernen Journalismus der geistige Elitismus und die darin enthaltene Abneigung gegen die »Massengesellschaft«.

Ein Beispiel ist die Causa Institutsneubau. Die Frage des Neubaus in Rom beschäftigte das Archäologische Institut und allen voran Präsident Rodenwaldt seit der Wiedereröffnung 1924 beinahe täglich und war eines der Hauptthemen in der Korrespondenz zwischen Curtius und dem DAI-Präsidenten<sup>1152</sup>. Von römischer Seite lässt sich hauptsächlich der zweite Sekretar Armin von Gerkan, der zudem Architekt und Bauforscher war<sup>1153</sup>, als treibende Kraft hinter dem Projekt ausmachen. Wenige Monate nach seinem Amtsantritt vermeldete Curtius an Rodenwaldt, dass ihn »Herr von Gerkan über die Grundstücksangelegenheit« informiert habe. »Ich kann nicht darüber urteilen, ob seine Beurteilung der Situation ganz richtig ist<sup>1154</sup>.« Warum Curtius sich nicht in der Lage sah, ein Urteil abzugeben, wird nicht klar. Möglich wäre, dass er sich einerseits zu diesem Zeitpunkt erst einige Monate im Amt befand und sich noch nicht in die Materie des Neubaus eingearbeitet hatte oder er andererseits nicht allzu weit in den Zuständigkeitsbereich von Gerkans vordringen wollte. Curtius' Auftreten gegenüber von Gerkan lässt die zweite Möglichkeit eher unwahrscheinlich erscheinen. Eine weitere Möglichkeit wäre, dass Curtius keinen Hehl daraus zu machen pflegte, wenn er für etwas kein Interesse aufbrachte. Curtius bevorzugte den Ankauf eines *Palazzo* im Stadtzentrum gegenüber einem Neubau im *Valle Giulia* außerhalb des Stadtzentrums,

<sup>1149</sup> Geschichte, Aufgaben und Ziele des Deutschen Archäologischen Instituts. Archiv DAI-Rom, III Curtius EFG.

<sup>1150</sup> Schäfer 2009, 173.

<sup>1151</sup> Alle Zitate Curtius an Rodenwaldt 21.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

<sup>1152</sup> Eine detaillierte Übersicht über die Vorgänge zum Institutsneubau bietet Diebner 2009b.

<sup>1153</sup> Diebner 2009b, 287.

<sup>1154</sup> Curtius an Rodenwaldt 16.06.1928, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

wo laut Curtius bereits die *British School of Rome* über »völlige Vereinsamung<sup>1155</sup>« klage, weswegen ihn die Frage des Grundstücks nicht interessierte. Ähnliches Verhalten kritisierte Rodenwaldt scharf im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum des Instituts. »Ich täusche mich sicherlich nicht, wenn ich die ganze Zeit über den Eindruck hatte, dass sie an der Jubiläumsfeier, da diese in Berlin und nicht in Rom stattfindet, persönlich desinteressiert seien. Sie überliessen daher nach einer einzigen kurzen Besprechung mit Colasanti die weiteren Angelegenheiten ihrem Büro<sup>1156</sup>.« Über konkrete Fragen der architektonischen Planung ging Curtius offenbar relativ lapidar hinweg. Unter dem Grundstück, das für den Neubau vorgesehen war, verlief die römische Wasserleitung *Aqua Virgo*, womit einige bauliche Einschränkungen verbunden waren. Armin von Gerkan berichtete im Zuge der Planung des Baus an Rodenwaldt, dass die von Curtius präferierte Version nicht machbar sei, denn sie präsentiere bauliche Schwierigkeiten, gegen die Curtius allerdings lediglich geltend gemacht habe, dass die Technik alles könne<sup>1157</sup>. Darüber hinaus wird in dieser Aussage auch die These entkräftet, Curtius wolle nicht in von Gerkans Zuständigkeit vordringen.

Mitte 1929 erteilten sowohl die römische Stadtverwaltung als auch die deutsche Botschaft ihre Zusage und Unterstützung zum Projekt<sup>1158</sup>. Jedoch zeigte sich das Reichsfinanzministerium in Person von Staatssekretär Herman Popitz (1884–1945) bei der Mittelfreigabe noch reserviert<sup>1159</sup>. Im Juli 1929 äußerte Curtius sich gegenüber Rodenwaldt, in welcher Rolle er sich selbst bei der Planung und Durchführung dieses Projekts sah, wie er die Erfolgsaussichten einstuft und wie er generell seine Rolle in Rom wahrnahm und interpretierte. »Ihre Nachrichten wegen der Etatsschwierigkeiten sind nicht erfreulich. Ich habe sie nicht anders erwartet und glaube im Grunde nicht daran, daß ich noch den Instituts-Neubau erlebe.« Trotzdem versäumte er es nicht, Rodenwaldt weiter Mut zuzusprechen. Der Bürokratie müsse man zu Leibe rücken wie einem Stein, der durch steten Tropfen ausgehöhlt werde. Dennoch stellte er im Brief relativ deutlich klar, wie er sich

selbst zu verhalten gedenke. »Die neuen Abrechnungsvorschriften lagern über unserem Hause wie eine unglücksschwangernde Gewitterwolke. Ich persönlich verstehe gar nichts davon, ich bin als Gelehrter hierher gerufen worden und nicht als Rechenkünstler.« Er werde es abschlagen, sich »dazu zu äussern«, und er lehne »jede Verantwortung für die sicher kommenden Reibungen und Störungen in unserem Abrechnungswesen ab<sup>1160</sup>.« Curtius ungeduldige, trotzig-sichtweise auf finanzielle Fragen und die Motivation, die er Präsident Rodenwaldt zukommen ließ, stehen sich im selben Brief diametral gegenüber. Curtius wies die Verantwortung bei finanziellen Fragen weit von sich und somit auch jegliche Hilfestellung, die er Rodenwaldt möglicherweise zuteil werden lassen konnte. Seine Rolle sah er fernab jeglicher Verwaltungstätigkeit, die er somit Rodenwaldt alleine zuschob. Als Direktor der römischen Zweigstelle kam er freilich nicht umhin, diverse Aufgaben übernehmen zu müssen. Tatsächlich war er nicht der Einzige, der Kritik an den zusätzlichen und umfangreicher werdenden Verwaltungsaufgaben übte. Die Mitarbeiter der Zweigstellen waren in erster Linie Wissenschaftler und mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten ausgelastet und brachten wenig Verständnis für die wachsenden Verwaltungsaufgaben auf, die Rodenwaldt seit 1924 mit viel Mühe eingeführt hatte<sup>1161</sup>.

Der deutsche Botschafter Konstantin Freiherr von Neurath (1873–1956) schrieb nach Curtius' Vortrag vor den Journalisten im Januar 1929 an Hans Freytag, den Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, und äußerte seine Begeisterung. Die Übernahme der leitenden Position in Rom durch Curtius sei in eine kritische Zeit gefallen, er habe es aber in geschickter Weise verstanden, den Vorwürfen der Presse entgegenzutreten<sup>1162</sup>. Von Neurath zog in dem Schreiben ein durchaus positives Fazit der bisherigen Amtszeit Curtius', wies Freytag allerdings auch auf mögliche Probleme hin, die durch das Auftreten des neuen Ersten Sekretars in Rom entstehen könnten. So diagnostizierte von Neurath eine impulsive, bisweilen draufgängerische Persönlichkeit und eine nicht immer ganz glückliche »Art<sup>1163</sup>«. Es müsse dar-

<sup>1155</sup> Sievers an Freytag 21.10.1928, BArch Berlin 901/69535.

<sup>1156</sup> Rodenwaldt an Curtius 04.04.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom 1925–1943.

<sup>1157</sup> Diebner 2009b, 308 f.

<sup>1158</sup> Curtius gab gegenüber Rodenwaldt an, der Botschafter selbst habe vorgeschlagen, man solle die Kosten der ersten Bau-rate besser zu hoch als zu niedrig veranschlagen. Siehe hierzu: Curtius an Rodenwaldt 19.06.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943 und Diebner 2009b, 326.

<sup>1159</sup> Diebner 2009b, 326.

<sup>1160</sup> Curtius an Rodenwaldt 18.07.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

<sup>1161</sup> Vigener 2012a, 32.

<sup>1162</sup> Von Neurath an Freytag 14.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

<sup>1163</sup> Von Neurath an Freytag 14.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

auf geachtet werden, dass diese »Art« und Curtius' fehlende Auslandserfahrung sich in Zukunft nicht nachteilig auf das deutsche Ansehen im Ausland auswirken<sup>1164</sup>.

Fraglich ist, wo von Neurath jene »Art« Curtius' selbst erfahren hatte. Eine gesellschaftliche Veranstaltung in Rom ist denkbar. Es ist darüber hinaus anzunehmen, dass er vom Auswärtigen Amt über die Vorgänge bei der Tagung des Kulturbundes in Heidelberg 1927 informiert worden war, wo Curtius' »Temperament« zutage getreten sei<sup>1165</sup>. Womöglich hatte von Neurath jene Vorkommnisse vor Augen, als er an Freytag über Curtius' »nicht immer ganz glückliche Art« schrieb. Durch die guten Beziehungen der Botschaft zum Institut sah von Neurath sich allerdings in der Lage, auf die »Innhaltung der mir angemessenen erscheinenden Grenzen bei der ausserdienstlichen Betätigung der Institutsleitung hinzuwirken<sup>1166</sup>.« Der kulturpolitische Kurs des Auswärtigen Amtes sah vor, sich vor allem auf internationale Zusammenarbeit zu konzentrieren und Wissenschaft friedlich, also jenseits aller Kulturpropaganda, zu betreiben<sup>1167</sup>.

Curtius hatte sich zeit seines Lebens politisch in Parteien und anderen Organisationen engagiert. Nach Antritt seines Direktorenpostens in Rom veränderten sich die Vorzeichen, unter denen er sich entsprechend betätigen konnte. Nun befand er sich, dem Auswärtigen Amt unterstehend, in Italien – einem ehemaligen Kriegsgegner – und dort auf dem besonders international geprägten Parkett Roms. Sowohl für das Auswärtige Amt als auch für das Archäologische Institut war die Neubesetzung des Postens in Rom daher mit gewissen politischen Unwägbarkeiten verbunden, die in den Einschätzungen von Neuraths zum Ausdruck kamen. Die deutsche Botschaft und die Zentralkommission des Archäologischen Instituts verfolgten das Verhalten Curtius' in besonderem Maße. Ebenso wie sein Vorgänger Amelung, der seit 1895 in Rom gelebt hatte, war Curtius in Italien zwar hervorragend vernetzt, hatte vor Antritt seines Postens aber in Deutschland gelebt und für das Archäo-

logische Institut war es die erste wirkliche *Neubesetzung* des Postens nach dem Ersten Weltkrieg, da Amelung bereits vor dem Krieg den Posten innegehabt hatte und 1921 lediglich nach Rom zurückgekehrt war.

Wie bereits beschrieben, zeigte sich von Neurath im Februar 1929, etwa ein dreiviertel Jahr nach Curtius' Amtsantritt, überaus zufrieden mit dem neuen Direktor, warnte aber auch vor der »impulsiven Persönlichkeit« gepaart mit »mangelnder Auslandserfahrung<sup>1168</sup>.« Hans Freytag stimmte von Neurath in seiner positiven Beurteilung Curtius' zu und betonte noch einmal dessen internationales wissenschaftliches Renommee, war allerdings auch einer Meinung mit der Warnung von Neuraths, dass »es notwendig werden würde, das stark vorwärts drängende Temperament des Herrn Curtius in gewisser Weise zu zügeln.« Kurze Zeit nachdem von Neurath zu jenen Einschätzungen gelangt war, bestätigten sich die Befürchtungen. Nur wenige Tage nach diesem Zwischenfazit von Neuraths und Freytags erreichte die Botschaft die Nachricht, Curtius wolle in der deutsch-italienischen Handelskammer in Frankfurt am Main einen Vortrag über die »kulturelle Bedeutung des modernen Italien« halten. Botschafter von Neurath zeigte sich empört, dass die Botschaft nicht vorab über dieses Vorhaben informiert worden sei, sondern »nur dadurch Kenntnis erhalten« habe, »dass Herr Curtius seine jungen Herren« in die Botschaft geschickt habe, »um sich Material für seinen Vortrag« zu beschaffen<sup>1169</sup>. Der Botschafter kritisierte scharf, dass Curtius »sich absolut außerhalb« seiner »als Leiter des hiesigen Archäologischen Instituts gezogenen Grenzen« bewege. Er befürchtete, wie er wenige Tage zuvor gegenüber Freytag angegeben hatte, »dass seine ungestüme, flackernde Art, sich zu geben, ihn ohnehin leicht in die Gefahr von Entgleisungen bringt, die sich eines Tages auch politisch un bequem auswirken können.« Der Botschafter stellte klar, dass er es keinesfalls weiterhin billigen werde, wenn Curtius seine Grenzen künftig in diesem Maße überschreite. »Ich werde zu meinem Bedauern vielleicht

**1164** Von Neurath an Freytag 14.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

**1165** Dem Auswärtigen Amt lag ein Bericht zur Tagung des Europäischen Kulturbundes in Heidelberg 1927 vor. Dort hieß es, ein Professor namens Hans Eibl sei während einer Sitzung unter Curtius' Vorsitz von seinem vorbereiteten Vortragskonzept abgewichen und habe »polemisch« über die Frage des »Anschlusses« Österreichs sowie die »Verträge von Versailles und Trianon« gesprochen. Die folgende Unruhe im Plenum habe Curtius in »ziemlich temperamentvoller Weise zurück[gewiesen], was wiederum den Widerspruch anderer Zuhörer hervorrief. Die

Tagung drohte gesprengt zu werden.« Später sei die Stimmung beruhigt worden, sodass u. a. Curtius wieder eine Ansprache halten konnte, »in der er sein Temperament etwas zügelte.« Bericht an den Außenminister, 25.10.1927, PA AA, R 61294.

**1166** Von Neurath an Freytag 14.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

**1167** Vigener 2012a, 25.

**1168** Von Neurath an Freytag 14.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

**1169** Freytag an von Neurath ??.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

Veranlassung nehmen müssen, mich demnächst in dieser Hinsicht noch deutlicher auszudrücken, möchte Sie [Freytag] aber schon jetzt bitten, an zuständiger Stelle darauf hinzuwirken, dass Herr Curtius mehr Zurückhaltung auferlegt wird<sup>1170</sup>.« Von Neurath gefiel also, wie Curtius vor allem den repräsentativen Part seines Postens ausfüllte und wie er das Institut redegewandt gegen Kritik verteidigte, jedoch überschritt das Sendungsbewusstsein des politisch engagierten Direktors für ihn die Grenze des Kompetenzbereiches, zumal es sich bei dem Vortrag in den Augen von Neuraths noch um italienische Propaganda handelte.

Curtius hielt den Vortrag drei Tage nach der Unterredung von Neuraths mit Freytag am 25. Februar 1929 und wurde daraufhin vom Botschafter einbestellt. Wie das Treffen verlief, berichtete Curtius kurz darauf herunterspielend an Präsident Rodenwaldt. Der Vortrag in Frankfurt sei »mehr von den zweiten Stellen als von dem Botschafter selbst zu einer Staatsaktion aufgebauscht worden«. Von Neurath habe ihm gegenüber »nur seinen Wunsch« geäußert, »in ähnlichen Fällen rechtzeitig von meinem Vorhaben unterrichtet zu sein, um mir je nach der Lage der Situation einen taktischen Rat zu geben<sup>1171</sup>.« Wahrscheinlich ist eher, dass von Neurath Curtius schärfer ermahnte, als er es gegenüber Rodenwaldt darstellte.

Curtius musste bei solch einem Thema mit Widerstand rechnen, denn er bewegte sich hier in einem politisch heiklen Spannungsfeld. Das faschistische Italien wurde von konservativ-deutschnationalen Kreisen auf der einen Seite politisch als Vorbild gegenüber der Weimarer Republik herangezogen, auf der anderen Seite aber scharf als fremde Nation und ehemaliger Kriegsgegner – vor allem in der Südtirolfrage – kritisiert. Außerdem folgten diese Kreise der Auffassung, Deutschland sei die kulturell überlegene Nation<sup>1172</sup>. Schon der Titel des Vortrags von Curtius implizierte die von Botschafter von Neurath gefürchtete »italienische Kulturpropaganda<sup>1173</sup>« auf deutschem Boden. Auch Curtius trat dafür ein, dass Deutschland die kulturelle Führung Europas nach dem Ersten Weltkrieg wieder übernehmen müsse. Im Unterschied zu weiten Teilen rechtskonservativer Kreise, die Italien zwar als Gegenpunkt zu Weimar

heranzogen, letztlich aber als rückständig betrachteten, brachte Curtius für den italienischen Faschismus aber Begeisterung auf und hielt die von ihm dort festgestellten Errungenschaften und Fortschritte seit 1922 für vorbildlich. In seinem Vortrag verknüpfte Curtius das kulturelle Erbe Italiens mit der Moderne, also letztlich mit dem italienischen Faschismus. »St. Peter in Rom ist gewiß die größte Kirche der Welt, aber den modernen Italiener interessiert auch die im Hafen von Genua angeschriebene Statistik, daß seine Tonnage die von Marseille allmählich übertrifft, die Konstruktion der Fiatwerke sind ihm so wichtig wie die der Kuppel des Pantheon<sup>1174</sup>.« Im exemplarischen Italiener vereinten sich für Curtius der humanistische Kulturmensch und der technische Zivilisationsmensch<sup>1175</sup>. Aus seiner Sicht konnte diese Verbindung nur der italienische Faschismus erreichen, da dieser sich in der Tradition einer idealisierten Vergangenheit römischer Prägung sah und daraus die in Curtius' Augen richtigen politischen Schlüsse zog. Exemplarisch für einen solchen »richtigen« Schluss ist etwa der Korporatismus zu nennen. Für Curtius verkörperte diese Gesellschaftsform das Ideal der »Volksgemeinschaft«, in der jede Gruppe und jedes Individuum einen festgefügtten gesellschaftlichen Platz einnimmt und auf ein gemeinsames höherstehendes Ziel hinarbeitet.

Fred C. Willis nahm den Vortrag zum Anlass, Curtius scharf zu kritisieren, und behauptete gegenüber dem Assistenten Erich Boehringer im Haus der Deutschen Vereinigung in Rom, dass der Vortrag von Italien bezahlt worden sei. Dies sorgte für einen Eklat, woraufhin sich Botschafter von Neurath einschaltete und Willis sich entschuldigen musste<sup>1176</sup>.

In diesen Kontext fügen sich Irritationen um einen Begriff ein, der in Rom in Bezug auf Curtius kursierte. Botschafter von Neurath erwähnte gegenüber Freytag, dass Curtius der Ruf vorausseile, er verstehe seinen Posten als Erster Sekretar gleichbedeutend mit dem eines »Kulturbotschafters«, was Botschafter von Neurath zwar in ähnlicher Form vorschwebte, jedoch im Hinblick auf die im Ausland negativ konnotierte »deutsche Kulturpropaganda« vor dem Ersten Weltkrieg mit Vorsicht zu behandeln sei<sup>1177</sup>. Der »Klatsch vom »Kulturbotschafter«« war bereits einige Wochen zuvor Thema der Korrespondenz zwischen

1170 Von Neurath an Freytag 22.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

1171 Curtius an Rodenwaldt 07.03.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

1172 Vgl. hierzu Damm 2013.

1173 Von Neurath an Freytag 22.02.1929, BArch Berlin 901/69535.

1174 Curtius 1929e, 3.

1175 Zum Unterschied der beiden siehe Schäfer 2009, 173.

1176 Siehe hierzu Archiv DAI-Rom, I. Allg. Korrespondenz A-B, Korrespondenz Boehringer-Willis.

1177 Diebner 2009b, 319.

Rodenwaldt und Curtius. Rodenwaldt drückte sich gegenüber Curtius äußerst bedacht aus und gab an, er habe »aus indirekten und vielleicht nicht sicher interpretierten Mitteilungen den Eindruck«, als ob »das Wort und die Zurückführung desselben auf Äusserungen von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf den Botschafter einen ungünstigen Eindruck gemacht hatten<sup>1178</sup>.« Rodenwaldt stellte mit seiner behutsamen Formulierung indirekt die Frage, ob Curtius Äußerungen getätigt habe, die man ihm im Sinne eines Selbstverständnisses als »Kulturbotschafter« auslegen könne. Curtius' Antwort fiel eindeutig aus: »Gestern erhielt ich einen [Artikel] aus der Neuen Leipziger Zeitung vom 28. Januar, der Ihnen auch zugehen wird. In diesem werde ich als wahrhaftiger Botschafter deutschen Geistes dem Publikum vorgestellt. Dass diese Prägung nicht von mir stammt, werden Sie glauben, auch ohne dass ich es ausdrücklich sage<sup>1179</sup>.« Woher genau der politisch aufgeladene Begriff des »Kulturbotschafters« stammte, ließ sich anhand der vorliegenden Quellen nicht klären<sup>1180</sup>. Es ist aber nicht auszuschließen, dass Äußerungen von Curtius selbst, seiner Frau Edith oder seinem Umfeld von der Presse dahingehend ausgelegt wurden. Auch wenn unklar bleibt, woher der Begriff stammte, ist

festzuhalten, dass auch hier wieder negative Aufmerksamkeit erzeugt wurde und Curtius dabei im Mittelpunkt stand.

Im Nachgang des Vortrags in Frankfurt und der Irritationen um den Begriff des »Kulturbotschafters« wurde Curtius offenbar seitens des Auswärtigen Amtes nahegelegt, sich für die zukünftige Zeit in Rom nicht mehr politisch zu betätigen, worüber nicht nur der Botschafter, sondern auch Gerhart Rodenwaldt und Hermann Terdenge erleichtert zu sein schienen. »Herr Rodenwaldt erzählte mir von Ihrer scherzhaften Andeutung, dass Sie sich von jeder Politik zurückgehalten und unser gentlemen agreement restlos eingehalten hätten<sup>1181</sup>«, wie Terdenge an Curtius schrieb. Dass es sich hierbei tatsächlich um eine »scherzhaft« Bemerkung handelte, ist nicht anzunehmen, da es für alle Beteiligten eine unangenehme Situation war. Es ist davon auszugehen, dass die Initiative, Curtius eine Art politisches Redeverbot zu erteilen, auf Botschafter von Neurath zurückging, der Curtius nicht weiter außerhalb seines Zuständigkeitsbereiches sehen wollte, zumal es um das sensible Feld der Kulturpropaganda ging. Von Neurath wollte verhindern, dass sich jenes Verhalten Curtius' (weiterhin) in negativer Presseaufmerksamkeit niederschlug.

## 7.5 Memoiren und Inszenierung

Anhand von Curtius' autobiographischem Werk »Deutsche und antike Welt« kann untersucht werden, wie er selbst die Zeit als Erster Sekretar am Archäologischen Institut in Rom einstuft beziehungsweise welche Inszenierung er an die LeserInnen weiterreicht. Der Fokus der Analyse liegt dabei auf dem ersten Teil des Kapitels »Rom«.

Zu Beginn dieses Kapitels führt Curtius erstmalig im Buch Gerhart Rodenwaldt und Hermann Terdenge ein, charakterisiert sie und schreitet danach die Entwicklung des deutschen Humanismus im Vergleich zum gesamteuropäischen ab, ohne den Begriff jedoch zu definieren. Erst fünf Seiten später gelangt er zum ersten, kurzen, eigentlich autobiographischen Ab-

satz, in dem er dann aber den Bogen zurück in seine Kindheit schlägt, statt sich auf seine Zeit in Rom zu beziehen. Als er über den »ersten Humanismus« zum »zweiten« kommt und dessen Niedergang im Nachgang Goethes beschreibt, heißt es, dass das »Erbe Goethes und des neuen Humanismus« vertan worden sei. »In jener Atmosphäre eines ermatteten Klassizismus und einer schwächlichen Romantik der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in denen ein phrasenreiches Nationalgefühl des rasch reich gewordenen Deutschland in den Sorgen vor den sozialistischen Ansprüchen der aufstrebenden Arbeiterklasse seiner selbst nicht recht froh werden konnte, bin ich selber aufgewachsen und flüchtete mich, wie

**1178** Rodenwaldt an Curtius 24.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD an Institut Rom 1925–1943.

**1179** Curtius an Rodenwaldt 31.01.1929, Archiv DAI-Rom, I. ZD, Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1180** Johannes Sievers, der Leiter des Kunstreferats der Kulturabteilung, gab gegenüber Freytag an, dass er wohl auf Edith

Curtius zurückzuführen war, die »mehr als nötig von der gesellschaftlich-kulturellen Mission der Institutsleitung (»Kulturbotschaft«) gesprochen haben soll«, Sievers an Freytag 21.10.1928, BArch Berlin 901/69535.

**1181** Terdenge an Curtius 12.08.1930, GNM DKA, NL Curtius, Ludwig, I, C-313, Hermann Terdenge.

ich das früher geschildert habe, unter der Einwirkung meines vortrefflichen Benediktinergymnasiums, das aber auch selber schon einen Kompromiß der Zeittendenzen darstellte, in die Romantik der griechischen Geschichte von Hölderlin und Ernst Curtius<sup>1182</sup>.« Gustav Ragettli schrieb 1983 in seiner Kurzanalyse der curtiuschen Lebenserinnerungen, dass der »wertende Intellekt« des erzählenden Ichs »anderen Prinzipien der Darstellung zur Einflussnahme keine Möglichkeit« lasse<sup>1183</sup>. Curtius lieferte den LeserInnen die Interpretation, dass er, trotz der (vermeintlichen) gesellschaftlichen Erosionserscheinungen im Kaiserreich und des Humanismus um ihn herum, diesem sich schon in der Kindheit verschrieben habe. Dabei ließ er keinen Raum für andere Interpretationen. Dass es ihm möglich war, jene Leidenschaft bis in seine Kindheit und frühe Jugend zurückzuverfolgen, offenbart dem Leser eine geradlinig teleologische Charakterentwicklung, die nur auf den Zielpunkt der humanistischen Existenz in Rom hinauslaufen konnte. Auch hier wird der Blick auf mögliche Alternativen verstellt. Die Missklänge, vor denen Curtius sich in den Humanismus habe »flüchten« müssen, wie das »phrasenreiche Nationalgefühl«, das »rasch reich gewordene« Deutschland und die »sozialistischen Ansprüche der Arbeiterklasse<sup>1184</sup>«, stimmen mit der in bürgerlichen Kreisen weit verbreiteten Kritik an der Belle Époque überein. Curtius' Ausführungen spiegelten noch in den 1950er Jahren die »bürgerliche Saturiertheit und den Komfort einer langen Friedenszeit, aber auch Sehnsucht nach Aufbruch und Erneuerung<sup>1185</sup>« wider, die letztlich auch als Quell der Begeisterung über den Beginn des Ersten Weltkrieges diente.

Die Eröffnung des Kapitels durch die Charakterbeschreibungen von Gerhart Rodenwaldt und Hermann Terdenge wirkt seltsam vorangestellt und fehlt am Platze, da darauf ausladende Beschreibungen zum Humanismus folgen, die aber mit dem Vorhergehenden nicht verbunden scheinen. Durch die Zeichnung der Charaktere Rodenwaldts und Terdenge und deren Platzierung im Text generiert Curtius allerdings einen Kontrapunkt zu seiner eigenen Entwicklung, da an dritter Stelle in der Aufzählung nach Rodenwaldt und Terdenge – als Träger der »glänzenden Entwicklung« des Archäologischen Instituts – eigentlich Curtius selbst stehen müsste, doch stattdes-

sen seine Geschichte des Humanismus folgt, was einer (Eigen-)Charakterisierung gleichkommt.

Der von Curtius hergestellte Kontrapunkt besteht in der Verortung Terdenge und Rodenwaldts in der Nähe von »Macht« fernab aller humanistischen Züge, wodurch ein Gegensatz zwischen »Macht« und »Humanismus« entsteht. Zwar erwähnt er, dass Rodenwaldt »von Hause aus Gelehrter« sei, sich in ihm aber die idealen Eigenschaften eines Beamten vereinen, was ihn dazu befähige, die »modernen Entwicklungsmöglichkeiten« und »Bedürfnisse<sup>1186</sup>« der Archäologie zu erkennen und in Kombination mit dem von Curtius bei ihm diagnostizierten »eigentlichen Berliner Machtwillen« »die Möglichkeiten seines Amtes auszunützen<sup>1187</sup>«. Bei Hermann Terdenge, dem Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes seit 1930, stellte er in der Amtsausübung ebenfalls jenen Machtwillen – oder »brutale[n] politische[n] Wille[n]«<sup>1188</sup> – fest, der den Kernpunkt von Terdenge und Rodenwaldts Handeln bilde. Nach dieser Charakterisierung stellt Curtius dieser »Macht« seine kontrastierenden Ausführungen zum Humanismus gegenüber. Er »flüchtete« sich in den Humanismus vor den politischen Wirren seiner Kindheit, die im Text implizit mit jener »Macht« in Verbindung stehen. Da Curtius diesen Machtwillen in einem Kontext der »Zerfahrenheit des deutschen Parteienwesens« und einer »Ziellostigkeit der eigentlich führenden Partei nach 1918« einordnet, entsteht ein negativer, kulturpessimistisch geprägter Kontext. In diesem kontrastierenden Abschnitt zwischen »Macht« und »Humanismus« spiegelt sich das Gegensatzpaar der materiell-technischen und ideell-kulturellen Sphären wider, das Curtius und weite Teile des Bildungsbürgertums kolportierten.

Die Doppelung des Topos der »Macht« und des »Willens« in der Beschreibung Rodenwaldts und Terdenge stellt heraus, dass »nicht die sprachliche Gestaltung, sondern die Selbstdeutung und die Kommentierung der Vergangenheit« im Mittelpunkt des Erzählinteresses von Curtius standen<sup>1189</sup>. Die umfassende Erschließung der Charaktere Rodenwaldts und Terdenge festigen das Bild des allwissenden Beobachters Curtius. Die Schilderungen der Entwicklungsstufen des Humanismus, in die gelegentliche autobiographische Episoden eingeflochten werden, sollen den LeserInnen die tiefe Verwobenheit der

1182 Curtius, Welt (1950), 456.

1183 Ragettli 1983, 38.

1184 Alle Zitate Ragettli 1983, 456.

1185 Ullrich 2013, 264.

1186 Curtius, Welt (1950), 451.

1187 Alle Zitate Curtius, Welt (1950), 451.

1188 Diesen sieht er im Text bei Erzberger nicht, im Umkehrschluss dadurch aber bei Terdenge, Curtius, Welt (1950), 451.

1189 Ragettli 1983, 37

Existenz des Autors mit dem Humanismus zeigen. »Nietzsche ist der eigentliche, der moderne Entdecker des archaischen heroischen Griechentums«, dessen »Verständnis die Konstruktion des romantischen ablöste.« Auf ihn selbst hätten »die frühen Schriften Nietzsches« stärker gewirkt als die späteren. »Ich selber blieb [Stefan] George fern, weil ich das neue Griechentum, Hölderlin, Jean Paul und die Kunst von Hans von Marées und Adolf Hildebrand ohne ihn gefunden hatte, und weil Goethe schon lange mein Leitstern war<sup>1190</sup>.« Hier entkoppelt sich Curtius von Stefan George und bis zu einem gewissen Grad auch von Nietzsche und betont dadurch die Eigenständigkeit »seines« Humanismus. In den Beschreibungen des »Dritten Humanismus« sah Curtius seine eigene Kritik an den 1880er Jahren aufgegriffen und bestätigt durch eine jüngere Generation, die »Träger der neuen Ideen« sei. »Wahrhaftige Menschen« seien in dieser Generation zu finden, deren Wahrhaftigkeit darin bestanden habe, dass sie die ersten gewesen seien, die sich das Ideal des Humanismus nicht erst hätten aneignen müssen, sondern bereits verinnerlicht hätten. Damit sei diese Generation befähigt gewesen, die künftige »neue Aristokratie« zu stellen, doch sei sie im Ersten Weltkrieg weitgehend vernichtet worden<sup>1191</sup>. Als Beispiele nennt er den Lyriker Otto Braun (1897–1918), Bernhard von der Marwitz (1890–1918) oder die Brüder Gotthold (1895–1915) und Heinz von Rohden. Sie alle starben im Ersten Weltkrieg, wodurch ihr Erbe in der Nachkriegszeit auf eine Weise verklärt wurde, die an den Langemarck-Mythos vom Opfer der deutschen Studenten, der von Curtius gesehenen jungen deutschen »neuen Aristokratie« für das höhere Ganze erinnert.

Der weitläufige Exkurs in Curtius' Auffassungen zur Geschichte des Humanismus erreicht einen vorläufigen Höhepunkt, als er zum ersten Mal auf Rom eingeht und klar wird, worauf die Ausführungen abzielen. »Die Aufforderung, die Leitung des römischen Instituts zu übernehmen, lockte mich weniger wegen der damit gestellten gelehrten, als wegen der humanistischen Aufgabe<sup>1192</sup>.« Die sich daraus für die LeserInnen ergebende Problematik besteht in der immer noch fehlenden Definition des Begriffes. An diesem Punkt ist diese für die Inszenierung allerdings auch nicht mehr notwendig, da Curtius durch mehrere Personenreihungen bereits hinreichend dargelegt hat, in welcher Galerie er fortan selbst stehe. »Die nur

Deutschland eigene Entwicklung des zweiten Humanismus und des mit ihm nicht identischen, aber enge verbundenen deutschen Idealismus von Winckelmann und Lessing zu Wieland, Herder, Schiller und Goethe, zu Heinrich von Kleist, Jean Paul und Hölderlin, zu Fichte, Hegel und Schelling ist nur verständlich aus den geschichtlichen Bedingungen nach jenem ersten, in seiner Entfaltung gebrochenen Humanismus<sup>1193</sup>.« Obwohl Curtius einen Direktorenposten an einem wissenschaftlichen Institut antrat, gab er an, in Rom nur »wissenschaftliche Nebengleise<sup>1194</sup>« im Vergleich zu Athen zu sehen, und auch für ihn selbst stellte die Wissenschaft nur ein »Nebengleis« dar, da sein »Begehren nicht eigentlich auf die wissenschaftliche Erkenntnis, sondern auf das Leben mit antiken Kunstwerken und im inneren Einklang mit ihnen gerichtet war.« Auch hier wird noch einmal der Kontrapunkt deutlich, den er mit Rodenwaldt und dessen idealen Beamteneigenschaften zu Beginn des Kapitels setzte. Nicht Verwaltung und auch nicht Wissenschaft waren Curtius' Begehren, sondern das inszenierte »Leben mit antiken Kunstwerken<sup>1195</sup>«.

Das Kapitel fährt nach dem Erreichen dieses vorläufigen Höhepunkts damit fort, dem Leser die Entwicklung der »geschichtlichen Verwirklichung der humanistischen Idee<sup>1196</sup>« darzulegen. Die »europäisch-griechischen« Ideen werden hier von Curtius mit den römischen verbunden, wodurch sie ihre »Erdung« erlangten<sup>1197</sup>. Als dritte Stufe nach Griechen und Römertum mischt Curtius das Christentum bei, wiederum verbunden mit einer Rückschau in seine Kindheit. Dabei nennt er diese Beimischung – um in Curtius' eigener Metapher des geschichtlichen »Sauerteigs« zu bleiben – als Grund für seine »Jugendmelancholie«, die nun aber – mit seinem heutigen Wissen – überwunden sei. Die eigene Erkenntnis über die »geschichtliche Zusammengehörigkeit von antikem und christlichem Humanismus«<sup>1198</sup> fällt hier zusammen mit dem Reifungsprozess Curtius' zum Erwachsenen.

Mit einem weiteren autobiographischen Einschub nimmt Curtius die LeserInnen bei der Hand und erklärt, wie die vorangegangenen Seiten zu verstehen seien. Er habe versucht, »unser römisches Archäologisches Institut wieder [in eine humanistisch-christliche Kontinuität] einzuordnen, nachdem es im letzten halben Jahrhundert nur beschränkte, rein wissenschaftliche Aufgaben« erfüllt habe. Für diese

1190 Curtius, Welt (1950), 457.

1191 Curtius, Welt (1950), 457.

1192 Curtius, Welt (1950), 459.

1193 Curtius, Welt (1950), 455.

1194 Curtius, Welt (1950), 460.

1195 Curtius, Welt (1950), 458.

1196 Curtius, Welt (1950), 460.

1197 Curtius, Welt (1950), 460 f.

1198 Curtius, Welt (1950), 461.

Aufgabe sei er bereit gewesen, seine »so schöne, menschlich reiche und von Erfolg begleitete Heidelberger Existenz«<sup>1199</sup> aufzugeben. Hier unterstreicht er noch einmal in aller Klarheit, dass es sich bei seiner Amtszeit als Direktor um mehr handelte als »beschränkte, rein wissenschaftliche« Aufgabenerfüllung. Es ging ihm zum einen um größtmögliche Nähe zum humanistischen Antikenideal und zum anderen um kulturpolitische »Rückeroberung« der geistigen Führungsposition Deutschlands in Europa. Auch hier handelt es sich um eine Doppelung, weil die Erläuterungen Curtius' auch ohne seine direkte Erklärung nicht anders gedeutet werden können als auf die von ihm dargelegte Art und Weise.

Das Kapitel scheint an dieser Stelle eigentümlich von vorne zu beginnen, denn erneut wird eine lange

Reihe großer humanistischer Persönlichkeiten abgeschrieben, diesmal in Form eines fiktiven Spazierganges durch Rom an der Seite Curtius'. Die Logik der Personenreihung gebietet es, dass in der Interpretation am Ende dieser Reihung wieder nur er selbst stehen kann<sup>1200</sup>.

Und wiederum, diesmal zum dritten Mal, beendet Curtius den Abschnitt mit einer Einordnung seiner selbst und des Instituts in die Geschichte des Humanismus. Die Form ähnelt dabei der bereits vorher gewählten. Die »humanistische Aufgabe« des Instituts »zugleich mit seiner rein gelehrten bewußter, mannigfaltiger und umfassender in Angriff zu nehmen, als das bisher geschehen war, schien mir ein großes Ziel. Immer sah ich einen führenden Stern über unserem Hause leuchten: Goethe<sup>1201</sup>.«

## 7.6 Zusammenfassung

Curtius trat seinen Posten in Rom zehn Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs an. Er begriff seine Aufgabe als eine humanistische, vor allem aber als Dienst an der deutschen Kulturpolitik.

In der autobiographischen Rückschau der 1950er Jahre betrachtete er die Zeit als Direktor in Rom 1928–1933 als Zenit einer Existenz, die sich in Gänze dem »Leitstern« des Humanismus verschrieben hatte. Curtius inszenierte sich hier als reines humanistisches Wesen.

Aus den Quellen ergeben sich allerdings noch weitere Ebenen, die neben dieses Wesen von Ludwig Curtius treten. Abseits der ideellen Welt des Humanismus übte Curtius geschickt eine »weltliche«, realpolitische Rolle aus, die um Einfluss im internationalen Umfeld Roms rang und auch nicht davor zurückschreckte, Bereiche, die der Sphäre der humanistischen Existenz zuzurechnen waren, als politisches Pfand einzusetzen. Curtius' Vorschläge für eine Ehrenmitgliedschaft sind dafür beispielhaft, weil er die bisher rein humanistisch-ideelle Dimension dieser Auszeichnung zugunsten der realpolitischen hintanstellte. Hinter den Mitgliedervorschlägen von Curtius stand einzig die Absicht, potenziell einflussreiche Persönlichkeiten an das Institut zu binden.

Die Vereinbarung der beiden Ebenen ist dadurch schwierig, dass der rein humanistischen Seite von Curtius das Dasein als Direktor in der »Hauptstadt des Humanismus« eigentlich genügen müsste, seine real- und kulturpolitische Seite allerdings nach einer Einflussposition strebte. Die Selbstinszenierung im reinen Humanismus entstand allerdings nicht zur Gänze in der Rückschau der 1950er Jahre, denn der Grundstock wurde schon in Curtius' Leitlinien zum Ausbau von Foto- und Bibliothek in den frühen 1930er Jahren gelegt. Wissenschaft spielte in keiner der beiden Sphären eine zentrale Rolle, weil Curtius sie lediglich als größtmöglichen Näherungswert zur Kunst auf der ideellen und als kulturpolitisches Vehikel auf der realpolitischen Ebene betrachtete.

Durch die Wechselwirkung der beiden Sphären ergab sich, dass er in der Selbstwahrnehmung durch sein dortiges Wirken nicht nur der humanistischen Tradition Roms mit dem Institut einen verlorenen Baustein wieder hinzufügen, sondern gleichzeitig die kulturpolitische Stellung des Deutschen Reiches aufwerten konnte. Ein wissenschaftliches Institut – und dadurch dessen Direktor – dienten nicht mehr der »reinen« Wissenschaft, sondern wurden zu einem Instrument deutscher Kulturpolitik.

<sup>1199</sup> Curtius, Welt (1950), 462.

<sup>1200</sup> Curtius, Welt (1950), 462 f.

<sup>1201</sup> Curtius, Welt (1950), 463.

Trotz seiner Auffassung, das Institut diene nicht mehr nur der »reinen« Wissenschaft, war diese durchaus aktiv zu gestalten, gerade weil sie als Vehikel der Kulturpolitik dienen sollte. Um dem Institut politischen Einfluss zu sichern, nutzte er Werkzeuge wie den gezielten Einsatz von Ehrenmitgliedschaften. Zudem hielt er finanzielle Handlungsspielräume offen, indem er sein soziales und kulturelles Kapital einsetzte, etwa durch die Schaffung einer wirkmächtigen und prominent besetzten Mäzenengruppe.

Als moderner Wissenschaftsmanager schuf Curtius eine zukunftsweisende Infrastruktur und ermöglichte trotz teils schwieriger Umstände den reibungslosen Wissenschaftsbetrieb im Institut. Er erkannte die Notwendigkeit einer effizienteren und modernen Gestaltung der Fotothek und Bibliothek. Junge wissenschaftliche Nachwuchskräfte, die nach eingehender Prüfung seinen Qualitätsvorstellungen entsprachen, zog er heran, um Hermine Speier bei der Umstrukturierung und Neuausrichtung von Foto- und Bibliothek zu unterstützen. Gleichzeitig ermöglichte er ihnen durch Romaufenthalte, ihre eigenen Forschungsvorhaben voranzubringen und sich mit anderen jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im international geprägten Umfeld Roms zu vernetzen.

Das Konzept zur Überarbeitung der Bestände der Bibliothek und zur Umgestaltung der Vortragsreihen mit Blick auf ein breiteres Publikum und allgemein die Orientierung an Öffentlichkeit und Sichtbarkeit des Instituts und der Disziplin zählen zu seinen (und Hermine Speiers) Verdiensten – auch wenn die nationalistische Motivation mitschwang, »verlorene kulturpolitische Positionen« »zurückerobern« zu wollen.

Darüber hinaus ist festzuhalten, dass Curtius' Verhalten von Anfang an unter dem Druck einer Pressekampagne stand, die dafür sorgte, dass er aus einer defensiven Position heraus agieren musste. Der negative Widerhall, den das Institut in der Presse fand, manifestierte sich hauptsächlich in der Person Fred C. Willis', der die deutsche Kolonie gegenüber Botschaft und Instituten vom Deutschen Reich vernachlässigt sah. Die gegen das Institut gerichtete Kritik spitzte sich notwendigerweise in der Person Curtius' zu. Der Grund für die Pressekampagne lag letztlich in der angespannten Wirtschaftslage des Deutschen Reiches und wies den Charakter von Verteilungskämpfen um Etats und Budgets auf. Curtius begegnete diesen Schwierigkeiten geschickt mit der Gründung der Gesellschaft der Freunde, mit deren Hilfe er nicht nur finanzielle Engpässe abfangen, sondern auch seinen eigenen Einfluss ausbauen sowie zu der schon angesprochenen »Rückeroberung« verlorener kulturpolitischer Positionen beitragen konnte.

Bei allen Schwierigkeiten, die das politische Engagement von Curtius vor allem der deutschen Botschaft bescherte, ist zu konstatieren, dass sein Ausbau der Foto- und Bibliothek das Institut (wieder) zu einer der wichtigsten archäologischen, aber auch generell geisteswissenschaftlichen Anlaufstellen in Italien und Europa werden ließ. Auf der repräsentativen Ebene sorgte das rhetorisch-gesellschaftliche Talent Curtius' dafür, dass das Institut zu einem Mittelpunkt der römischen internationalen Gesellschaft wurde. Für die Funktion des DAI als kulturpolitisches Aushängeschild des Auswärtigen Amtes und des Deutschen Reiches war das nur von Vorteil.



# 8. Curtius und der Nationalsozialismus 1933–1945

»An einem Septembermorgen 1937, als ich als Gast meines Freundes Karl Jaspers in Heidelberg eben mich anzog und mich bei dem Blick durchs Fenster auf den ansteigenden Schloßberg von Heidelberger Erinnerungen bestürmen ließ, klopfte es an meine Tür. Ich öffnete. Draußen stand der Briefträger und brachte mir ein versiegeltes Schreiben. Dieses sprach mit der Unterschrift »des Führers« meine Entlassung aus dem Dienste des Reiches aus. Ich empfand es wie einen Ritterschlag<sup>1202</sup>.«

Mit diesen Worten beschloss Ludwig Curtius seine 1950 erschienenen Lebenserinnerungen. Eine Wissenschaftlerkarriere fand in jenem Ereignis ihr vermeintlich abruptes Ende. Die genauen Umstände seiner »Entlassung« und auch die für seinen vorzeitigen Ruhestand letztlich ausschlaggebenden Gründe sollen in diesem Kapitel behandelt werden. Dabei wird auch ein Überblick über das Verhältnis von Ludwig Curtius zum nationalsozialistischen Regime geboten. Der Fokus soll hier vor allem auf den personellen Netzwerken Curtius' liegen und darauf, wie er diese zu nutzen versuchte, um sich selbst und auch die römische Abteilung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches möglichst günstig gegenüber den neuen Machthabern zu positionieren.

Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler zum Reichskanzler der Weimarer Republik ernannt. Die aus NSDAP und DNVP bestehende Regierungskoalition strebte die Abschaffung des Parlamentarismus an. Um die Zweidrittelmehrheit für ein dafür notwendiges Ermächtigungsgesetz zu erreichen, setzte Reichspräsident von Hindenburg auf Vorschlag Hitlers Neuwahlen an und löste das Parlament am 1. Februar 1933 auf. Im folgenden Wahlkampf beschwor die NSDAP den Wahltag als »Tag der erwachenden Nation« und versprach das Ende der »schmachvollen«, von Versailles und dem »Republikanismus« gepräg-

ten Jahre seit 1918. In der Reichstagswahl vom 5. März 1933 erhielt der Zusammenschluss aus Deutschnationalen und NSDAP insgesamt 51,9% der Stimmen<sup>1203</sup>. Die Durchsetzung des Einparteienstaats begann.

Ludwig Curtius formulierte gegenüber Theodor Wiegand am 21. März 1933 seine gemischten, im Gesamtbild aber positiven Gedanken zur »Machtergreifung«. Den Wahlsieg der NSDAP interpretierte er als geradezu logische historische Folge der Ereignisse seit 1918, wie er dem damaligen Präsidenten des Archäologischen Instituts schrieb. Er »gehöre ja zu den geborenen Optimisten« und so könne er »auch den neuen Umschwung der Dinge nicht so tragisch nehmen. Wenn man Historiker« sei, »so sollte man es doch gelernt haben, die grosse Linie der Entwicklung zu sehen«. Wenn »eine Volksbewegung sich mit einer solchen Gewalt« offenbare »wie bei den letzten Wahlen«, dann würden doch »geschichtliche Urkräfte« dahinterstehen, »die irgendwie nach einer neuen Gestaltung drängen<sup>1204</sup>.«

Die Wahlversprechen der Koalition ermöglichten ihm eine verhalten positive Sicht auf die Zukunft. Jedoch sei der »Neuaufbau unseres Staats in einer modernen konservativen Gesinnung mit sehr starkem sozialen Einschlag<sup>1205</sup>«, den »wir alle seit 1918 ersehnt<sup>1206</sup>« hätten, noch alles andere als ausgereift. Curtius erwartete zu diesem Zeitpunkt, dass die Probleme, mit der die nationalsozialistische Bewegung derzeit noch zu kämpfen habe, innerhalb weniger Jahre überwunden werden könnten, ebenso wie dies auch der italienische Faschismus in seiner Frühphase geschafft habe. Vorsichtig optimistisch sah Curtius mit der Machtergreifung seine eigene politische Utopie in Teilen heraufziehen, denn die Nationalsozialisten hatten im Wahlkampf damit geworben, all jene Aspekte der Weimarer Republik abzuschaffen, die auch Curtius als negativ empfand. Er dürfte so kurz nach der Machtergreifung vor allem auf das Ende der

<sup>1202</sup> Curtius, Welt (1950), 528.

<sup>1203</sup> Grüttner 2014, 49.

<sup>1204</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1205</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1206</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

empfundene gesellschaftliche »Zersplitterung«, auf das Ende des »Parteienstreits« und auf die »Volksgemeinschaft« gehofft haben.

Curtius' Prognosen mochten nicht nur der NSDAP gelten, sondern auch seiner ehemaligen Partei, der ebenfalls an der Koalition beteiligten Deutschnationalen Volkspartei, die in diesem Wahlkampf unter dem neuen Namen »Kampffront Schwarz-Weiß-Rot<sup>1207</sup>« angetreten war.

Seine Beurteilung der »Machtergreifung« und der nationalsozialistischen Bewegung entsprach den Ansichten, die in einem Großteil des konservativen geisteswissenschaftlich-akademischen Lehrkörpers vorherrschten. Vor allem in den von Hans-Ulrich Wehler aufgezählten Punkten der Rückkehr zu einer »natürlichen« Hierarchie der Gesellschaft, des Nationalismus sowie der Revision der Ergebnisse von Versailles fand sich auch Curtius wieder. Gleichzeitig wurden »die Exzesse als ein wenig rabiate Übertreibungen der jungen, unverbrauchten Massenbewegung nur verhalten gerügt<sup>1208</sup>« und als »Übersteigerung« oder eben »Einzelexzesse« einer prinzipiell gutzuheißenden Politik gesehen<sup>1209</sup>. Curtius schrieb den Brief an Wiegand zu einem Zeitpunkt, als die ersten Terrormaßnahmen der »nationalen Revolution« gerade wieder abflauten. Gewalttaten, vor allem gegen Kommunisten und Sozialdemokraten, und die erzwungene »Gleichschaltung« in den Ländern riefen auch in konservativen Kreisen Besorgnis hervor<sup>1210</sup>, wurden allerdings Mitte März 1933 wie bei Curtius als »Übersteigerung« oder »Einzelexzesse« verharmlost. Hier offenbarte sich das Dilemma, in dem die Rechtskonservativen und die Deutschnationalen gegenüber dem Nationalsozialismus steckten. Der tiefgehende Antisemitismus und auch die weit verbreitete Zustimmung zu den von den Nationalsozialisten formulierten Zielen – etwa, dass es tatsächlich eine »Judenfrage« gebe – schwächte jegliche Kritikfähigkeit gegenüber dem Nationalsozialismus von Anfang an. Staatliche Maßnahmen gegen Juden und Oppositionelle wurden so – bei Ablehnung der Gewalt – »immerhin diskutabel<sup>1211</sup>«.

Bei den Vertretern der intellektualistisch-rechts-extremen Denkströmungen der Weimarer Republik – in denen Curtius aufgrund seines Hoffens auf eine »Neue Zeit« und eine antiegalitäre »Geistesaristokratie« und seiner antipluralistischen, antidemokratischen und antiliberalen hierarchisch-korporatistischen Gesellschaftsauffassung rund um den Begriff der »Volksgemeinschaft« verortet werden kann – wurden die Nationalsozialisten als willkommenes Mittel gesehen, die Weimarer Republik auszuhebeln<sup>1212</sup>. So verwundert es nicht, dass Curtius zu diesem frühen Zeitpunkt der möglichen zukünftigen Entwicklung durchaus zuversichtlich entgegenglickte.

Einen schwerwiegenden Kritikpunkt an den neuen Machthabern fand er allerdings in der personellen Besetzung. »Erschreckend« sei »allein der Mangel an wirklich führenden geistigen Persönlichkeiten in den neuen Reihen<sup>1213</sup>.« Curtius definierte in seiner Gesellschaftsauffassung eine Aristokratie »des Herzens und der Gesinnung« und nicht »der Titel und des Besitzes<sup>1214</sup>«, wobei zweiteres zwar in ersterem aufgehen könne, aber nicht dessen Voraussetzung sei. Diese geistige Elite, zu der Curtius sich in seiner Selbstauffassung als Humanist zählte, solle sich zur Mitarbeit mit dem neuen Regime bereithalten, auch wenn deren Mitglieder »zwar sich mit den Fehlern dieser Bewegung jetzt nicht identifizieren können, aber doch den neuen Idealismus anerkennen, der in ihr um eine neue Form ringt<sup>1215</sup>.« Vom Individuum forderte Curtius die Unterordnung unter »objektive Ideen«, weswegen er die pluralistische, demokratische Gesellschaft ablehnte. In einer solch »atomisierten« Gesellschaft sei das Individuum isoliert und eine solche Einzelexistenz könne niemals sich selbst genügen<sup>1216</sup>. Auf der Ebene der Nationen solle Deutschland wieder die geistige Führung Europas übernehmen<sup>1217</sup>, wozu er einen Beitrag leisten wolle. Curtius' Kritik an der wilhelminischen Gesellschaft zielte seinerzeit ebenso in Richtung einer »mangelnden Geistigkeit« und war im Bildungsbürgertum sehr weit verbreitet. Zu sehr sei auf den bloßen technisch-

1207 Grüttner 2014, 53.

1208 Wehler 2008b, 728.

1209 Dipper 1983, 356.

1210 Winkler 2000, 11.

1211 Dipper 1983, 356

1212 Edmondson 1966, 161.

1213 Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

1214 Curtius, Welt (1950), 158.

1215 Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100. Zur recht weit verbreiteten ambivalenten Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus exemplarisch: Jansen 2001, 773. Auch Willy Hellpach war zur »Mitarbeit« an einer »völkischen« Überwindung des liberal-parlamentarischen Systems bereit, übte aber scharfe Kritik am Rassismus der Nationalsozialisten und an anderen Aspekten der nationalsozialistischen Ideologie.

1216 Sünderhauf 2004, 273.

1217 Diebner – Jansen 2016, 81.

materialistischen Fortschritt gesetzt worden, nicht aber auf die kulturelle »geistige Veredelung« des Individuums<sup>1218</sup>. Auffallend ist, dass er seine von Standesdünkel geprägte Kritik des Mangels an geistigen Persönlichkeiten bei gleichzeitigem Lob für den Idealismus bereits 1919 an der Völkischen Bewegung und dem Alldeutschen Verband<sup>1219</sup> übte. Eine vollständige Verwirklichung der »Neuen Aristokratie« fand er also in keiner dieser Bewegungen. Die Ambivalenz von Lob und gleichzeitiger Kritik ermöglichte es ihm, keine Position endgültig beziehen zu müssen und dadurch in der Rückschau eine kommunikative Überlegenheit zu bewahren.

Das Lob Curtius' für den nationalsozialistischen Idealismus war eine durchaus typische Haltung im deutschen Bildungsbürgertum. Die Ressentiments der konservativ-nationalistischen Eliten gegenüber dem Staat schlugen nach der »Machtergreifung« in eine überwiegend positive Einstellung um<sup>1220</sup>. Da Curtius im Nationalsozialismus allerdings auch eine »ungeistige« Bewegung der »Massen« zu erkennen glaubte, schlug sich in seiner Kritik auch ein gewisser bildungsbürgerlicher Standesdünkel nieder. Demgegenüber sei der von ihm favorisierte italienische Faschismus im Kern eine bürgerliche Bewegung gewesen, die sich lediglich als sozialistische ausgegeben habe<sup>1221</sup>.

Als Institutsdirektor galt es für Curtius, die neuen Machthaber dem Institut gegenüber positiv zu stimmen, sich also »zur Mitarbeit bereitzuhalten«. Dabei hatte er noch die Etatschwierigkeiten und publizistischen Kampagnen gegen das Archäologische Institut Ende der 1920er Jahre vor Augen<sup>1222</sup> und er fürchtete, dass »törichte Taten« der neuen Machthaber dem Institut zum Nachteil gereichen könnten<sup>1223</sup>. Das wollte er über persönliche Beziehungen zur einzigen Per-

son der neuen Bewegung verhindern, der er offenbar zumindest einen Sinn für jenen humanistischen Geist diagnostizierte: Hitler sei »ein leidenschaftlicher Verehrer der griechischen Kunst« und er erkläre »sie für die einzige Kunst überhaupt<sup>1224</sup>«, wie Curtius gegenüber Theodor Wiegand angab. Den »Sinn« für die griechische Kunst habe Hitler, so Curtius, von Elsa Bruckmann geb. Prinzessin Cantacuzène (1865–1946) vermittelt bekommen, die mit dem Berliner alldeutschen und antisemitischen Verleger Hugo Bruckmann (1855–1945) verheiratet war<sup>1225</sup>. In den 1920er Jahren lud sie regelmäßig die Größen der Münchner Gesellschaft aus Adels-, Industrie-, Militär- und Akademikerkreisen in ihren Salon ein. Auch Hitler verkehrte in diesem exklusiven Club, da Elsa Bruckmann sich offenbar als seine Gönnerin verstand<sup>1226</sup>. Curtius hatte mit ihr zumindest indirekten Kontakt, weil ihr Mann die Römischen Mitteilungen verlegte. Offenbar plante sie, in Rom einen gesellschaftlich exponierten Posten wahrzunehmen, denn sie erkundigte sich im Dezember 1933 über eine gemeinsame Bekannte bei Curtius, wie es um eventuelle Repräsentationspflichten in der Deutschen Akademie Villa Massimo bestellt sei<sup>1227</sup>. Curtius riet ihr allerdings davon ab, im Alter von 70 Jahren noch Repräsentationspflichten in Rom wahrzunehmen<sup>1228</sup>.

Eine zweite Möglichkeit, das Institut mithilfe einflussreicher Persönlichkeiten gegenüber dem Regime günstig zu positionieren, sah Curtius in seinem ehemaligen Privatschüler, dem inzwischen berühmten Dirigenten Wilhelm Furtwängler (1886–1954). Curtius wusste, dass die Nationalsozialisten ihn hofierten. Hitler habe ihn zum Eintritt in die Partei bewegen wollen, was Furtwängler aus »künstlerischen Gründen« abgelehnt habe. Laut Curtius gehöre Furtwängler jetzt aber zu den Menschen, deren Meinung Hitler

**1218** Schäfer 2009, 173.

**1219** Curtius 1919d, 148: Es »war das Verhängnis dieser gewiß von edler Absicht geleiteten Bewegung, daß sie ebenso ungeistig, völkisch äußerlich sich gebärdete, wie ihre Gegner.« Auch am italienischen Faschismus übte er diese Kritik, allerdings erst in der Nachbetrachtung 1950. Zeitgenössisch sympathisierte er mit dem italienischen Regime. Curtius, Welt (1950), 494.

**1220** Sünderhauf 2004, 296.

**1221** Curtius, Welt (1950), 493.

**1222** Hauptsächlich ausgehend von rechtsgerichteten Zeitungen und Journalisten wie Fred C. Willis, vgl. Vigener 2012a, 34.

**1223** Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1224** Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100; zum Verhältnis der nationalsozialistischen Ideologie zur Antike: J. Chapoutot, Der Nationalsozialismus und die Antike (Darmstadt 2014).

**1225** Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100. Curtius schrieb, dass Elsa Bruckmann die Frau von Hugos Bruder Alfons Bruckmann sei. Der Verlag Bruckmann hatte u. a. die Werke Houston Stewart Chamberlains verlegt und auch einige des Archäologischen Instituts, z. B. die Römischen Mitteilungen, die auf Betreiben von Curtius 1929 vom Filser Verlag in Augsburg an den Bruckmann Verlag gingen. Siehe Archiv DAI-Rom, Altregistratur 860, Schriftverkehr von L. Curtius 1929–1934, Verwendungsnachweis vom 10.05.1932. Vgl. zu Elsa Bruckmann: Kershaw 2002, 239.

**1226** Kershaw 2002, 239.

**1227** Die Tatsache, dass Curtius ihren Ehemann Alfons und nicht Hugo nennt, lässt auf einen nicht allzu innigen Kontakt schließen. Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Kiste Wiegand C–K.

**1228** Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

wichtig sei<sup>1229</sup>. Jedoch wolle er nicht selbst bei Furtwängler als möglichem Fürsprecher anfragen. Das solle Wiegand als Präsident des Archäologischen Instituts übernehmen, denn es gebe »einen Grad von Freundschaft«, der es erlaube, »sich gegen Wünsche eines Freundes schlampiger zu verhalten als gegen die Aussenstehender. Daher wäre es im Notfall richtiger, wenn Sie Furtwängler um seine Hilfe angingen<sup>1230</sup>«, als wenn er das tue.

Darüber hinaus erwähnte Curtius noch, dass der Ägyptologe Friedrich Wilhelm von Bissing (1873 – 1956), der bereits seit 1925 Mitglied der NSDAP war, seine Hilfe angeboten habe. Allerdings attestierte Curtius ihm eine »gewisse Erfolglosigkeit« in dessen politischer Karriere, weswegen er sich kein Urteil über dessen Möglichkeiten der Einflussnahme erlauben wolle<sup>1231</sup>.

Eine weitere Persönlichkeit, die Curtius im Zusammenhang mit möglichen Beziehungen zum NS-Regime nannte, war sein guter Bekannter Wilhelm Stapel (1882–1954). Dieser habe ihm »beeindruckt von seiner letzten Unterredung mit Minister Rust<sup>1232</sup>« berichtet. Stapel war Vorsitzender der Fichte-Gesellschaft von 1914, in der auch Curtius seit Anfang der 1920er Jahre Mitglied und auch Senator war<sup>1233</sup>. Als politischer Publizist trat Stapel für eine Revision des Versailler Vertrages ein und beschwor ein protestantisch-christliches Deutschland als Führungsnation nicht nur auf »geistiger«, sondern auch machtpolitischer Ebene<sup>1234</sup>. Er hoffte, im Fahrwasser des Nationalsozialismus eigene Ziele verwirklichen zu können<sup>1235</sup>, und begrüßte die Machtübernahme der Nationalsozialisten, sah sich aber bald Anfeindungen Alfred Rosenbergs<sup>1236</sup> und der SS ausgesetzt. Rudolf Heß unterstützte Stapel jedoch, weswegen dieser in seinem Amt bei der Hanseatischen Verlagsanstalt belassen wurde<sup>1237</sup>.

Bereits etwa zwei Wochen nachdem Curtius im März 1933 seine Erwartungen und Prognosen an Wiegand kommuniziert hatte, brachten die National-

sozialisten am 7. April 1933 die ersten gegen Juden gerichteten Gesetze auf den Weg. Mit dem »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« sollten sie aus dem öffentlichen Dienst vertrieben werden<sup>1238</sup>.

Hiervon waren auch einige Mitarbeiter des Archäologischen Instituts in Rom betroffen, allen voran die von Curtius persönlich an das Institut geholte Hermine Speier (1898–1989), die dort das in der Wissenschaft äußerst anerkannte Fotoarchiv aufgebaut hatte und betreute<sup>1239</sup>. Offensichtlich bewegt schrieb Curtius am 11. April 1934 an Theodor Wiegand, dass er gemäß Wiegands Telegramm »Fräulein Dr. Speier endgültig und radikal aus dem Dienste unseres Institutes entlassen« habe. »Es gibt wenig in meinem Leben, was mir innerlich so nah gegangen ist und mich selbst so tief verwundet hat wie dieser Abschied<sup>1240</sup>.« Wohl auf Vermittlung von Curtius wechselte sie 1934 an die Vatikanischen Museen unter Generaldirektor Bartolomeo Nogara<sup>1241</sup>. Curtius hatte sich bemüht, für Speier eine Finanzierung durch jüdische Geldgeber sicherzustellen, um sie am Institut und vor allem im Fotoarchiv halten zu können, mutmaßte allerdings schon im Vorfeld den Misserfolg dieses Versuchs, denn »einerseits sind reiche Juden jetzt in den Kreisen ihrer eigenen Verwandtschaft so sehr beansprucht, dass sie nichts mehr geben können, andererseits begegne ich aus leicht verständlichen Gründen ihrer Abneigung ein Staatliches Institut auch auf dem hier zu beschreitenden Umwege zu subventionieren<sup>1242</sup>.« Im Oktober 1933 fiel das Urteil Curtius' über das Handeln der neuen Machthaber schon weitaus düsterer aus als im März. Gegenüber seinem Freund Georg Karo schrieb er, dass er von »Hilfesuchenden wieder geradezu belagert« werde. »Das Herz bricht mir beinahe über so viel Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit, die im Namen der Nation geschieht. Nichts, rein gar nichts haben wir aus der entsetzlichen Katastrophe von 1914–1918 gelernt. Die Geschichte ist entsetzlich gerecht und ich liege in der Nacht stundenlang schlaflos in der schrecklich-

<sup>1229</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1230</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1231</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1232</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1233</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100. Von Curtius' Mitgliedschaft zeugt ein Brief, den er am 17. März 1921 von Hans Gerber, ebenso wie Stapel ein wichtiger Exponent in jener Gesellschaft, empfang. BArch Koblenz N1304/101.

<sup>1234</sup> Vgl. Gerstenberger 1969, 79–95 und Mohler – Weißmann 2005, 132 f.

<sup>1235</sup> Mohler – Weißmann 2005, 132 f.

<sup>1236</sup> Vermutlich aufgrund Stapels publizistischer Versuche, Nationalsozialismus und Christentum miteinander zu vereinen. Rosenberg stand allerdings, wenig überraschend, all den rechtsgerichteten Denkströmungen ablehnend gegenüber, die nicht genuin nationalsozialistisch waren.

<sup>1237</sup> Fillies-Reuter 1995, 1176. Zu Stapel vgl. auch Mohler – Weißmann 2005, 131–135.

<sup>1238</sup> Grüttner 2014, 172.

<sup>1239</sup> Zanker 1995, 124.

<sup>1240</sup> Curtius an Wiegand 11.04.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 101.

<sup>1241</sup> Zanker 1995, 124.

<sup>1242</sup> Curtius an Wiegand 28.02.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

ten Sorge über das Schicksal unserer Nation<sup>1243</sup>.« Die rücksichtslosen Maßnahmen des Regimes stufte Curtius offenbar ebenfalls als jene zentrifugalen Kräfte ein, die er schon im Krieg und in der Weimarer Republik beobachtet hatte, und die extreme Vorgehensweise der Nationalsozialisten stieß, wie bereits beschrieben, in deutschnational-konservativen Kreisen auf Ablehnung.

Das Institut stand von Anfang an unter Beobachtung des Regimes. Curtius berichtete Wiegand im Januar 1934 über eine Einladung des Botschaftsrates an Otto Brendel (1901–1973). Brendel, ein Schüler Curtius' aus Heidelberg, war zu dieser Zeit Assistent am Archäologischen Institut in Rom. Er sei über eine Stunde eingehend über das gesamte Institut, seine Organisation, die Personalien und auch die Zentraldirektion ausgehört worden. Das »Verhör«, wie Curtius es wiederholt nannte, sei zwar liebenswürdig gewesen, aber klar informatorisch ausgerichtet. Laut Curtius habe Brendel alle Positionen, auf die er einen Angriff vermutet habe, gut verteidigt<sup>1244</sup>.

Brendel wurde etwa ein Jahr später aus dem Assistentendienst entlassen. Im März 1935 erhielt er seine Kündigung. Curtius informierte dazu Wiegand. »Sofort nach Empfang des Schreibens vom Herrn Präsidenten vom 12. d.M. habe ich Herrn Dr. Otto Brendel befehlsgemäss davon Mitteilung gemacht, dass sein Assistentendienst am Römischen Institut am 1. Oktober dieses Jahres abläuft<sup>1245</sup>.« Die Forschung interpretierte in jenes Verhalten Curtius' alte Bewunderung für militärisches Verhalten hinein, jedoch ist in keinem anderen Brief ein solcher Hang zum militärischen Tonfall auszumachen<sup>1246</sup>. Dass die Wortwahl »befehlsgemäss« eher unüblich für Curtius sein musste, zeigt die offensichtliche Irritation Wiegands. Dieser vermutete offenbar Verärgerung bei Curtius, der kurze Zeit später an den Präsidenten schrieb, »nein, die Regelung der Angelegenheit Brendel habe ich Ihnen gewiss nicht übel genommen. Das war ja nicht zu vermeiden und schon vor einem Jahre vorauszusehen. Meine Antwort und das »befehlsmässig« entsprangen nur dem Bedürfnis, dienstliche Dinge so rasch, scharf und klar zu erledigen, wie möglich<sup>1247</sup>.« Außerdem implizierte Curtius mit seiner Wortwahl

das Handeln auf Befehl, wodurch er die eigene Verantwortung für die Entlassung abgab.

Die einzige Quelle für die Gründe von Brendels Entlassung ist der Fragebogen des *US Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars*. Dort gab Brendel an, aufgrund seiner Ehe mit einer »Nicht-Arierin« entlassen worden zu sein<sup>1248</sup>. Die Frage nach den Gründen für Brendels Entlassung muss in Teilen unbeantwortet bleiben, da jene Ehe ihm erst ab Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze im September 1935 zum juristisch unterfütterten Nachteil hätte gereichen können. Jedoch fiel die Entlassung in einen Zeitraum seit Ende 1934, den Michael Grüttner als die »zweite Welle« antisemitischer Entlassungen im Reich bezeichnet und die in den Nürnberger Gesetzen gipfelte<sup>1249</sup>. Katharina Lorenz merkt zu Brendels Entlassung an, dass die Beendigung des Assistenzverhältnisses nach drei Jahren grundsätzlich normal gewesen sei. Brendel habe seine Kündigung also nur kurz vor dem sowieso vorgesehenen Auslaufen seiner Stelle bekommen<sup>1250</sup>. Im Endeffekt blieb er sogar etwas länger als drei Jahre im Amt, da er sich auf Curtius' Betreiben noch bis zum Jahresende 1935 selbst vertreten konnte. Bei diesen zeitlichen Abläufen stellt sich die Frage, ob Brendels Entlassung letztendlich tatsächlich politisch motiviert oder sowieso vorgesehen war. Lorenz plädiert überzeugend für ersteres mit dem Verweis auf den Entzug von Brendels Lehrerlaubnis 1937 und dessen Stellensuche, die rein außerhalb Deutschlands stattfand<sup>1251</sup>. Auch die Tatsache der Vertretung bis Jahresende 1935 spricht für diese These, denn bei einer Entlassung unter normalen Umständen wäre diese Option sicherlich nicht nötig gewesen. Weiterhin hätte Präsident Wiegand bei einer turnusgemässen Entlassung kaum bei Curtius – dessen Primus Brendel war – nachgefragt, ob er verärgert sei. Brendels Stelle wurde von Rudolf Horn, ebenfalls ein Heidelberger Schüler Curtius', besetzt<sup>1252</sup>. Die Entlassungen von Speier und Brendel fielen für Curtius wohl unter die bereits angesprochenen »törichteren Taten« und es ist zu beobachten, dass er offenbar auch bei anderen Entlassenen, wie Karl Lehmann-Hartleben, der 1933 seine Professur verlor, die Möglichkeiten auslotete, wie den Betroffen-

**1243** Curtius an Georg Karo 03.10.1933, BArch Koblenz N1304/118.

**1244** Curtius an Wiegand 11.01.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1245** Curtius an Wiegand 18.03.1935, Archiv DAI-Rom, I. ZD Allg. Korrespondenz 1926–1943 G. In der Mappe Von Gerkan befindet sich das offizielle Schreiben, das wohl eine Abschrift von Curtius an Wiegand ist.

**1246** Diebner – Jansen 2016, 102.

**1247** Curtius an Wiegand 12.04.1935, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 101.

**1248** Lorenz 2012, 197.

**1249** Grüttner 2014, 174.

**1250** Lorenz 2012, 197.

**1251** Lorenz 2012, 197.

**1252** Jahresbericht 1935, Archiv DAI-Rom, I Berichte Rom, Jahresberichte, 1934–1936.

nen zu helfen sei<sup>1253</sup>. »Das ist eine recht große Sorge. Nun habe ich schon teils im Verein mit Rodenwaldt, teils in Bundesgenossenschaft mit Mrs. Strong allerlei Briefe in verschiedene Himmelsrichtungen geschickt, um für ihn irgendeine Möglichkeit einer neuen Lebensstellung aufzutun<sup>1254</sup>.«

Unter dem finanziellen Rechtfertigungsdruck, der das Institut auch in der Zeit nach 1933 belastete, boten jüdische Mitglieder und Besucher eine potenzielle Angriffsfläche<sup>1255</sup>. Alle Entlassungen, die bis 1938 durchgeführt wurden, waren vorausseilendem Gehorsam geschuldet, um ebenjene Angriffsfläche nicht zu bieten, was mit der Entlassung Brendels vor dem Erlass der Nürnberger Gesetze bestätigt werden kann<sup>1256</sup>. Festzuhalten gilt, dass Curtius sich für beide Mitarbeiter nach deren Entlassung und auch für einen größeren Personenkreis durchaus engagierte. Er vermittelte Speier eine Stelle im Vatikan und lotete eine mögliche Weiterbeschäftigung aus anderen Mitteln aus. Für Brendel erreichte er eine Vertretung seiner Stelle bis Jahresende 1935. Außerdem schlug Curtius noch im Jahr 1936 Brendel als Korrespondierendes Mitglied des Archäologischen Instituts vor mit der Begründung, allen Assistenten, die am Institut gearbeitet hätten, stehe eine solche Mitgliedschaft zu<sup>1257</sup>. Curtius konnte die Entlassungen nicht verhindern, schöpfte allerdings seine Handlungsspielräume aus, um die Betroffenen weiterzuvermitteln.

Das Archäologische Institut war auch unter den neuen Machthabern finanziellen Schwierigkeiten ausgesetzt. Die Lage war sogar noch angespannter als vor 1933, da mit der Machtübernahme die Bezuschussung durch die von Curtius initiierte Gesellschaft der Freunde des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches entfiel, weil dort nun einige finanzstarke jüdische Mitglieder, wie Jakob Goldschmidt (1882–1955), nicht mehr beteiligt waren. Curtius merkte an, dass er die Etatkürzungen der letzten Jahre immer ohne Gegenwehr habe geschehen lassen, da er zur Not auf die Mittel der Gesellschaft der Freunde hätte zurückgreifen können. Da-

mit sei es nun endgültig vorbei<sup>1258</sup>. Seine Überlegungen, wie diesen Gefahren für den Etat entgegenzutreten sei, veranlassten ihn dazu, Kontakte zu führenden deutschen Industriellen zu knüpfen, die das Regime unterstützten oder von diesem profitierten, wie der Textilunternehmer Gustav Winkler (1867–1954), der »jetzt gerade durch Fabrikation von Braunhemden ein phantastisches Geld<sup>1259</sup>« verdiene. Curtius wies Wiegand darauf hin, dass auch bei »dem Stahlmagnaten Albert Vögler, der der NSDAP Spendengelder zukommen ließ, oder dem Vorstandsmitglied der IG Farben Max Ilgner« Interesse bestehe<sup>1260</sup>. Mit letzterem wurde auch tatsächlich Fühlung aufgenommen. So berichtete der Bankier Paul Kempner (1889–1956), ein Gründungsmitglied der Gesellschaft der Freunde, dass Wiegand ihn, Curtius und Ilgner im Dezember 1935 zum Essen eingeladen habe, um »die Zukunft der Gesellschaft [der Freunde] zu besprechen<sup>1261</sup>.« Als Ersatz für die ausscheidenden jüdischen Finanziere wurden also Industrielle herangezogen, die den Nationalsozialismus maßgeblich unterstützten. Auch Kempner musste 1938 im Zuge der »Arisierung« des Bankhauses Mendelssohn und Co. seinen Posten aufgeben und emigrieren<sup>1262</sup>.

Für Curtius galt es, mit dem gesamten Institut besonderes Engagement gegenüber den nationalsozialistischen Dienststellen in Rom zu zeigen. Im Mai 1933 besuchte Joseph Goebbels Rom. Curtius nahm zusammen mit dem zweiten Direktor Armin von Gerkan an diversen Veranstaltungen im Rahmen des Besuchs teil<sup>1263</sup>. Er versicherte Wiegand, dass er bei jeder einzelnen Veranstaltung der NSDAP-Ortsgruppe versuche, mit so vielen Mitgliedern des Instituts wie möglich zu erscheinen, und entschuldigte sich, dass er es aufgrund ungünstiger Terminplanung nicht zur Veranstaltung des Winterhilfswerks geschafft habe<sup>1264</sup>. Die Ortsgruppe Rom der NSDAP-Auslandsorganisation betonte bei solchen Gelegenheiten stets die Wichtigkeit ihrer Veranstaltungen und unterstrich dies mit dem Zusatz, »kein Romdeutscher«

**1253** Curtius an Wiegand 29.09.1929, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1254** Curtius an Wiegand 29.09.1929, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1255** Vigener 2012a, 74.

**1256** Vigener 2012a, 74.

**1257** Die Ernennung wurde abgelehnt. Archiv DAI-Rom, I Mitglieder 1928–1941.

**1258** Curtius an Wiegand 16.11.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1259** Curtius an Wiegand 08.03.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1260** Curtius an Wiegand 28.02. und 08.03.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1261** Paul Kempner an Ludwig Adam Graf Strachwitz 17.12.1935, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 1026, Gesellschaft der Freunde des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches 1930–1936.

**1262** Paul Kempner, Teilhaber am Bankhaus Mendelssohn und Co., wurde 1938/1939 in die Emigration gezwungen, da er von den Nationalsozialisten als »Volljude« eingestuft wurde. Siehe hierzu: Köhler 2005, 245 f.

**1263** Diebner – Jansen 2016, 101.

**1264** Curtius an Wiegand 17.03.1934, Archiv DAI-Berlin, Kiste Wiegand C-K.

dürfe »der Veranstaltung fernbleiben<sup>1265</sup>«. Im kleinen Kosmos der deutschen Kolonie in Rom wurde so erheblicher sozialer Druck erzeugt. Trotz aller Bemühungen entstand beim Regime offenbar der Eindruck, Curtius entziehe sich den Veranstaltungen, was von Gerkan gegenüber Wiegand im April 1933 feststellte. Curtius habe »ein merkwürdiges Pech«. Er fahre »nach einem schon seit Monaten feststehenden Programm mit einer Karawane der Lessinghochschule nach Sizilien, und morgen ist die vorweggenommene Geburtstagsfeier des Reichskanzlers, dafür in Gegenwart und mit Reden der Minister v. Papen und Goering. Nun wird wieder vermerkt werden, daß er nicht anwesend war<sup>1266</sup>«. Die Wortwahl »Pech« impliziert, dass Curtius unabsichtlich fernblieb, aber auch, dass das Fernbleiben bei vorherigen Veranstaltungen bereits negativ aufgefallen war.

Der tatsächliche Einfluss der NSDAP-Auslandsorganisation ist in der Forschung umstritten<sup>1267</sup> und schwankte vermutlich stark von Gruppe zu Gruppe.

Die Landesgruppe Italien und die Ortsgruppe Rom dürften dabei zu den einflussreicheren gezählt haben<sup>1268</sup>. In der Auslandsorganisation der NSDAP gab es, wie in der Gesamtpartei, ein System von Zelleitern und Blockwarten, die unter anderem durch Bespitzelung Kontrolle über die »Volksgenossen« ausübten<sup>1269</sup>. Die Ortsgruppen der NSDAP bildeten eine der Säulen des Regimes. Sie waren für die Integration der »Volksgenossen« in die nationalsozialistischen Organisationen sowie für Überwachung und Kontrolle zuständig<sup>1270</sup>. Von Gerkans Aussage über Curtius' Fernbleiben zeigt, dass in der deutschen Kolonie der bereits angesprochene soziale Druck seit der Machtergreifung

stark wirkte und die NSDAP-Ortsgruppe Rom das Instrument darstellte, von dem jener Druck ausging. Erschwerend hinzu kam die »persönliche Abneigung Dr. Willis gegen Prof. Curtius<sup>1271</sup>«, die bereits in den Jahren vor 1933 regelmäßig zu Konflikten geführt hatte. Der Journalist und Kunsthistoriker Fred C. Willis war zeitweise Leiter der NSDAP-Ortsgruppe Rom<sup>1272</sup>. Später war er der direkte Verbindungsmann zwischen Propagandaminister Joseph Goebbels und dessen italienischem Pendant Dino Alfieri (1886–1966)<sup>1273</sup>. Willis sandte offenbar bereits 1933 Berichte zur Person Curtius an diverse Stellen in Deutschland, wie aus einem Schreiben Theodor Wiegands an den Leiter der kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes Friedrich Stieve (1884–1966) hervorgeht. Solcherlei »Angriffe« gegen Curtius, wie Wiegand die Berichte bezeichnete, gingen »seit Jahren immer von derselben Persönlichkeit aus, nämlich dem Korrespondenten der Kölnischen Zeitung, Herrn Willis«, gegen den sich »allerhand einwenden« lasse<sup>1274</sup>.

Anfang 1934 wurde der Empfangsraum des römischen Instituts mit einem großen Hitlerporträt ausgestattet – ein halbes Jahr bevor dies zur Pflicht wurde<sup>1275</sup>. Auch hierbei handelt es sich um den von Vigener festgestellten vorauseilenden Gehorsam. Außerdem wurde das Archäologische Institut in dieser Zeit zum Ort wichtiger nationalsozialistischer Feierlichkeiten, wie Curtius an Wiegand berichtete: »Vorgestern habe ich der Partei unseren Saal zur Feier des Jahrestages der Besitzergreifung [sic] zur Verfügung gestellt. Der äussere Rahmen der Veranstaltung in seinen halb-militärischen Formen war sehr ein-drucksvoll, die Hauptrede leider ein Fiasco. Aber da

**1265** Entnommen einer Einladung zu einer nationalsozialistischen Filmvorführung. PA AA, Rom (Vatikan) 201, NSDAP-Ortsgruppe Rom.

**1266** Von Gerkan an Wiegand 17.04.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand, Theodor, Sign. 175–183, Gerkan–Goessler, Kasten 15.

**1267** So übte die AO nach Volker Koop erheblichen Einfluss durch Denunziation von Auslandsdeutschen aus, während Marie Vigener die Handlungsmöglichkeiten der AO als begrenzt einstuft. Vgl. Koop 2009, 97 und Vigener 2012b, 226.

**1268** So auch Vigener 2012b, 226. Die Landesgruppe Italien stellte einen Sonderfall dar, weil sie eine der größten Gruppen war und im befreundeten Ausland agierte.

**1269** Vigener 2010, 131.

**1270** Thamer 2020, 99.

**1271** Von Gerkan an den deutschen Botschafter 01.08.1931, PA AA, Rom (Quirinal) 1324a.

**1272** Allerdings vor 1934. Marie Vigener (Vigener 2012a, 78, Fußnote 207) nimmt aufgrund eines Briefes von Gerkans an Martin Schede vom 15.09.1934 an, dass Fred C. Willis 1934 Ortsgruppenleiter war. Dagegen spricht allerdings, dass Theodor Wiegand in einem Brief an Curtius vom 06.08.1934 – etwa einen Monat vorher – Bezug auf den römischen Ortsgruppenleiter 1934 nahm, der »mit einer großen Eingabe gegen die Institutsgehälter

vorstellig geworden« sei, diesmal allerdings »gefährlicher als s.Z. [seinerzeit] Willis.« Die Formulierung spricht dafür, dass Wiegand den Ortsgruppenleiter 1934 und Fred C. Willis als zwei verschiedene Personen wahrnahm und dass Willis zum Abfassungszeitpunkt des Briefes schon seit geraumer Zeit kein Ortsgruppenleiter mehr war. Wiegand erwähnt in dem Brief außerdem einen gewissen Wirth, der »wie ein Panther auf der Lauer« liege, um dem Institut »Semitenliebe« vorwerfen zu können. Wiegand an Curtius, GNM DKA, NL Curtius I, C-347. Aus einem Schreiben der NSDAP-Ortsgruppe Rom vom 08.11.1934 geht hervor, dass ein »Major Dr. Wirth« als Ortsgruppenleiter »seines Amtes enthoben« worden sei und ein Erich Kirn zu dessen Nachfolger ernannt wurde. PA AA Rom (Vatikan) 201 (NSDAP). Anfang 1934 gab es in Rom offenbar Konflikte innerhalb der dortigen SA-Führungsriege sowie zwischen der SA-Führung Rom und der Ortsgruppe der NSDAP. Um diese zu lösen, kontaktierte Botschafter Ulrich von Hassell offenbar Ernst Röhm, auch um ihn auf die »mangelhafte Führung« der SA in Rom aufmerksam zu machen. Daraufhin musste ein SA-Mann – ein Major Dr. Wirth – im April 1934 seinen Hut als SA-Führer in Rom nehmen. Schöllgen 1990, 70.

**1273** Schieder 2013a, 168.

**1274** Wiegand an Stieve 04.08.1933, BArch Berlin R4901/16956.

**1275** Diebner – Jansen 2016, 101.

es mir nun zu gelingen scheint, mit dem intellektuellen Repräsentanten der Partei, Dr. Hoppenstedt an der Bibliotheca Hertziana allmählich in ein gewisses Vertrauensverhältnis zu kommen, so hoffe ich, die immer neu auftauchenden Klippen, die zuletzt nur auf die schwerverständliche Nervosität der Partei zurückgehen, die doch die ganze Staatsmacht in den Händen hat, zu überwinden. Ihnen wird es ähnlich gehen. Jeden Tag überlegt man sich das aufs Neue und wandelt wie auf Erdbebengrund<sup>1276</sup>.« Auffallend ist der von Curtius gewählte Begriff der »Besitzergreifung«, denn dieser findet sich nicht im nationalsozialistischen Sprachduktus wieder. Dort heißt es entweder »Machtübernahme« oder »Machtergreifung<sup>1277</sup>« in Bezug sowohl auf den Wahltag am 30. Januar 1933 als auch auf den Prozess der Erzwingung der Alleinherrschaft bis etwa 1934<sup>1278</sup>. Ob er den veränderten Begriff bewusst gewählt hat, kann jedoch anhand der vorliegenden Quellen nicht geklärt werden<sup>1279</sup>.

Durch den Kontakt zu Werner Hoppenstedt (1883–1971) verfolgte Ludwig Curtius weiter seinen Plan eines persönlichen Beziehungsnetzwerks zum Regime zum Vorteil des Instituts<sup>1280</sup>. Allerdings war diese Taktik nicht von besonderem Erfolg gekrönt, denn Hoppenstedt – ein »Alter Kämpfer« – war für die NSDAP in Rom als Spitzel tätig. Im Jahr 1936 forderte der für Kunst- und Kulturfragen zuständige Stabsmitarbeiter von Rudolf Heß Ernst Schulte Strathaus (1881–1968) von Hoppenstedt einen Bericht zum Archäologischen Institut in Rom. In diesem erläuterte Hoppenstedt einiges zu den Mitarbeitern dort, wobei Ludwig Curtius die einzige Personalie war, zu der er eine klare Bewertung abgab. Er lobte, dass Curtius durch seine »wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Talente« das hohe Ansehen des Instituts, gerade bei den Italienern, zu erhalten wisse, gab aber zu bedenken, dass es »keinem Zweifel« unterliegen dürfe, »daß Professor Curtius nicht in der Lage ist, da er der Partei äußerlich stets fern gestanden hat und ihr

wohl auch innerlich immer fern stehen wird, in seiner Person wie in dem Akzent, den er der Arbeit und der Haltung des Institutes gibt, dem Dritten Reiche voll genüge zu tun<sup>1281</sup>.« Mit dem »Akzent seiner Arbeit« war die Haltung von Curtius gegenüber der von den Nationalsozialisten forcierten Forschung zur deutschen »Prähistorie« gemeint: Das Kultusministerium hatte den Nachweis, »daß mindestens alle abendländischen Kulturen das Werk vorwiegend nordisch bestimmter Völker<sup>1282</sup>« seien, zum Forschungsziel der Altertumswissenschaften erklärt. Immer wieder wurden Vorwürfe laut, Curtius kümmerere sich in seiner Funktion als Direktor der römischen Zweigstelle nicht genug um jenes Forschungsfeld. Im Januar 1937 sprach der Präsident des Archäologischen Instituts Martin Schede (1883–1947) – der Nachfolger Theodor Wiegands – Curtius darauf direkt an. Der Zentraldirektion sei von verschiedenen Seiten nahegelegt worden, diese Forschungen voranzutreiben. Er drängte Curtius zum Handeln, da das Archäologische Institut es zurzeit noch selbst »in der Hand« habe, solche Forschungen durch Wissenschaftler durchführen zu lassen, die dem Institut »genehm« seien<sup>1283</sup>. Curtius verteidigte sich daraufhin, »die Beobachtung der prähistorischen Forschung in Italien« sei ihm seit seinem Amtsantritt »immer als eine wissenschaftliche Aufgabe des Instituts erschienen«. »Sie zu erfüllen, hat es weniger an gutem Willen der Römischen Abteilung gefehlt als an brauchbaren Mitarbeitern<sup>1284</sup>.« Weiter rechtfertigte er sich, er habe Siegfried Fuchs<sup>1285</sup> eingestellt, da dessen »wissenschaftliche Neigungen« hauptsächlich der Prähistorie gälten.

Schedes Aussage, man habe es zurzeit noch selbst »in der Hand«, ist relevant, weil sie in den größeren Rahmen des polykratischen Kompetenzgerangels zwischen den verschiedenen Ämtern des NS-Regimes fiel<sup>1286</sup>. Eine der Konfliktlinien zur Altertumsforschung verlief zwischen Alfred Rosenberg (1893–

<sup>1276</sup> Curtius an Wiegand 01.02.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

<sup>1277</sup> Siehe hierzu Frei 1983, 136 f.

<sup>1278</sup> Kammer – Bartsch 2002, 148.

<sup>1279</sup> An dieser Stelle kann nur spekuliert werden. Sollte er ihn bewusst gewählt haben, so könnte damit eine wie auch immer geartete Illegitimität der Erlangung der Macht impliziert sein.

<sup>1280</sup> Hoppenstedt wurde 1933 als Verbindungsmann zwischen der NSDAP und der Faschistischen Partei Italiens der Bibliotheca Hertziana zugeteilt. Er hatte 1923 am Hitlerputsch teilgenommen und war ein Bekannter von SS-Gruppenführer Wilhelm Brückner, der zu den Adjutanten Hitlers gehörte. Vgl. hierzu Schieder 2013b, 90–115.

<sup>1281</sup> Archiv der Max-Planck-Gesellschaft (AMPG) Abt. Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Abt. III., Rep. 34, Nr. 126. z.n. Diebner – Jansen 2016, 104, Fußnote 153.

<sup>1282</sup> z.n. Wiwjorra 2002, 92.

<sup>1283</sup> Schede an Curtius 13.01.1937, Archiv DAI-Rom, I ZD an Inst. Rom u. a. 1925–1943. Hier bezieht sich Schede wohl auch auf den bereits gescheiterten Versuch, Armin von Gerkan einige Monate zuvor als Ersten Sekretar in Athen einzusetzen. Stattdessen bekam den Posten Walther Wrede, der dem Regime näher stand. Siehe hierzu: Fröhlich 2012, 96.

<sup>1284</sup> Curtius an Schede 15.01.1937, Archiv DAI-Rom, I ZD Institut Rom an ZD 1926–1943.

<sup>1285</sup> Fuchs war zeitweise NSDAP-Ortsgruppenleiter in Rom und zweiter Sekretar am Archäologischen Institut in Rom nach Curtius' Entlassung. Er stellte die germanischen Studien in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses des Instituts. Vgl. Alte-kamp 2019, 167–209.

<sup>1286</sup> Vigener 2012, 58.

1946) und dem Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unter Bernhard Rust (1883–1945). Es ging um die Gründung eines »Reichsinstituts für deutsche Vorgeschichte« und um die Frage, ob ein solches Institut eigenständig oder Teil des Archäologischen Instituts – das dem Wissenschaftsministerium von Rust unterstand – werden sollte. Die Gründung eines eigenen Instituts wurde vonseiten des Archäologischen Instituts und vor allem der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt am Main – einer Zweigstelle des Archäologischen Instituts – abgelehnt. Hieraus ergab sich eine Konkurrenzsituation zwischen Alfred Rosenberg, der für die Gründung eines eigenen Instituts eintrat, und dem Wissenschaftsministerium unter Bernhard Rust<sup>1287</sup>. Rosenbergs Argument gegen die Erforschung der Vorgeschichte unter Führung klassischer Archäologen bestand darin, dass diese keine »Vorgeschichtsforscher im Sinne nationalsozialistischer Weltanschauung<sup>1288</sup>« seien. Präsident Martin Schede befürchtete, dass Handlungsspielräume des Archäologischen Instituts von beiden Ministerien beschnitten werden könnten, weswegen er Curtius zum Handeln drängte.

Laut Rosenberg seien die Verhältnisse in den Auslandsinstituten und dem Archäologischen Institut ohnehin untragbar<sup>1289</sup>. Um seinen Konkurrenten Rust in der nationalsozialistischen Führungsriege zu diskreditieren, wählte er Curtius als Beispiel und schrieb Anfang 1936 an Martin Bormann, dass »der Leiter des Zweiginstituts in Rom, Prof. Curtius« ein »typischer Vertreter des Liberalismus« sei. Er habe »keinerlei Hehl daraus gemacht, daß er den Nationalsozialismus persönlich und als Künstler als Barbarei ansehe<sup>1290</sup>.« Bis in die höchsten Kreise des nationalsozialistischen Regimes eilte Curtius also der Ruf voraus, den Nationalsozialismus abzulehnen und das auch noch öffentlich zu bekennen.

Im Jahr 1936 trat der Prähistoriker Siegfried Fuchs (1903–1978) seinen Dienst im Archäologischen Institut in Rom an. Wie bereits dargestellt, gab Curtius an, Fuchs vor allem wegen dessen Forschungs-

interesse an der »Deutschen Vorgeschichte« eingestellt zu haben, um sich gegen den Vorwurf zu wehren, die Prähistorie wissenschaftlich zu vernachlässigen. Fuchs war überzeugter Nationalsozialist, der sich bereits zu Studienzeiten in Heidelberg im »SA-Studentensturm« hervorgetan hatte<sup>1291</sup>. In Rom trat Fuchs der Auslandsorganisation bei und wurde im Mai 1937 Leiter der Ortsgruppe Rom<sup>1292</sup>, wenige Wochen bevor Curtius vorzeitig pensioniert wurde. Fuchs führte die Ortsgruppe mit strengem Regiment und versuchte, auch die Nicht-Mitglieder auf Parteilinie zu bringen<sup>1293</sup>. Auch Fuchs könnte sich gegenüber der Parteizentrale möglicherweise denunzierend zu Curtius geäußert haben. Der junge Ortsgruppenleiter war dafür bekannt, mit besonderem Nachdruck gegen Personen vorzugehen, die sich nicht gemäß den Parteivorgaben verhielten<sup>1294</sup>. Aus den Quellen ergibt sich ein solches Verhalten gegenüber Curtius allerdings nicht. Gegen eine Denunziation vonseiten Fuchs' spräche möglicherweise die kollegiale Verbindung von Curtius zu Fuchs' Doktorvater, dem Prähistoriker Ernst Wahle (1889–1981) aus Heidelberger Tagen<sup>1295</sup>, auch wenn Curtius und Wahle in wissenschaftlich-politischem Streit miteinander lagen<sup>1296</sup>. Über Curtius' Verbindung zu Wahle ließe sich auch die Berufung von Siegfried Fuchs als Mitarbeiter am Archäologischen Institut begründen, deren genaue Umstände ebenfalls nicht aus den Quellen hervorgehen. Die ideologische Verfestigung Fuchs' im Nationalsozialismus<sup>1297</sup> ließe allerdings die gegenteilige Vermutung zu, dass er durchaus Bericht über Curtius' Verhalten in Rom an das »Braune Haus« erstattete.

Eine umstrittene Persönlichkeit in der Reihe der Curtiusgegner war der Kunsthistoriker Herman-Walther Frey (1888–1968). Curtius sah in ihm einen der Hauptverantwortlichen für seine vorzeitige (Zwangs-)Pensionierung 1937, gar einen persönlichen Feind. Armin von Gerkan bestätigte diese Gegnerschaft im Jahr 1953. Frey habe »aus seiner Abneigung« gegenüber Curtius »keinen Hehl<sup>1298</sup>« gemacht.

1287 Bollmus 1970, 162 f.

1288 Bollmus 1970, 170.

1289 Bollmus 1970, 170.

1290 Rosenberg an Bormann 04.02.1936, Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris CXXIX – 59 z.n. Bollmus 1970, 171.

1291 Vigener 2010, 128.

1292 Vigener 2010, 129.

1293 Vigener 2010, 131.

1294 Vigener 2010, 132.

1295 Vigener 2010, 134.

1296 Diebner – Jansen 2016, 90. Ernst Wahle schrieb an Max Ebert, dass die Vorgeschichte keinen guten Ruf bei den klassischen Archäologen genieße. Wahle an Ebert 10.07.1927, Universitätsbibliothek Heidelberg, Nachlass Ernst Wahle, Heid. Hs. 3989 I E-7,10.

1297 Er gehörte zu der von Michael Wildt treffend als »Generation des Unbedingten« beschriebenen Altersgruppe, vgl. Wildt 2002.

1298 Bekundung von Gerkan, BArch Koblenz N1304/4.

Frey war seit 1930 NSDAP-Mitglied und von 1935 bis 1945 Referent im Amt Wissenschaft des Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Gleich 1935 wurde Frey zur Inspektion der dem Ministerium unterstehenden Institute nach Italien geschickt<sup>1299</sup>. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches betätigte sich Frey in den 1950er Jahren weiterhin wissenschaftlich. Clemens von Brentano (1886–1965), der erste deutsche Botschafter in Italien nach dem Krieg, äußerte sich zum Verhalten Freys im Nationalsozialismus, um eine weitere Bewilligung von Reisemitteln für ihn zu verhindern. Herr »Ministerialrat Dr. Hermann-Walther Frey [sic]« sei bei »hiesigen deutschen und italienischen Gelehrten von seinen amtlichen Besuchen in Italien her bekannt und wegen seiner politischen Gesinnung – Schnüffelei und Denunziantentums – wenig beliebt. Nähere Auskunft« könne »auch Prof. Hampe in Mainz geben.« Als Frey »vor einigen Monaten Prof. Ludwig Curtius« besucht habe, habe »dieser ihm die Tür gewiesen, weil er bei der Absetzung dieses Gelehrten von Weltruf von seinem Posten als Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom beteiligt war<sup>1300</sup>.« Brentano erhielt diese Information vermutlich direkt von Curtius selbst, der die Begegnung mit Frey in seinem Tagebuch schilderte. Als er am 9. Mai 1950 nach Hause gekommen sei, habe jemand an seinem Schreibtisch gesessen » – Der Ministerialrat Frey, den ich zuerst nicht wiedererkenne.« Frey habe so getan, »als sei er ein alter Freund«, doch als Curtius ihn später wiedererkannte, habe er ihm »gründlich« seine »Meinung« gesagt. Frey habe daraufhin »seine Unschuld« beteuert und angegeben, »verleumdet worden« zu sein, woraufhin er »kleinlaut« verschwunden sei<sup>1301</sup>. Der bei Brentano genannte Archäologe Roland Hampe gab 1951 ebenfalls an, dass Freys politische Haltung allseits bekannt gewesen sei und nannte Beispiele für sein Handeln im Sinne des nationalsozialistischen Regimes. So habe er etwa angeordnet, dass alle Mitarbeiter des Archäologischen Instituts, die Nicht-Deutsche heiraten würden, fristlos zu entlassen seien<sup>1302</sup>.

Frey rechtfertigte sich gegenüber Curtius nach deren Begegnung im Jahr 1950, dass es nicht seine Aufgabe gewesen sei, ihn in irgendeiner Weise auszuspionieren oder zu denunzieren. »Ihre Person war mir fernliegend und bis dahin unbekannt. Auszuspionieren gab es über Sie wirklich nichts. Ihre politischen Einstellung [sic] war seit Jahren, lange bevor ich ins Ministerium berufen wurde, dort bekannt<sup>1303</sup>.« Frey zufolge seien die meisten der damaligen Archäologen dem Regime gegenüber kritisch eingestellt gewesen, weswegen Curtius keinen Sonderfall dargestellt habe. Dass an Frey allerdings Berichte über das Verhalten von Curtius in Rom ergingen, wirft ein anderes Licht auf seine hier getätigten Aussagen<sup>1304</sup>.

Frey wehrte sich vehement gegen den von Curtius geäußerten Vorwurf, er sei Nationalsozialist gewesen<sup>1305</sup>. Die verfrühte Pensionierung sei nicht auf eine persönliche Feindschaft der beiden zurückzuführen, jedoch stritt Frey nicht ab, damit in Verbindung zu stehen. »Dass ich auf Grund meines Auftrages in Gegensatz zu den Institutsleitern kam, lag in der Natur der Sache<sup>1306</sup>.« Diese Passage ist recht aufschlussreich, da sie deutlich macht, dass Frey selbst nichts Verwerfliches an seinem »Auftrag« sah. Für ihn stand die Pflichterfüllung auch in den 1950er Jahren also nicht zur Debatte. Frey ging sogar noch weiter und deutete seine Rolle bei der Entlassung Curtius' in eine Art Gefallen um. Ein Verbleiben Curtius' auf dem Posten des Direktors hätte, so Frey, in späteren Jahren weitaus gravierendere Folgen haben können<sup>1307</sup>.

Aus den Quellen ergeben sich zwei mögliche Punkte, warum gerade Curtius, aber auch von Gerkan und Hampe eine persönliche Abneigung gegen Frey empfanden. Zum einen hegten diese Anfang 1941 den Verdacht, Frey betreibe eine Zusammenlegung aller römischen Auslandsinstitute – ein Schreckgespenst, das schon seit den 1920er Jahren die Archäologen am römischen Institut immer wieder in Aufruhr versetzte – und habe darüber hinaus vor, sich selbst als Leiter einzusetzen<sup>1308</sup>. Zum anderen war Frey zuständig für Curtius' Antrag auf Ver-

**1299** Wissenschaftsministerium an Archäologisches Institut des Deutschen Reiches 27.09.1935, Archiv DAI-Rom, Kasten I, ZD. Allg. Korrespondenz 1926–1943.

**1300** Brentano an Auswärtiges Amt 08.05.1951, BArch Berlin 138/1245 fol. 95, z.n. Bordin 2014, 125.

**1301** Eintrag 09.05.1950, Tagebuch Ludwig Curtius, 1945–1950, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

**1302** Bordin 2014, 126.

**1303** Frey an Curtius 12.05.1950, BArch Koblenz N1304/100.

**1304** F. Wirth an Ministerialrat Frey 09.03.1938, BArch Berlin R4901/16956.

**1305** Dagegen spricht die Tatsache, dass Frey bereits 1930 in die NSDAP eingetreten war.

**1306** Frey an Curtius 12.05.1950, BArch Koblenz N1304/100.

**1307** Frey bezog sich hier auf die Entlassung Ulrich von Hassells 1938 im Zuge der Blomberg-Fritsch Krise. Frey an Curtius 12.05.1950, BArch Koblenz N1304/100.

**1308** Von Gerkan an Gesandtschaftsrat Dr. Bock 19.05.1941. PA AA Rom (Quirinal) 1392a. Dass Frey tatsächlich eine Zusammenlegung der deutschen Auslandsinstitute befürwortete, geht aus einem Schreiben des Stabes von Rudolf Heß an das Wissenschaftsministerium hervor, das sich auf Freys Eingaben an den Stab bezog. Frey hatte dort wohl angegeben, dass »eine gewisse

längerung seines Romaufenthaltes um vier Jahre nach seiner Pensionierung. Dieser Antrag wurde 1939 wiederholt abgelehnt<sup>1309</sup>. Frey verstand es in der Nachkriegszeit geschickt, seine Vergangenheit im Dienst des nationalsozialistischen Regimes durch das Bild eines »politikfernen und frommen Kunstgelehrten<sup>1310</sup>« zu ersetzen, wie in diesem Schreiben an Curtius deutlich wird. Das Wirken Freys ist jedoch eher als »viel- und zugleich nichtssagende Ambiguität<sup>1311</sup>« zu bezeichnen. Diese Aussage trifft bis zu einem gewissen Grad auch auf das Verhältnis von Curtius zum Nationalsozialismus zu.

Die Causa Frey ist ein Beispiel für Konflikte persönlicher Art, die sich über das Jahr 1945 hinaus fortsetzten, und eine mögliche Verstrickung in den Nationalsozialismus diente dabei als Argument gegeneinander. Die Aussagen von Brentanos über Frey sind nur bedingt geeignet, ein Urteil über Freys tatsächliches Verhalten zu fällen, denn die Informationen wurden ihm wohl von Curtius zugespielt. Auch die Angaben Hampes, der sich als Opfer Freys inszenierte, dessen Rolle im Nationalsozialismus aber ebenfalls bedenklich war<sup>1312</sup>, sind mit Vorsicht zu behandeln.

Es würde zu kurz greifen, Frey als nationalsozialistischen Funktionär zu charakterisieren, da es der Vielschichtigkeit seiner Persönlichkeit und seiner Beziehungsgeflechte kaum gerecht würde<sup>1313</sup>. Er kann dadurch zwar nicht nur, aber eben trotzdem auch als ein solcher Funktionär beschrieben werden, der seine Tätigkeit im Wissenschaftsministerium – die spezifische persönliche Motivationslage sei hier ausgeblendet – vollumfänglich, im Sinne des nationalsozialistischen Regimes, ausführte. Bei Curtius verhielt es sich ähnlich, auch wenn er nicht als »Funktionär« bezeichnet werden kann. Weder bei Curtius noch bei Frey lässt sich eine klare Grenze ziehen, an der die Selbstinszenierung als »Gegner« oder als »politikferner Pflichterfüller« in tatsächliche Überzeugung, ein solcher gewesen zu sein, übergeht.

Seinen Anpassungsleistungen zum Trotz blieb Curtius den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Dies rührte unter anderem daher, dass er in seinem privaten Umfeld politisch nicht konform agierte. So

stellte er als Betreuerin seiner beiden Töchter Gerda Kroner ein, die mit einem Rabbiner verheiratete Tochter des entlassenen Kieler Philosophieprofessors Richard Kroner<sup>1314</sup>. Zu seinen Hausmusikabenden lud er jüdische Musiker und deutsche Emigranten wie Karl Wolfskehl, Karl Lehmann-Hartleben oder Karl Löwith ein<sup>1315</sup>. Letzterer war Curtius dafür sehr dankbar: »Ohne diesen humanen und grenzenlos aufnahmefähigen Mann« wäre »mein römischer Verkehr auf Italiener und Emigranten beschränkt gewesen. Nur ein Exilierter kann die Wohltat ermessen, welche in dem Genuß eines gleichgestimmten Verkehrs mit einem wahrhaft gebildeten Deutschen lag<sup>1316</sup>.« Dennoch blieb sein Verhältnis zu den nationalsozialistischen Machthabern ambivalent, denn auf der anderen Seite zählte Curtius auch führende Nationalsozialisten der deutschen Kolonie zu seinen Gästen, wie SS-Mann Eugen Dollmann (1900–1985), der zu den einflussreicheren unter den Italiendeutschen zählte, oder Siegfried Fuchs, Ortsgruppenleiter in Rom<sup>1317</sup>.

Es gibt vereinzelte Hinweise darauf, dass Curtius auf gesellschaftlichen Veranstaltungen frei formulierte, was er vom Nationalsozialismus hielt. Den ersten liefert der bereits genannte Alfred Rosenberg mit seiner Aussage, dass Curtius keinen Hehl aus seinen Ansichten mache, er sie also in der Öffentlichkeit äußerte. Der Kunsthistoriker Richard Krautheimer, der 1933 nach Rom und 1935 schließlich in die USA emigrierte, erinnerte sich an Curtius' Verhalten zu dieser Zeit: »Der Gedankenaustausch mit anderen deutschen Vertriebenen« und »auch mit wenigen anderen, die es wagten, mit uns zu verkehren« sei »fruchtbar« gewesen. »Auch eine Handvoll Deutscher zählten dazu: Ludwig Curtius, zwar Patriot bis in die Knochen, aber angewidert von der »Pöbelherrschaft«, legte es darauf an, hinausgeworfen zu werden<sup>1318</sup>.« Aus Krautheimers Ausführungen geht nicht hervor, zu welchem Anlass Curtius das nationalsozialistische Regime so bezeichnete. Darüber hinaus legte Curtius es auch nicht »darauf an«, entlassen zu werden, auch wenn er 1950 von einem »Ritterschlag« sprach. Jedoch ist offensichtlich, dass zumindest wohl eine Erzählung kursierte, die nicht unbemerkt

Vereinfachung der deutschen Kulturinstitute von italienischer Seite nicht ungern gesehen« werde, und bezog sich damit auf die frühzeitige Pensionierung von Curtius. Schreiben Stab Stellvertreter des Führers an Wissenschaftsministerium 17.06.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1309** Siehe hierzu die Personalakte Curtius' des Wissenschaftsministeriums. BArch Berlin R4901/16956.

**1310** u. a. durch zahlreiche »Persilscheine«. Vgl. Bordin 2014, 116.

**1311** Bordin 2014, 139.

**1312** Für diesen Hinweis danke ich Herrn Raik Stolzenberg.

**1313** Bordin 2014, 138.

**1314** Voigt 1989, 83.

**1315** Voigt 1989, 83.

**1316** Löwith 1986, 89.

**1317** Wobei der Kontakt zu Fuchs natürlich nicht überbewertet werden sollte, da auch er ein Mitarbeiter des Archäologischen Instituts war. Voigt 1989, 83.

**1318** Krautheimer 1988, 13.

blieb. Karl Löwith sprach davon, dass Curtius die Vorträge prominenter nationalsozialistischer Kollegen prinzipiell nicht besucht habe<sup>1319</sup>. Dies mag zwar zweifelhaft sein, liefert aber ebenfalls einen Hinweis auf das Bild, das von Curtius und seinem Verhältnis zum Nationalsozialismus existierte. Ein weiterer Hinweis auf den Ruf, den Curtius hatte, liefert ein Bericht zu Rudolf Horn (1903–1984). Horn war bereits 1933 Assistent am Archäologischen Institut in Heidelberg sowie Mitglied in der SA und im »Kampfbund für Deutsche Kultur«. Er hatte sowohl vor 1933 als auch 1936 am Archäologischen Institut in Rom unter Curtius gearbeitet und diesen als seinen wesentlichen Lehrer bezeichnet. Als ihm Ende 1936 eine Dozentenstelle in Heidelberg angeboten werden sollte, geriet er in den Verdacht, politisch unzuverlässig zu sein<sup>1320</sup>. Die Heidelberger Studierendenschaft und Vertreter der Dozentschaft bescheinigten ihm jedoch die Zuverlässigkeit. »Herr Dr. Horn gilt als politisch zuverlässig.« Es werde ihm »zu Unrecht nachgesagt, dass er in Rom unter den Einfluss von Ludwig Curtius geraten<sup>1321</sup>« sei. Der Name Ludwig Curtius stand zu diesem Zeitpunkt (1936) also für politische Unzuverlässigkeit, wohl nicht nur in Heidelberg, sondern in der gesamten deutschen Klassischen Archäologie und bis in höchste Kreise des Regimes.

In dieses Bild passt, dass Curtius keine Scheu hatte, bei diversen öffentlichen Veranstaltungen Dinge anzusprechen, die als heikel empfunden werden konnten. Dies geht auch aus einer Unterhaltung mit

Botschafter von Hassell hervor. Bei einem Frühstück habe er dem Botschafter gegenüber eine »scherzhafte« Bemerkung gemacht. »Sie [das Auswärtige Amt] haben uns [das Institut] ja hergeschenkt<sup>1322</sup>.« Darauf erwiderte er: »Sie mögen mir wirklich glauben, ich hab die äussersten Anstrengungen gemacht, um das abzuwehren. Aber ich bin leider nicht durchgedrungen<sup>1323</sup>.« Die vorgeblich scherzhafte Bemerkung wurde vom Botschafter also als sehr ernste Angelegenheit aufgefasst. Abseits von Curtius' Kritik an der »Ungeistigkeit« des Nationalsozialismus sei noch einmal betont, dass er und von Hassell dem politischen Spektrum angehörten, das den Nationalsozialismus von deutschnationaler und konservativ-elitärer Seite kritisierte. Zu Anfang der nationalsozialistischen Herrschaft mochte man in diesen Kreisen noch die durchaus weitreichenden politischen Schnittmengen betont haben, ab der zweiten Hälfte der 1930er Jahre – spätestens aber seit den Gewaltexzessen der »Reichskristallnacht« – begann die Loslösung vom Regime<sup>1324</sup>. Die Aversion zwischen der deutschnationalen bürgerlichen Elite und den Nationalsozialisten beruhte dabei auf Gegenseitigkeit. Alfred Rosenberg bezeichnete von Hassell als »Salon-Nationalsozialisten«, der aufgrund seiner inneren Einstellung nie richtig zur »Bewegung« gehören könne. Hitler hegte eine Abneigung gegen das alteingesessene diplomatische Korps des Auswärtigen Amtes, zu dem von Hassell gehörte, und zeigte dies auch offen<sup>1325</sup>.

## 8.1 Verbindung zum italienischen Faschismus

Curtius befürchtete Mitte der 1930er Jahre keinerlei Konsequenzen für seine Person. Er machte keinen Hehl daraus, wem seine Begeisterung in Abgrenzung zum Nationalsozialismus stattdessen galt. Im Jahr 1934 richteten die ausländischen Institute in Rom eine Feier zu seinem 60. Geburtstag aus. In einem Zeitungsartikel wurde wenige Tage später berichtet, dass Curtius die Anwesenden zu einem Toast auf den italienischen König und auch den »Duce« aufgefor-

dert habe. Hitler wurde nicht genannt<sup>1326</sup>. Zu der Frage, warum Curtius sich so sicher auf seiner Position fühlte, ist seine starke Anlehnung an den italienischen Faschismus zu nennen, der in den frühen Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft noch als das führende Regime galt. Im Gegensatz zu den Größen des nationalsozialistischen Regimes hatte Curtius zu denen des Faschismus auch persönlichen Kontakt. So war er mit dem Vordenker Emilio Bodre-

<sup>1319</sup> Löwith 1986, 89.

<sup>1320</sup> Chaniotis – Thaler 2006, 407 f.

<sup>1321</sup> Chaniotis – Thaler 2006, 407, Fußnote 68.

<sup>1322</sup> Hier geht es um den Wechsel der Zuständigkeit für das DAI vom Auswärtigen Amt zum Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

<sup>1323</sup> Curtius an Wiegand Ende Januar 1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Map-

pe 100. Curtius spielt hier darauf an, dass das Archäologische Institut nun nicht mehr dem Auswärtigen Amt, sondern dem Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unterstand.

<sup>1324</sup> Dipper 1983, 356.

<sup>1325</sup> Martynkewicz 2011, 504 und 506.

<sup>1326</sup> Diebner – Jansen 2016, 102

ro (1874–1949) wohl seit deren gemeinsamer Zeit im Europäischen Kulturbund in den 1920er Jahren freundschaftlich verbunden<sup>1327</sup>. Seinen Lebenserinnerungen ist zu entnehmen, dass er auch dem anderen geistigen Architekten des Faschismus, Giovanni Gentile (1875–1944), mehrfach begegnet ist. Von diesem hatte er sich seinerzeit erbeten, in eine philosophische Gesellschaft oder einen philosophischen Studierendenverein aufgenommen zu werden, um in die »Philosophie des Faschismus« eingeführt zu werden<sup>1328</sup>. Die größte Verehrung wurde allerdings Benito Mussolini (1883–1945) selbst zuteil. So hielt Ludwig Curtius im Dezember 1933 im Kölner Petrarca-Haus den Vortrag »Mussolini und das antike Rom«, in dem er dessen Baupolitik in den allerhöchsten Tönen lobte und den »Duce« – ganz im faschistischen Sinne – in die Tradition der römischen Cäsaren einordnete. »Die einzig mögliche Lösung des Durchbruchs, die endgültige Verbindung des alten heiligen Roms mit dem modernen, ja das Wieder-lebendig-Werden der Ruinen in ihrer neuen symbolischen Rolle im Leben des modernen Staates und der Stadt ist erst erreicht durch die Schöpfung der Via dell'Impero, die im Sommer vorigen Jahres erbaut und am zehnten Jahrestag der Regierung Mussolinis eröffnet wurde<sup>1329</sup>.«

Darauf, wie hoch die Begeisterung für Mussolini tatsächlich war, liefern die Lebenserinnerungen einen weiteren Hinweis. Dort distanzierte er sich im Nachgang vom italienischen Faschismus in seiner Gänge, über Mussolini berichtete er jedoch weiterhin nur in positiven Anekdoten und stellte ihn als einfachen, ehrlichen Diener seines Volkes dar<sup>1330</sup>.

Wohl aufgrund seines Vortrags in Köln wurde Curtius am 18. Januar 1934 zur Audienz beim »Duce« vorgelassen<sup>1331</sup>, worüber er auch Wiegand sichtlich begeistert informierte. »Ich bin neulich von Mussolini empfangen worden, was sich in sehr liebenswürdiger behaglicher Form vollzog. Für mich hat ja der Gewalthaber eine so anziehende menschliche Seite, dass er mir immer vorkommt wie ein grosser treuer Hund. Er erkundigte sich sehr eingehend nach dem Institut, und nur um diesem zu dienen, bin ich überhaupt hingegangen<sup>1332</sup>.« Um eine solche Audienz zu

erhalten, musste vorher eine Anmeldung erfolgen. Die Initiative, zum Machthaber vorgelassen zu werden, ging also von Curtius aus. Der Tonfall im Brief an Wiegand impliziert allerdings eine passive Einladung. Die von Curtius attestierte »anziehende menschliche Seite« war Teil der Inszenierung der Figur des »Duce«. Wolfgang Schieder stellt fest, dass Mussolini bewusst den Kontrast zwischen martialischem Auftreten bei öffentlichen Veranstaltungen und »der scheinbaren Lässigkeit im privat inszenierten Gespräch<sup>1333</sup>« suchte. Weiterhin bezeichnete Curtius den italienischen Machthaber leicht abfällig als »treuen Hund«. Diese despektierliche Formulierung entsprang womöglich dem Selbstverständnis Curtius', das humanistisches und konservativ-elitäres Standesdenken vereinte. Mussolini hatte weder ein Gymnasium noch eine Universität besucht, besaß aber dennoch ein recht umfangreiches historisches und literarisches Wissen<sup>1334</sup>. Curtius hegte zwar große Sympathie für den italienischen Faschismus, doch ist es fraglich, ob er aufgrund seines standesdünkelhaften Denkens bereit gewesen wäre, sich einem solchen System unterzuordnen, rechnete er sich doch selbst zur Führungsschicht seines idealen Gesellschaftsbildes. Ein Charakteristikum von Curtius' politischen Ansichten und Stellungnahmen war außerdem, dass er meist die Position eines »Außenstehenden« oder eine Randposition innerhalb einer größeren Strömung bezog. Das erleichterte ihm Kritik – etwa an der politisch verantwortlichen Klasse zwischen 1918 und 1928 – da er sich zu keinem Zeitpunkt in einer argumentativen Position befand, in der er zur pflichtausübenden Mitarbeit oder zu einer Rechtfertigung gezwungen gewesen wäre. Ein Lob und Sympathie für den Faschismus waren möglich, weil für ihn als Nicht-Italiener nie die Eventualität einer Mitarbeit bestand.

Die Rechtfertigung, überhaupt nur deswegen zur Audienz gegangen zu sein, weil Mussolini sich nach dem Institut erkundigt habe, ist schwer einzuordnen, hängt möglicherweise mit dem unterkühlten Verhältnis zusammen, das zum Jahreswechsel 1933/1934 zwischen Deutschland und Italien herrschte<sup>1335</sup>. Die

**1327** Vgl. zum Europäischen Kulturbund neben Müller 2005 noch M. Schulz, Der Europäische Kulturbund, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Mainz 2010), <http://www.ieg-ego.eu/schulzm-2010c-de> (16.02.2016 17:34).

**1328** Curtius, Welt (1950), 494.

**1329** Curtius 1934j, 11.

**1330** Curtius, Welt (1950), 496.

**1331** Schieder 2013a, 118.

**1332** Curtius an Wiegand 01.02.1934, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

**1333** Schieder 2013a, 11.

**1334** Schieder 2013a, 11.

**1335** Das Verhältnis war aufgrund der Frage zum Anschluss Österreichs unterkühlt. Mussolini sah Österreich zunächst als Puffer zu Deutschland und beobachtete die austrofaschistischen Aktivitäten mit Argwohn. Während des Juliputsches 1934 in Österreich ließ er gar Truppen am Brenner aufmarschieren, um ein deutsches Eingreifen zugunsten der Putschisten zu verhindern. Berger Waldenegg 2003, 165.

Anlehnung Curtius' an den italienischen Faschismus war keine »Ersatzhandlung« zur Ablehnung des Regimes in Deutschland, denn sie begann schon lange vor dem Machtwechsel 1933<sup>1336</sup>. Die Bewunderung für Mussolinis Herrschaftssystem war echt. Die Möglichkeit, auf die Wolfgang Schieder hinweist, nämlich dass Curtius sich »Rückendeckung« vom faschistischen Führer erhoffte, ist also ebenso denkbar<sup>1337</sup>. Mussolini empfing immer wieder Personen, die im Deutschland des Nationalsozialismus in politische Schwierigkeiten geraten waren, und war sich durchaus bewusst, dass er dadurch die Rolle eines politischen Beschützers einnahm<sup>1338</sup>. Wie gut die Vernetzung von Curtius mit den führenden Persönlichkeiten des Faschismus gewesen sein muss, wird durch die Vermittlung einer Audienz beim »Duce« für den

bayerischen Künstler Hans Wimmer (1907–1992) deutlich<sup>1339</sup>. Wimmer gestand, Mitglied weder der NSDAP noch einer sonstigen Organisation des nationalsozialistischen Regimes zu sein, was Mussolini aber ignorierte<sup>1340</sup>. Vor diesem Hintergrund ist es also durchaus denkbar, dass auch Curtius sich unter der vermeintlich schützenden Hand des »Duce« wähnte, denn auch er war weder in der Partei noch in sonstigen Organisationen des nationalsozialistischen Regimes aktiv. Eine Anlehnung an Mussolini war in jener subjektiven Wahrnehmung also nicht nur nicht mit einer möglichen Sympathie für Hitler gleichzusetzen, sondern konnte gerade das genaue Gegenteil bedeuten und war eine recht weit verbreitete Position im Diskurs über Faschismus und Nationalsozialismus im bürgerlich-konservativen Lager<sup>1341</sup>.

## 8.2 Vorzeitige Pensionierung 1937

Ende 1936 bzw. Anfang 1937 erfuhr das gesamte Institut auf Betreiben des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung eine Gehälterkürzung »in beträchtlichem Ausmaße<sup>1342</sup>«, von der sowohl die Beamten als auch die Angestellten betroffen waren. Zurückzuführen war die Kürzung auf den allgemeinen Devisenmangel, der ab etwa Mitte 1936 im Reich herrschte. Die Wirtschaftspolitik der Nationalsozialisten befeuerte diesen noch weiter, da die forcierte Rüstung nur für die Wehrmacht und nicht für den Export gedacht war. Für Hitler war es undenkbar, davon abzuweichen<sup>1343</sup>. Auch die Judenverfolgung in Deutschland verschärfte sich noch einmal und die Gestapo begann bereits 1936 »judenfreundliches Verhalten« zu verfolgen, obwohl es dazu keine rechtliche Grundlage gab. Das von Julius Streicher (1885–1946) herausgegebene Propagandaorgan »Der Stürmer« sah bereits im Kontakt zwischen Juden und Nichtjuden ein Verbrechen und prangerte »Arier«,

die solche Kontakte pflegten, öffentlich an<sup>1344</sup>. Überdies erfuhr auch die Bindung zwischen Italien und dem Dritten Reich eine entscheidende Vertiefung durch die am 1. November 1936 von Mussolini ausgerufene »Achse<sup>1345</sup>«.

Aus der Perspektive von Ludwig Curtius stand die Gehälterkürzung Anfang 1937 am Ende einer langen Reihe finanzpolitischer »Angriffe<sup>1346</sup>« auf das Institut, die er seit seinem Amtsantritt 1928 miterlebt hatte. Demgemäß war es für ihn wohl zunächst keine ungewöhnliche Situation, sondern lediglich eine weitere Schwierigkeit, die es ebenso wie die Jahre zuvor zu überwinden galt. Dazu wählte Curtius ein Vorgehen, das er in ähnlicher Form bereits 1929 gegenüber der Presse angewandt hatte. Damals erläuterte er in einem Vortrag die Geschichte und kulturpolitische Rolle des Archäologischen Instituts und wie wichtig dieses für die Außendarstellung des Deutschen Reiches sei<sup>1347</sup>. Ähnliches hatte er nun mit ei-

<sup>1336</sup> Vgl. Curtius 1929e.

<sup>1337</sup> Schieder 2013a, 198. Schieder mutmaßt allerdings auch, dass die »Rückendeckung« der einzige Grund für Curtius war, sich an das italienische Regime anzulehnen, vergisst dabei aber, dass Curtius bereits seit den frühen 1920er Jahren Kontakte zu führenden Faschisten pflegte. Schieder 2017, 443.

<sup>1338</sup> Schieder 2013a, 198.

<sup>1339</sup> Schieder 2013a, 135.

<sup>1340</sup> Schieder 2013a, 198.

<sup>1341</sup> Schieder 1996, 87.

<sup>1342</sup> Schede an Abteilung Rom 30.12.1936, Archiv DAI-Rom, Altregistratur 774 Personalangelegenheiten 1935 – 1942.

<sup>1343</sup> Grüttner 2014, 264.

<sup>1344</sup> Grüttner 2014, 178.

<sup>1345</sup> Bauernkämper 2006, 57.

<sup>1346</sup> Die keine waren, wie Vigner feststellt. Lediglich gemessen an Curtius' Idealvorstellungen einer Finanzierung (wiederrum gemessen an den Geldmitteln, die die Archäologie im Kaiserreich bezog) kann man von finanzpolitischen »Angriffen« sprechen. Siehe hierzu Vigner 2012a, 65 f.

<sup>1347</sup> Curtius, Ludwig: Geschichte, Aufgaben und Ziele des Deutschen Archäologischen Institutes, Vortrag gehalten im Januar 1929 vor Pressevertretern, Archiv DAI Rom, Kiste III Curtius EFG.

nem Entwurf vor, den er über Botschafter von Hassell offenbar an das Auswärtige Amt in Berlin weiterleiten wollte. »Aus Anlass der Verhandlungen über das deutsch-italienische Kulturabkommen habe ich mir die Lage der deutschen wissenschaftlichen Anstalten und Kulturinstitute in Rom, deren Förderung ich als eine besondere Aufgabe der Botschaft seit langem betrachte, aufs neue überlegt und lege meine Beobachtungen in diesem Bericht nieder<sup>1348</sup>.« Curtius fügte dem Schreiben noch einen Brief Armin von Gerkan bei. »Ich füge ihn hinzu, weil er Ew. Exzellenz am unmittelbarsten Einblick in unsere schwierige Situation ermöglicht<sup>1349</sup>.« Es ist anzunehmen, dass Curtius diesen Entwurf nicht im Zusammenhang mit den Verhandlungen zum Kulturabkommen erstellte, sondern um der Gehälterkürzung entgegenzuwirken. Fraglich bleibt, ob von Hassell diesen Entwurf angefordert hatte oder ob er auf die Eigeninitiative von Curtius zurückging. Fest steht, dass Curtius und von Hassell sich im Vorfeld über die Schwierigkeiten des Archäologischen Instituts unterhalten hatten<sup>1350</sup>. Offenbar loteten sie dabei Handlungsalternativen aus.

In dem Bericht schilderte Curtius kurz die Rolle und die Bedeutung der anderen deutschen Auslandsinstitute wie der Villa Massimo, des Preußischen Historischen Institutes und der Bibliotheca Hertziana, um schließlich zum Stellenwert des Archäologischen Instituts und der Klassischen Archäologie in der Kulturpolitik des Reiches zu kommen. Ebenso wie im Vortrag des Jahres 1929 betonte Curtius die internationale Relevanz des Archäologischen Instituts. Neu im Jahr 1937 war allerdings, dass die Klassische Archäologie nun einen »geistigen Kampfplatz« darstelle. Tatsächlich herrschte zwischen der deutschen und der italienischen Altertumforschung eine grundsätzliche Diskrepanz, vor allem in Bezug auf die propagandistische Rezeption, »da der politische Grundsatz in Italien voraussetzt, dass alle Kultur römisch-italisch ist, die ›Barbarenvölker‹ aber nur davon die Vorteile genossen hätten, ohne Eigenes von Bedeutung beige-steuert zu haben<sup>1351</sup>«, wie von Gerkan im

April 1937 anmerkte. Deshalb sei das Archäologische Institut das wichtigste deutsche Auslandsinstitut in Rom. Für die Institute der anderen Nationen sei es »das Vorbild aber nicht nur durch das Inventar von Bücherbeständen, Photographiesammlungen und Katalogen, sondern, und das spreche ich mit vollem Bewusstsein aus, durch die Persönlichkeit seines derzeitigen Leiters, um den uns die anderen Nationen beneiden<sup>1352</sup>.« Curtius sprach hier in der dritten Person von sich selbst, da der Entwurf tatsächlich so aussehen sollte, als ob er das Werk von Hassells sei. Curtius verknüpfte hier mehr oder minder geschickt die herausragende Rolle des Archäologischen Instituts in der Kulturpolitik des Dritten Reiches und auf dem »geistigen Kampfplatz« zwischen den Nationen unmittelbar mit seiner Person. Von Hassell leitete den Bericht unter seinem Namen weiter, die Verknüpfung mit der Person Curtius' entfiel allerdings in dieser Version<sup>1353</sup>.

Curtius' Versuch, die Bedeutung des römischen Instituts – vor allem aber seiner selbst als Direktor – noch einmal herauszustreichen, konnte den Vorgängen, die im Jahre 1937 ihren Höhepunkt erreichten, keine für ihn positive Wendung mehr geben. Im Sommer 1937, zwei Jahre vor seiner eigentlichen Pensionierung, reichte Curtius seinen Rücktritt ein. Armin von Gerkan gab 1953 an, Direktor Martin Schede habe Curtius am 28. Juni 1937 in Kenntnis davon gesetzt, dass das Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung beabsichtige, ihn »auf Grund des Paragr. 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums aus dem Dienst zu entfernen, also nach einem Verfahren, das die Streichung dieser Dienststelle zur Folge gehabt haben würde und damit eine dauernde Schädigung der römischen Abteilung<sup>1354</sup>.« Von Gerkan mutmaßte weiter, dass durch die mögliche Abschaffung der Dienststelle des Direktors der römischen Abteilung Druck auf Curtius ausgeübt werden sollte. In einem Brief an Heinrich Bulle schrieb Curtius, dass er Anfang Juli 1937 nach München fahren werde, um sich »mit Schede über die Modalitäten« seiner Pensionierung auszuspre-

**1348** Curtius an von Hassell 22.02.1937, Archiv DAI-Rom, Kiste I Allg. Korrespondenz C.

**1349** Curtius an von Hassell 22.02.1937, Archiv DAI-Rom, Kiste I Allg. Korrespondenz C.

**1350** »[...] in der Beilage darf ich den Entwurf überreichen, über den wir neulich kurz gesprochen hatten.« Curtius an von Hassell 22.02.1937, Archiv DAI-Rom, Kiste I Allg. Korrespondenz C.

**1351** Von Gerkan an Präsident [Schede] 12.04.1937, Archiv DAI-Rom, Kiste I ZD Allg. Korrespondenz 1926 – 1943.

**1352** Curtius an von Hassell 22.02.1937, Archiv DAI-Rom, Kiste I Allg. Korrespondenz C.

**1353** Siehe hierzu BArch Berlin R4901/16956. Außerdem landete dieser Bericht auch in der Personalakte von Curtius beim Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

**1354** BArch Koblenz N1304/4, Bekundung von Gerkan. Paragraph 6 des genannten Gesetzes lautet: »Zur Vereinfachung der Verwaltung können Beamte in den Ruhestand versetzt werden, auch wenn sie noch nicht dienstunfähig sind. Wenn Beamte aus diesem Grunde in den Ruhestand versetzt werden, so dürfen ihre Stellen nicht wieder besetzt werden.« z. n. <http://www.documentarchiv.de/ns/beamtinges.html> am (19.04.2016 11:37).

chen<sup>1355</sup>. Während seines Aufenthalts in München wurde Curtius offenbar auch beim Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, im »Braunen Haus«, der Parteizentrale der NSDAP, vorstellig. Klaus Voigt vermutet, dass die Absetzung sogar von dort aus im Auftrag Adolf Hitlers betrieben wurde<sup>1356</sup>. Ein Direktor, der es Juden ermöglichte, in einem Institut des Deutschen Reiches zu arbeiten, war im nationalsozialistischen System nicht mehr tragbar, auch im Hinblick darauf, dass Curtius bereits 1934 von Präsident Wiegand vor möglichen Folgen der »Judenfrage« im Institut gewarnt worden war<sup>1357</sup>.

Dass die vorzeitige Pensionierung Curtius' tatsächlich von der Parteizentrale in München betrieben worden war, geht aus seiner Personalakte beim Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hervor. Es kursierte ein Bericht über seine Verfehlungen, der vom Wissenschaftsministerium – wohl namentlich vom zuständigen Sachbearbeiter Herman-Walther Frey – an das »Braune Haus« weitergeleitet wurde. Der Verfasser des Berichts gab an, 1934 Ortsgruppenleiter Rom gewesen zu sein. Es könnte sich also um einen Major Dr. Wirth handeln oder um einen gewissen Erich Kirn<sup>1358</sup>. Der Bericht gliederte sich in drei Teile und legte in denunzierender Weise das Handeln Curtius' vor und nach der »Machtergreifung« sowie »Neueste Vorkommnisse« dar. Bereits 1932 habe sich im Archäologischen Institut, so der Bericht, eine »jüdisch-kommunistische Zelle« gebildet, deren Tätigkeiten bedenkliche Formen angenommen hätten<sup>1359</sup>. Curtius habe etwa einem dänischen Philologen und Kommunisten namens Bonessen ein Zimmer im Archäologischen Institut angeboten. »Auf Beschwerden nationalgesinnter Stipendiaten entschloß sich Prof. Curtius endlich im Herbst 32, dem B. zu kündigen. B. wurde darauf von dem kommunistisch eingestellten Bibliothekar des Instituts Dr. J. Crous in seiner Wohnung aufgenommen<sup>1360</sup>.« Max Wegner (1902–1998), einer dieser Stipendiaten, habe dann die anderen Institute, an die Bonessen weiterreisen wollte, vor diesem gewarnt. »Als er [Wegner] Ende 1932 nach Rom zurückkehrte«, habe ihm »die jüdische Angestellte des Instituts Fräulein Dr. Speyer [sic], unter der er arbeiten mußte«, erklärt, »daß ihm die Mitglieder des Instituts nicht mehr das

gleiche Vertrauen entgegen bringen könnten wie früher«, da er vor Bonessen gewarnt habe. »Dies dürfte wohl ein Höhepunkt jüdischer Unverfrorenheit an einem deutschen Kulturinstitut sein<sup>1361</sup>.« Der Bericht fuhr damit fort, weitere Verfehlungen Curtius' aufzuzählen, um dann zu dem Schluss zu kommen, dass »das Archäologische Institut in Rom unter der Leitung des sich bewußt und ostentativ judenfreundlich betätigenden Prof. Curtius und mit dem ehemaligen Kommunisten Crous« eine »latente Gefahr« bilde und dass »bei geeigneter Gelegenheit« eine »jüdisch-kommunistische Zelle« wieder entstehen könne. Außerdem handele es sich bei den Vorkommnissen in Rom um »eine ständige Verspottung der Grundsätze und Totalitätsansprüche des nationalsozialistischen Staates«. Da Curtius außerdem »wissenschaftlich nicht bedeutend« und »durch seine mit der Autorität seiner Stellung vorgebrachten, oft sehr fehlerhaften Arbeiten für das Ansehen der deutschen Wissenschaft sogar bedenklich« sei, blieben »als Aktivum seiner Tätigkeit nur seine, wie gezeigt, falsch angewandten gesellschaftlichen Talente und seine nicht immer glückliche Redegabe<sup>1362</sup>.« Beim nationalsozialistischen Regime hatte sich der Verdacht eines oppositionellen Netzwerks um Curtius aufgedrängt, da sowohl die bereits entlassenen Otto Brendel und Hermine Speier als auch der angebliche Kommunist Jan Willem Crous ehemalige Schüler von Curtius in Heidelberg waren.

Dieser Bericht stellte wohl den letzten, ausschlaggebenden Grund dar, warum Curtius seine eigene vorzeitige Pensionierung beantragen musste. Am 17. Juni 1937 erging ein Schreiben des Stabes Rudolf Heß' an das Wissenschaftsministerium, das die Versetzung von Curtius in den Ruhestand empfahl. In dem Schreiben hieß es, dass der »Stellvertreter des Führers« es »für sehr glücklich« halte, »wenn die Verabschiedung nur mit Ersparnis- und Vereinfachungsgründen gerechtfertigt« werde »und die politischen Hintergründe nicht in Erscheinung« treten würden<sup>1363</sup>. Dass Curtius seine eigene Pensionierung beantragen musste, damit die tatsächlichen Gründe für seine Entlassung nicht an die Öffentlichkeit gelangten, zeigt seine hohe gesellschaftliche Verflechtung in aller Deutlichkeit. Vor allem sein Netzwerk, das bis

<sup>1355</sup> Curtius an Bulle 15.07.1937, BArch Koblenz N1304/118.

<sup>1356</sup> Voigt 1989, 84.

<sup>1357</sup> Wiegand an Curtius 06.08.1934, GNM DKA, NL Curtius, Ludwig I, C–347.

<sup>1358</sup> Schreiben NSDAP-Ortsgruppe Rom vom 08.11.1934, PA AA Rom (Vatikan) 201 (NSDAP).

<sup>1359</sup> Bericht über das Deutsche Archäologische Institut in Rom, BArch Berlin, R4901/16956.

<sup>1360</sup> Bericht über das Deutsche Archäologische Institut in Rom, BArch Berlin, R4901/16956.

<sup>1361</sup> Bericht über das Deutsche Archäologische Institut in Rom, BArch Berlin, R4901/16956.

<sup>1362</sup> Bericht über das Deutsche Archäologische Institut in Rom, BArch Berlin, R4901/16956.

<sup>1363</sup> Schreiben Stab Stellvertreter des Führers an Wissenschaftsministerium 17.06.1937, BArch Berlin R4901/16956.

in die höchsten Kreise des faschistischen Italien reichte, sorgte im »Braunen Haus« für Bedenken, die allerdings von Herman-Walther Frey weitgehend zerstreut wurden. Auch Frey, so das Schreiben an das Wissenschaftsministerium, sei »der Ansicht, daß das Auswärtige Amt auf Italien in Bezug auf Curtius keine Rücksicht zu nehmen« brauche<sup>1364</sup>. Die Motivation, Curtius in den Ruhestand zu versetzen, entsprang also einer dem letzten Abschnitt des im »Braunen Haus« eingegangenen Berichts entgegenlaufenden Auffassung: Gerade weil Curtius wissenschaftlich und wissenschaftspolitisch eine durchaus bedeutende Rolle spielte und gerade weil er ein hohes Ansehen in der internationalen Wissenschaft genoss, erfolgte die Pensionierung, die keinesfalls den Eindruck einer Entlassung erwecken durfte. Wohl auch deswegen hatte sich der Leiter der NSDAP-Auslandsorganisation Ernst Bohle dafür ausgesprochen, Curtius schlicht im Amt zu belassen, bis er 1939 ohnehin pensioniert werde, obwohl auch er der Ansicht war, dass aus ihm kein Nationalsozialist mehr werde<sup>1365</sup>.

Darüber hinaus dürfte bei der Pensionierung eine Rolle gespielt haben, dass 1938 der Besuch des »Führers« in Rom anstand. Curtius' Nachfolger Armin von Gerkan und der zweite Sekretar Siegfried Fuchs wurden Hitler persönlich vorgestellt<sup>1366</sup>. Eine solche Vorstellung wäre mit dem »politisch unzuverlässigen« Curtius wahrscheinlich nur schwer möglich gewesen, wohingegen es Reichskriegsminister Werner von Blomberg (1878–1946) nicht zu stören schien, sich noch im Juli 1937 von Curtius »sachkundig« durch Rom führen zu lassen<sup>1367</sup>. Weiterhin richtete die italienische Archäologie 1938 die vielbeachtete *Mostra Augustea della Romanità* aus, die dazu dienen sollte, das römische Reich zu seiner Blütezeit mit dem modernen faschistischen Staat zu verknüpfen. Vor dem Hintergrund des bereits angesprochenen »theoretischen Kampfe[s]«<sup>1368</sup> zwischen deutscher und italienischer Archäologie war ein Direktor des Archäologischen Instituts in Rom, dessen Regimetreue nicht zur Gänze gesichert war, auf dem internationalen Parkett nicht mehr zu verantworten. Am Bankett zum Abschluss des deutsch-italienischen

Kulturabkommens 1938 durfte Curtius allerdings noch als Ehrengast teilnehmen<sup>1369</sup>.

Mit seinem vorzeitigen Ruhestand stellte Curtius in diesem Zeitraum keine Ausnahme dar. Auch der Leiter der Römisch-Germanischen-Kommission Gerhard Bersu (1889–1964), der bereits seit 1933 als »Halbjude« unter Druck stand, wurde 1937 zwangspensioniert<sup>1370</sup>. Der Leiter der Zweigstelle Athen, Georg Karo (1872–1963), war jüdischer Herkunft und evangelisch getauft und konnte sich durch fachliche und politische Rückendeckung bis 1936 im Amt halten. Dann erfolgte auch hier die Zwangspensionierung<sup>1371</sup>.

Bereits in seinem Pensionierungsgesuch stellte Curtius den Antrag, noch vier weitere Jahre in Rom bleiben zu dürfen, um seine wissenschaftliche Arbeit abschließen zu können. Wie er in dem Antrag schrieb, plane er, ein mehrbändiges Werk zur römischen Kunstgeschichte zu verfassen, und gab an, darüber bereits in Verhandlungen mit dem Bruckmann-Verlag zu stehen. Er könne diese Arbeit nicht in Deutschland anfertigen, da keine Bibliothek dort so gut ausgestattet sei wie die des Archäologischen Instituts in Rom<sup>1372</sup>. »Der Abschluss meines Vertrags mit der Firma Bruckmann hängt unmittelbar von der Möglichkeit ab, weiter in Rom zu arbeiten<sup>1373</sup>.« Curtius stützte sich bei seinem Verlängerungsantrag nur auf die Vertragserfüllung gegenüber dem Verlag. Eine wissenschaftliche Bedeutung seines Vorhabens wurde nur am Rande erwähnt. Weiterhin bat er darum, sein volles Direktorengeloh noch einige Monate zu beziehen, um die Auslagen des vor kurzem erfolgten Umzugs in eine kleinere Wohnung im Juni 1937 decken zu können<sup>1374</sup>. Präsident Martin Schede unterstützte das Gesuch von Curtius mit einem eigenen Schreiben und argumentierte, das Ansehen der »deutschen Wissenschaft«<sup>1375</sup> könne Schaden nehmen, sollte Curtius dieses Werk nicht fertigstellen können. »Die Aufgabe dieses Planes, infolge des plötzlichen, unerwarteten Ausscheidens des Professors Curtius aus dem Reichsdienst, könnte geeignet sein, dem Ansehen des Instituts erheblich zu schaden<sup>1376</sup>.« Auch Verlagschef Hugo Bruckmann stützte Curtius' Antrag und wandte sich

**1364** Schreiben Stab Stellvertreter des Führers an Wissenschaftsministerium 17.06.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1365** Voigt 1989, 84.

**1366** Fröhlich 2012, 97.

**1367** Unterlagen in DAI-Berlin, Biographica Curtius, Ordner 10–31, 1936–45.

**1368** Curtius an Zentralkommission 13.03.1935, Archiv DAI-Rom, Kiste I ZD; Institut Rom an ZD 1926–1943.

**1369** Voigt 1989, 84.

**1370** Altekamp 2019, 43.

**1371** Altekamp 2019, 43.

**1372** Curtius' Antrag auf Versetzung in den Ruhestand, 02.08.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1373** Curtius' Antrag auf Versetzung in den Ruhestand, 02.08.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1374** Archiv DAI-Rom, Kiste I Personalakten.

**1375** Schede an den Reichsminister [Rust] 27.12.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1376** Schede an den Reichsminister [Rust] 27.12.1937, BArch Berlin R4901/16956.

an das Wissenschaftsministerium. Er verwies ebenfalls auf die Wichtigkeit der zu erwartenden Publikation für das Ansehen der deutschen Wissenschaft sowie auf die Devisen, die durch das Erscheinen des Buches im Ausland eingebracht werden könnten<sup>1377</sup>. Botschafter Ulrich von Hassell betätigte sich im Dezember 1937 ebenso als Fürsprecher für eine Aufenthaltsverlängerung und warnte seinerseits vor einem Ansehensverlust für die deutsche Wissenschaft. Räume man Curtius nicht die Möglichkeit ein, das Werk über die römische Kunst zu verfassen, »würde dies in hiesigen wissenschaftlichen Kreisen nicht verstanden werden.« Es komme »ohnehin hinzu, daß wir bei dem Ansehen, welches Herr Curtius genießt, zweifellos an dem Zustandekommen des Werkes großes Interesse haben<sup>1378</sup>.« Curtius' Werk und damit auch seine Person werden in allen drei Schreiben mit dem Ansehen deutscher Wissenschaft gleichgesetzt, das durch die vorzeitige Pensionierung schon genug gelitten habe.

Der Plan des »Braunen Hauses«, die politischen Motive der Entlassung im Hintergrund zu halten, war bereits gescheitert, bevor Curtius seinen offiziellen Antrag auf Pensionierung am 2. August 1937 stellte. Bereits am 20. Juli, nur einen Monat nach dem Empfehlungsschreiben des »Braunen Hauses«, erschien ein Zeitungsartikel in den »Basler Nachrichten« mit dem Titel »Professor Curtius abgesägt<sup>1379</sup>!«. Einen Tag später erschien derselbe Artikel in der Luxemburger »Obermosel-Zeitung<sup>1380</sup>«. Dort wurde als Entlassungsgrund genannt, »dass er mit Juden und sonstigen »Nichtariern« freundschaftlichen Verkehr pflege, was sich besonders in Form von Kammermusikabenden abgespielt<sup>1381</sup>« habe. Das Wissenschaftsministerium und die Deutsche Botschaft waren diesem »Leck« erst einige Monate später auf der Spur und kamen zu dem Schluss, dass die »Meldung in den »Basler Nachrichten« vom 20. Juli d.J. »Professor Curtius abgesägt!« offenbar »von dem damaligen römischen Vertreter der Zeitung Franz Klein« stamme, der »im selben Monat auf Betreiben der Botschaft aus Italien ausgewiesen wurde, da er ständig gegen Deutschland und gegen die deutsch-italienische Zusammenarbeit« schreibe. Welche »Quelle in diesem Falle benützt worden« sei, lasse »sich nicht feststel-

len<sup>1382</sup>.« In der Forschung wird die These geäußert, dass Curtius den Artikel vorformuliert habe, bevor er Anfang Juli 1937 nach München reiste, um sich mit Schede über seine Entlassung zu besprechen. Der Zeitungstext gab an, dass Curtius sich beim nationalsozialistischen Regime unbeliebt gemacht habe, als er in Gegenwart des deutschen Botschafters 1933 die Bücherverbrennungen kritisierte. Zum deutschen Botschafter Ulrich von Hassell hatte Curtius aber ein ausgezeichnetes Verhältnis. Dies spräche gegen die These. Auch die Ansicht, die Formulierungen im Zeitungstext seien denen des Berichts, den Curtius Anfang 1937 via von Hassell lancieren wollte, sehr ähnlich, ist so nicht haltbar. Beide Texte äußern sich zwar uneingeschränkt positiv gegenüber Curtius, die Formulierungen und der Stil unterscheiden sich allerdings erheblich. Dass Curtius am Erscheinen dieses Artikels beteiligt gewesen sein könnte, ist dennoch nicht von der Hand zu weisen. Bei den von Curtius gepflegten, ausgezeichneten sozialen Kontakten ist es denkbar, dass er auch Franz Klein, den römischen Korrespondenten der Basler Zeitung, persönlich kannte.

Das Wissenschaftsministerium ging am 31. Dezember 1937 auf das Gesuch Curtius' ein, genehmigte allerdings nur zwei Jahre weiteren Romaufenthalts bis Ende 1939<sup>1383</sup>. Pünktlich zwei Jahre später, am 26.11.1939, richtete Curtius erneut ein Gesuch an das Ministerium mit der Bitte um Verlängerung des Aufenthalts um weitere zwei Jahre. Für den Antrag wählte er einen besonders unterwürfigen Tonfall und führte einen prominenten Fürsprecher ins Feld. »Zu dieser neuen Bitte würde ich nicht den Mut haben, wenn nicht S. Kgl. Hoheit Prinz Philipp von Hessen mir geraten hätte, mich aufs Neue dem Wohlwollen des Herrn Ministers anzuvertrauen, nachdem er selber in meiner unbedeutenden Angelegenheit Rücksprache mit Herrn Staatssekretär Zintsch genommen<sup>1384</sup>.« Prinz Philipp von Hessen (1896–1980) war der Schwiegersohn des italienischen Königs Vittorio Emanuele III. und äußerst gut bekannt mit Adolf Hitler. Durch seine Verwandtschaftsverhältnisse und seine NSDAP-Parteizugehörigkeit war Philipp vor allem in die informellen deutsch-italienischen Beziehungen involviert. Die Wirkung, die er dabei entfalten

**1377** Bruckmann an Wissenschaftsministerium 03.01.1938, BArch Berlin R4901/16956.

**1378** Von Hassell an Wissenschaftsministerium 23.12.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1379** »Professor Curtius abgesägt!«, Basler Nachrichten, 20.07.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1380** Diebner – Jansen 2016, 106.

**1381** »Professor Curtius abgesägt!«, Basler Nachrichten, 20.07.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1382** Deutsche Botschaft an Auswärtiges Amt 24.11.1937, BArch Berlin R4901/16956.

**1383** Schreiben des Wissenschaftsministeriums, BArch Berlin R4901/16956.

**1384** Curtius an Wissenschaftsministerium 26.11.1939, BArch Berlin R4901/16956.

tete, ist unter Historikern umstritten<sup>1385</sup>. Philipp unterhielt enge Beziehungen zu Mussolini und Graf Galeazzo Ciano (1903–1944), dem Schwiegersohn Mussolinis und zeitweisen Propaganda- bzw. Außenminister des faschistischen Italien, und half, den Hitlerbesuch in Rom 1938 zu organisieren<sup>1386</sup>. Ab 1941 kühlte Philipps Verhältnis zu Hitler merklich ab und 1943 wurde er im Zuge der Absetzung Mussolinis sogar verhaftet. Auch wenn der tatsächliche Einfluss Philipps in außenpolitischen Fragen bisher nicht geklärt ist, lässt sich festhalten, dass Curtius hier einen Fürsprecher vorzuweisen hatte, der sich ausgesprochen nahe an den allerhöchsten Kreisen des deutschen sowie des italienischen Regimes befand<sup>1387</sup> und der somit mit viel größerem Gewicht für Curtius sprechen konnte, als dies 1937 von Hassell, Bruckmann oder Schede vermochten. Diesmal wurde der Antrag allerdings mit der schlichten Begründung abgelehnt, die Devisenlage gegenüber Italien sei zu schlecht<sup>1388</sup>. Am 27. Dezember 1939 schaltete sich der deutsche Botschafter und Nachfolger Ulrich von Hassells, Hans Georg von Mackensen (1883–1947), ein und legte dar, Curtius habe in den zwei Jahren seine Arbeiten aufgrund der Fülle des Materials nicht abschließen können. Er unterstütze daher den Antrag »angesichts des Weltrufs<sup>1389</sup>«, den Curtius genieße. Das Auswärtige Amt pflichtete dem Schreiben bei und leitete es mit einer kurzen Bestätigung an das Wissenschaftsministerium weiter<sup>1390</sup>. Wiederum erfolgte eine Ablehnung, diesmal mit einer ausführlicheren Begründung. Nach Rücksprache mit dem Reichsfinanzministerium sei das Wissenschaftsministerium zu dem Schluss gekommen, dass die Arbeit auch nach dem mittlerweile begonnenen Krieg abgeschlossen werden könne. Für wissenschaftliche Reisen von Deutschland nach Italien könne das Ministerium noch Gelder bereitstellen, nicht jedoch für den weiteren Verbleib der ganzen Familie Curtius in Italien<sup>1391</sup>.

Im Januar 1940 schaltete sich der italienische Botschafter Bernardo Attolico (1880–1942) in Berlin als weiterer Befürworter des Verbleibs ein. »Soviel mir

bekannt ist, hat sich schon im Juni 1939 S. Kgl. Hoheit Prinz Philipp von Hessen bei Ihnen, sehr geehrter Herr Staatssekretär, zugunsten von Prof. Curtius in diesem Sinne verwendet. Ich gestatte mir, Ihnen die Angelegenheit meinerseits vorzutragen<sup>1392</sup>«. Curtius hatte zu diesem Zeitpunkt ausnahmsweise die Genehmigung erhalten, bis Ende März 1940 in Rom verbleiben zu dürfen, da er offenbar noch keine Wohnung in seinem designierten neuen Wohnort Wien gefunden hatte. Über den 31. März 1940 hinaus sei allerdings keine Aufenthaltsverlängerung genehmigt. Im Antwortschreiben des Wissenschaftsministeriums an Attolico hieß es lakonisch: »Im übrigen dürfte es Prof. Curtius durchaus möglich sein, seine Arbeiten auf dem Gebiete der römischen Kunstgeschichte auch in der Heimat zu vollenden, sich durch gelegentliche Museums- und Archivreisen in Italien das etwa noch erforderliche Anschauungsmaterial zu verschaffen, wie es bei den anderen deutschen Gelehrten üblich ist<sup>1393</sup>.«

Doch auch nach dem 31. März 1940 blieb Curtius in Rom. Das Auswärtige Amt schaltete sich am 4. April 1940 noch einmal in die Angelegenheit ein und wies mit Bezug auf Reichsaußenminister von Ribbentrop die deutsche Botschaft in Rom an, »Professor Curtius, der seine Abreise« vorbereite, »vorläufig zurückzuhalten<sup>1394</sup>«. Das Auswärtige Amt fügte hinzu, dass der »Herr Reichsminister des Auswärtigen« es »aus besonderen aussenpolitischen Gründen für erforderlich« halte, »dass Professor Curtius seine Tätigkeit in Rom noch fortsetze<sup>1395</sup>«. Das Wissenschaftsministerium verhielt sich allerdings trotz der Erwähnung des Außenministers weiterhin ablehnend. Danach ist bis Anfang Mai 1940 keine Korrespondenz zu verzeichnen. Curtius befand sich zu diesem Zeitpunkt, etwa einen Monat nachdem er Rom hätte spätestens verlassen müssen, immer noch dort.

Schede meldete sich Anfang Mai bei Curtius, um ihn daran zu erinnern, das Archäologische Institut in Kenntnis zu setzen, sobald der Umzug nach Wien erfolge, woraufhin Curtius antwortete, »daß durch Verfügung des Herrn Reichsministers des Äusseren« sein

**1385** Petropoulos 2006, 177.

**1386** Petropoulos 2006, 180.

**1387** So war Philipp u. a. anwesend bei der Münchner Konferenz 1938 und vermittelte direkt zwischen Hitler und Mussolini beim Anschluss Österreichs. Petropoulos 2006, 183 f., 186 und Berger Waldenegg 2003, 153, 167, 171 f.

**1388** Handschriftliche Notiz auf Curtius' Antrag 26.11.1939, BArch Berlin R4901/16956.

**1389** Hans Georg von Mackensen an Auswärtiges Amt 27.12.1933, BArch Berlin R4901/16956.

**1390** Auswärtiges Amt an Wissenschaftsministerium [gez. Roth] 31.12.1939, BArch Berlin R4901/16956.

**1391** Handschriftliche Notiz Auswärtiges Amt an Wissenschaftsministerium [gez. Roth] 31.12.1939, BArch Berlin R4901/16956.

**1392** Bernardo Attolico an Staatssekretär des Wissenschaftsministeriums Zintsch [ohne Datum], BArch Berlin R4901/16956.

**1393** Wissenschaftsministerium an Bernardo Attolico 10.02.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1394** Auswärtiges Amt an Wissenschaftsministerium 04.04.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1395** Auswärtiges Amt an Wissenschaftsministerium 04.04.1940, BArch Berlin R4901/16956.

»Aufenthalt in Rom bis auf weiteres verlängert und daß die Botschaftskasse angewiesen sei«, ihm »für die Auszahlung meiner Pension Vorschuß zu leisten.« Daraufhin habe er die Vorbereitungen seines »Umzuges nach Wien bis auf weiteres eingestellt<sup>1396</sup>.« Der überraschte Schede wandte sich daraufhin am 14. Mai 1940 an das Wissenschaftsministerium mit der Information, dass er Curtius an den Umzug erinnert habe, dieser jedoch von Vorschusszahlungen durch die deutsche Botschaft berichtet habe. Schede gab an, dass ihm davon nichts bekannt sei<sup>1397</sup>.

Die Antwort an das Auswärtige Amt wurde am 18. Mai 1940 von Herman-Walther Frey verfasst, der immer noch Sachbearbeiter in der Causa Curtius war, und beinhaltete zwar weiterhin die Absage aufgrund der schlechten Devisenlage, stuft diese jedoch mittlerweile zu einem nebensächlichen Grund herab bzw. gab an, dass vor allem das Reichsfinanzministerium wegen der schlechten Lage Bedenken hege. Herman-Walther Frey erläuterte die Gründe für die Ablehnung folgendermaßen: »Für eine Vortragstätigkeit in Rom halte ich Prof. Curtius, der aus politischen Gründen vorzeitig in den Ruhestand gegangen ist, nicht für geeignet.« Der kursive Text wurde handschriftlich ergänzt. Der stattdessen durchgestrichene Text lautete: »war Prof Curtius seinerzeit von mir nicht ausersehen und ich vermag daher meine Zustimmung zur Aufnahme einer solchen nicht erteilen<sup>1398</sup>.« Kein anderes der bisher aufgeführten Verwaltungsschreiben nutzte die Ich-Form. Frey gab hier also an, er habe persönlich verfügt, dass Curtius nicht in Rom verbleiben dürfe. Dies dürfte auch der Hauptgrund sein, warum Curtius eine persönliche Abneigung gegen Frey hegte. Frey hielt – trotz der Vielzahl prominenter Curtius-Fürsprecher – an seiner Position fest und mochte Curtius nicht in Rom lassen. Ob Frey hier seine eigene Agenda verfolgte oder die Vorgaben des Wissenschaftsministeriums ausführte, wird nicht klar. Da Curtius dem Wissenschaftsministerium unterstand und der Außenminister hier keine Weisungsbefugnis hatte, könnte letzteres vermutet werden. Gleichzeitig war es einigermaßen ungewöhnlich, trotz allen polykratischen Kompetenzgerangels innerhalb des nationalsozialistischen Verwaltungsgefüges, einem Schreiben im Auftrag des Außenministers zu widersprechen und auf der eigenen Position zu beharren. Frey be-

fand sich gegenüber von Ribbentrop in einer hierarchisch weitaus niedrigeren Position. Dann wiederum fochten die verschiedenen Ministerien immer wieder Kompetenzstreitigkeiten untereinander aus. Auch wenn die Hauptgegner von Rusts Wissenschaftsministerium wohl Rosenberg und das Propagandaministerium von Joseph Goebbels waren<sup>1399</sup>, so wollte Frey hier auch dem Außenministerium keinen Eingriff in den Zuständigkeitsbereich des Wissenschaftsministeriums zugestehen.

Auch persönliche Beweggründe könnten diese Beharrlichkeit befeuert haben. Nimmt man an, das Gerücht<sup>1400</sup>, Frey wolle alle römischen Auslandsinstitute zusammenlegen und sich selbst als deren Direktor installieren, entspräche in irgendeiner Form der Wahrheit, dann wäre es aus Freys Perspektive sinnvoll gewesen, einen solch einflussreichen und in der römischen Gesellschaft tief verankerten Gegner wie Ludwig Curtius aus Rom zu entfernen. Das Gerücht ließe sich auch in die andere Richtung rekonstruieren und es wäre möglich, dass es durch die beharrliche Ablehnungshaltung Freys erst entstand.

Auf die neuerliche Eingabe und Ablehnung des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung reagierte Außenminister Joachim von Ribbentrop am 8. Juni 1940 nun eigenhändig und gab an, dass er sich bei seinem Besuch in Rom im März 1940 selbst davon habe überzeugen können, »dass im Hinblick auf die persönlichen Verbindungen, die Professor Curtius in Rom« besitze »und die für uns aus aussenpolitischen Gründen wertvoll« seien, »sein weiteres Verbleiben dort als kriegswichtig anzusehen« sei<sup>1401</sup>. Die Frage nach der Devisenlage wischte er beiseite. Es werde »sicher dortests verstanden und zugestimmt werden, dass die Überweisung der Versorgungsgebühren des Prof. Curtius nach Rom bei dieser Sachlage keine Rolle spielen« könne<sup>1402</sup>. Deshalb sei die deutsche Botschaft in Rom instruiert worden, so von Ribbentrop, Curtius zurückzuhalten. Von Ribbentrop besuchte Rom im März 1940 eigentlich, um mit Papst Pius XII. das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und Nationalsozialismus zu besprechen. Außerdem sollte er für Hitler das Treffen mit Mussolini am Brenner<sup>1403</sup> vereinbaren. Über den genauen Programmablauf des Ribbentrop-Besuches ist nichts bekannt. Es steht

**1396** Curtius an Schede 07.05.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1397** Schede an Wissenschaftsministerium 14.05.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1398** Frey an Auswärtiges Amt 18.05.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1399** Siehe zu den Konkurrenzkämpfen: Nagel 2012.

**1400** Von Gerkan an Gesandtschaftsrat Dr. Bock 19.05.1941, PA AA, Rom (Quirinal) 1392a.

**1401** Von Ribbentrop an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung 08.06.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1402** Von Ribbentrop an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung 08.06.1940, BArch Berlin R4901/16956.

**1403** Das am 18. März 1940 stattfand. ADAP, Serie D, VIII, 710.

aber zu vermuten, dass der Außenminister auch mit Philipp von Hessen zusammentraf, da dieser bereits vorher mit Mussolini wegen des Treffens mit Hitler in Verbindung stand<sup>1404</sup>. Bei einer solchen Gelegenheit könnte Philipp auch die Causa Curtius vorgetragen

haben. Die »persönlichen Verbindungen«, die von Ribbentrop in seinem Schreiben an das Wissenschaftsministerium ansprach, beziehen sich sicherlich auf Curtius' Beziehungen zu den Granden des italienischen Faschismus.

## 8.3 In Rom nach der Pensionierung

Durch seine personellen Netzwerke konnte Curtius während des Krieges also in Rom bleiben. Bekannt ist, dass Curtius in diesen Jahren offenbar dem bayerischen Künstler Hans Wimmer über den Direktor des *Museo di Palazzo Venezia*, Federico Hermanin, eine Audienz bei Mussolini vermittelte. Das Verhältnis zu den Oberen des Faschismus blieb also weiterhin gut. Curtius begutachtete zusammen mit Wimmer die Reiterstatue des Marc Aurel auf dem Kapitol, wie aus dem Bericht des Künstlers hervorgeht<sup>1405</sup>. Eigens für Wimmer wurde hierfür ein Gerüst um die Reiterstatue errichtet.

Curtius lehnte sich nach seiner Entlassung stärker an das nationalsozialistische Regime an, als er dies vorher getan hatte. So verfasste er 1943 für die Wehrmacht auf Betreiben des Generals Enno von Rintelen (1891–1971) einen modernen Reiseführer durch das besetzte Rom<sup>1406</sup>. Von Rintelen merkte in seinen Memoiren an, dass »ein Führer durch Rom von dem bekannten Archäologen Professor Dr. Ludwig Curtius für die Soldaten« bearbeitet worden sei<sup>1407</sup>. Damit stellte sich Curtius uneingeschränkt in den Dienst der nationalsozialistischen Kulturpropaganda<sup>1408</sup>. »Die Lateiner sind über die Alpen aus dem Norden in Italien eingewandert, waren blond und sprachen eine dem Germanischen nahe verwandte Sprache<sup>1409</sup>.« Dies ist beachtlich, da solche Aussagen der humanistischen Weltsicht von Curtius diametral gegenüberstanden. Die hochgehaltenen Ideale, die Curtius auch gegen den Nationalsozialismus in Stel-

lung gebracht hatte, fielen hier einer Schrift zum Opfer, die als nationalsozialistische Propaganda gelten kann. Der Romführer, der im Frühjahr 1943 erschien, also kurz nach der verlorenen Schlacht um Stalingrad, enthält Formulierungen, die es leicht machen, römische Geschichte auf die angespannte Kriegssituation des »Dritten Reiches« zu übertragen und als Durchhalteparolen zu lesen. »Nie waren die Römer größer als nach diesen Niederlagen, die den Staat an den Rand des Abgrundes brachten. Ungebeugt, mit Aufbietung der letzten Kräfte setzten sie den Krieg fort, verdrängten die Karthager aus Spanien« und »zerstörten Karthago endgültig nach einem Kampf von mehr als hundert Jahren<sup>1410</sup>.«

Auch geschichtliche Zusammenhänge wurden innerhalb der nationalsozialistischen Linien hergeleitet: »Durch die Limesgrenze« sei »das ältere Deutschland in zwei Teile« zerfallen, »Rheinland, und Süddeutschland« und »das ausserhalb des Limes gebliebene Nord- Mittel- und Ostdeutschland, dessen ungebrochen gebliebene germanische Kraft die Romanisierung Deutschlands« verhindert, »der romanischen Welt eine germanisch-deutsche« entgegenstellt »und zuletzt die grosse neue Reichsbildung« heraufgeführt habe. »Von der Varusschlacht führt eine geheime geschichtliche Linie zur Völkerwanderung und zur Reformation, zur Bildung des brandenburgisch-preussischen Staats, zu Bismarck und zur Gegenwart<sup>1411</sup>.« Hier fanden sich die »geschichtlichen Urkräfte« wieder, die Curtius bereits

**1404** Er überbrachte ein Schreiben an Mussolini. ADAP, Serie D, VIII, 710.

**1405** Schieder 2013a, 335.

**1406** Schieder 2013a, 119.

**1407** Von Rintelen 1951, 185

**1408** So Schieder 2013a, 119.

**1409** Curtius 1943a, 1. Hierzu ist zu sagen, dass die griechisch-römische Antike bereits für zahlreiche Staatsgebilde, Nationen, Herrscherhäuser, Volksgruppen, politische, künstlerische oder architektonische Bewegungen und Gebilde in Europa in der ein oder anderen Form Bezugspunkt war. So machte sich auch die nationalsozialistische Ideologie das Griechen- und Römertum

dienstbar, indem man sich der auch schon im 19. Jahrhundert existierenden Behauptung bediente, die griechischen oder italienischen Ureinwohner seien ursprünglich aus »dem Norden« eingewandert. Die nationalsozialistischen Ideologen waren gezwungen, die griechisch-römische Antike als wichtiges weiteres Versatzstück in ein zusammengeklautes Ideologiekonstrukt zu inkorporieren, weil ein singulärer Bezug auf »das Germanische« zu »ungehobelt« und »leicht unterbelichtet« im Sinne eines Mangels an »kulturellem Prestige« gewesen wäre. Treffend Chapoutot 2014, 18.

**1410** Curtius 1943a, 4.

**1411** Curtius 1943a, 7.

1933 hinter dem Erfolg der Nationalsozialisten vermutete.

Aus den Erinnerungen des nach Rom emigrierten Kirchenhistorikers Hubert Jedin (1900–1980) geht hervor, dass Curtius in den 1940er Jahren wohl öfter in den Stäben der Wehrmachtsgenerale Albert Kesselring (1885–1960) und Eberhard von Mackensen (1889–1969) verkehrte und dort Vorträge hielt<sup>1412</sup>, so zum Beispiel vor Wehrmachts- und SS-Offizieren in der Bibliotheca Hertziana am 13. Februar 1941<sup>1413</sup>. Diese Kontakte bestanden den gesamten Krieg hindurch bis zum Abzug der deutschen Truppen aus Rom im Juni 1944. »Nach einem Zusammensein mit

Kesselring<sup>1414</sup> erzählte er [Curtius] mir [Jedin], er habe den Feldmarschall gefragt, welches die bedeutendsten Menschen seien, denen er in seinem Leben begegnet sei. Kesselring nannte sofort General Seeckt. Auf meine Frage, wen er, Curtius, nennen würde, kam die Antwort: Friedrich Naumann und Adolf Hildebrand. Was die Zukunft Deutschlands und Europas angeht, war sein früherer Optimismus<sup>1415</sup> freilich dahin<sup>1416</sup>.« Dieses Treffen fand zwei Wochen nach dem Massaker in den Ardeatinischen Höhlen statt, bei dem auf Befehl von u. a. Kesselring und Mackensen 335 italienische Zivilisten ermordet worden waren.

## 8.4 Zusammenfassung

In Curtius' spezieller Weltsicht, die sich weder durch den Zusammenbruch 1918 noch durch den drohenden Zusammenbruch 1944/1945 beeinflusst sah, war der Kontakt zu Persönlichkeiten wie Kesselring oder von Mackensen keineswegs gleichbedeutend mit Kontakt zum von ihm abgelehnten nationalsozialistischen Regime. Der Emigrant Karl Löwith schätzte Curtius diesbezüglich wohl recht genau ein. Er »war ein Charakter und eine Persönlichkeit, welche die von ihm verlangte Beschränkung seines privaten Verkehrs nicht duldet«<sup>1417</sup>. Dies traf in beide Richtungen zu.

Trotz aller Ambivalenz, die Curtius in seinem Verhalten gegenüber dem Nationalsozialismus an den Tag legte, gilt festzuhalten, dass er zu keiner Zeit vollends – im Sinne einer Parteimitgliedschaft – in den Sog des Regimes geriet, was ihn von einem Großteil seiner Fachkollegen unterschied und ihn nach 1945 in die vorteilhafte Position versetzte, aus einer kommunikativen Überlegenheit heraus seine »Erinnerungen« verfassen zu können. In den eingangs zitierten letzten Zeilen seiner Autobiographie »Deutsche und antike Welt« kulminierte diese Auffassung und wurde noch einmal als abschließende Deutung der »Erinnerungen« an die Leserschaft weiterge-

reicht: Die Entlassung als Ritterschlag für ein Leben, das dem »geistigen« Deutschland gewidmet war. Die Diskrepanz zwischen Eigenwahrnehmung und tatsächlichem Handeln bleibt indes.

Der größte Makel des Nationalsozialismus bestand nach Curtius darin, nicht auf einer humanistisch-bürgerlichen Basis gestanden zu haben, wie er noch 1950 schloss<sup>1418</sup>. Folgt man dieser Logik, so stellte es kein Problem dar, mit Exponenten des Regimes zu verkehren, die auf jener Basis standen, wie die Beispiele Philipp von Hessens oder von Mackensens und Kesselrings, die beide an schweren Kriegsverbrechen beteiligt waren, aber auch Dollmanns zeigen.

Hinzufügend kann außerdem gesagt werden, dass Kesselring oder von Mackensen in der Auffassung Curtius' möglicherweise auch deshalb nicht als genuine Vertreter des nationalsozialistischen Regimes galten, weil sie der Wehrmacht – also der deutschen Armee – angehörten, deren Mitglied auch Curtius in seiner Selbstwahrnehmung etwa 26 Jahre zuvor gewesen war. In den konservativen Kreisen der älteren Jahrgänge zwischen 1870 und 1885 fand wohl immer eine Trennung zwischen Armee und Regime statt. Die Politik der Nazis, die man prinzipiell gut hieß, wurde für deren Exzesse und Übersteigerung

<sup>1412</sup> Jedin 1984, 126.

<sup>1413</sup> Schieder 2013a, 119.

<sup>1414</sup> Am Ostersonntag, dem 9. April 1944.

<sup>1415</sup> Fraglich ist hier, was mit Curtius' Optimismus gemeint sein könnte. War der Optimismus dahin, weil wiederum ein Zusammenbruch ähnlich dem von 1918 drohte? Oder weil Curtius den (verlorenen) Krieg gegen die Sowjetunion, gegen den Bolschewismus, als gerechtfertigt ansah? Beides waren in deutschen nationalen Kreisen durchaus denkbare Positionen zwischen

1941 und 1944. Vorurteile gegen Russland und die russische Bevölkerung hegte jedenfalls auch Curtius, wie die Quellen aus dem Ersten Weltkrieg zeigen. Außerdem warnte er 1919 vor der »russischen Zerstörungswut«, sodass er den Krieg gegen die Sowjetunion möglicherweise als notwendig eingestuft haben könnte. Siehe hierzu: Curtius 1919b, 192.

<sup>1416</sup> Jedin 1984, 126.

<sup>1417</sup> Löwith 1986, 88.

<sup>1418</sup> Curtius, Welt (1950), 518.

gerügt. Der Krieg gegen die Sowjetunion wurde aber durchaus als Mittel begrüßt, den Bolschewismus – das politische System der »Masse« – zu zerstören, um eine deutsche Hegemonie<sup>1419</sup> in Europa errichten zu können.

In seiner Funktion als Direktor eines staatlichen Instituts, dessen Hauptaufgabe es war, sich geradezu mit dem Kern der humanistischen Bildungsidee – der Kultur der antiken Griechen und Römer – zu beschäftigen, entbehrte es nicht einer gewissen Logik, die neuen Machthaber auch nach deren Position im Verhältnis zum Humanismus zu »bewerten«, gerade auch im Rückblick auf die finanziellen »Angriffe« auf das Institut 1929, deren Ursachen Curtius auf ein mangelndes Verständnis der Rolle der Archäologie und somit schließlich – auf der höchsten Ebene – von »Kultur« zurückführte.

Bildung war einer der grundlegenden Werte innerhalb der heterogenen Sozialformationen des Bürgertums und stellte eines der verbindenden Elemente zwischen diesen Gruppen dar. Curtius entsprach hier dem von Manfred Hettling entworfenen Idealtypus des Bürgers. Für die Wahrnehmung der nationalsozialistischen Exponenten in Rom, mit denen Curtius in Kontakt stand, war nicht »die ständische Differenz und der soziale Unterschied« – und in der Erweiterung der politische Unterschied – ausschlaggebend, sondern »die Gemeinsamkeit als Kulturmensch<sup>1420</sup>«. Hierdurch trennte Curtius die Person vom Regime, wodurch eine persönliche Beziehung ermöglicht wurde, ohne in der Selbstauffassung Kontakt zum Regime zu haben. Die Eigen- und Fremdwahrnehmung als »Kulturmensch« bewahrte Curtius davor, die eigene Anlehnung an das nationalsozialistische Regime als solche zu erkennen.

Ein weiterer Grund, warum Curtius in seinem sozialen Umfeld keine Beschränkungen akzeptierte,

ist wohl auf seine Eigenwahrnehmung als »Kulturbotschafter«, als kultureller Mittelpunkt oder zumindest als kultureller Exponent der römisch-deutschen Kolonie zurückzuführen.

Die Gründe für seine Entlassung setzten sich zusammen aus non-konformem Verhalten auf allgemeinpolitischer Ebene und mangelhaftem Engagement in der »deutschen Vorgeschichte« auf wissenschaftspolitischer Ebene. Das non-konforme Verhalten entsprang der Überschätzung seines eigenen Einflusses und der eigenen Bedeutung. Seine verfrühte Pensionierung aus politischen Gründen konnte Curtius 1937 trotz seiner starken Netzwerke nicht verhindern, wohl aber seine Übersiedlung zurück ins Reich. Spätestens mit von Ribbentrops persönlicher Zusage des Verbleibs in Rom war die selbstinszenierte »Gegnerschaft« zum Nationalsozialismus dahin.

Die Trennung von Personen und Regime erleichterte dem Bürgertum in der Nachkriegszeit den Selbstentschuldungsdiskurs enorm. Indem man den Nationalsozialismus als eine Entität empfand, die von außen auf Deutschland und das deutsche Bürgertum eingewirkt hatte, entzog man sich der Verantwortung. Dieser Vorgang fand keineswegs immer bewusst statt, wie der Streit zwischen Frey und Curtius zeigt. Beide waren der Überzeugung, nicht mit dem nationalsozialistischen Regime in Verbindung zu stehen.

Zum Schluss bleibt Ambiguität. Je nachdem, wo sich Chancen, Nutzen und Möglichkeiten eröffneten, erfolgte eine Anlehnung oder eine Ablehnung. Die Charakterisierung als Opportunist trifft jedoch nicht den Kern. Die Unterordnung unter ein »ungeistiges« Regime wie dem Nationalsozialismus wäre für Curtius niemals infrage gekommen. Sein Verhalten trug opportunistische Züge bei gleichzeitigem Bewusstsein der eigenen vermeintlichen Überlegenheit.

1419 Winkler 2000, 100.

1420 Hettling 2000, 331.



## 9. Nachruhm 1945–1954

»[...] er hatte ja gar nicht wahrgenommen, daß das ›Un-Menschliche‹ in Wahrheit eine durchaus menschliche Möglichkeit ist, die Bosheit, die Ver-nichtung, die Pervertierung ins Tierische. [...] Das illusionäre Menschenbild des klassizistisch-romantischen Humanismus hat die sogenannte ›Weltfremdheit‹ des deutschen Gelehrten verschuldet; auch Curtius ist nicht frei von ihr, wenn-gleich sein Beispiel zeigt, daß sie, paradoxerwei-se, mit einem sehr hohen Grad von weltmän-nischer Gewandtheit und internationaler Gesellschaftlichkeit vereinbar ist. Wie konnte aber ein universaler Geist von solchem Rang, der sich niemals an sein ›Fach‹ gekettet hat, die Zei-chen der Zeit so völlig übersehen? [...] Er muß also die heraufziehende Katastrophe kaum vorgefühlt, ihre Symptome nicht bemerkt haben. [...] So hat Ludwig Curtius an dem tragischen – nicht schuld-haften – Versagen der deutschen Gelehrtenwelt vor den im höheren Sinn politischen Aufgaben, die ihr als einer führenden Gesellschaftsschicht zugekommen wären, teilgenommen<sup>1421</sup>.«

Durch den kampflosen Abzug der Wehrmacht im Sommer 1944 war Rom von den Zerstörungen des Krieges weitgehend verschont geblieben. Nach dem Kriegsende in Europa am 8. Mai 1945 blieb die Adresse von Curtius in Rom weiterhin ein gerne besuchter Ort für allerlei Romreisende. Einer der ersten Gäste, der im Tagebuch<sup>1422</sup> von Curtius erwähnt wird, ist Kurt Schuschnigg (1897–1977), der Curtius mit seiner Frau am 16. September 1945 zum Tee besuchte. Schuschnigg hatte den austrofaschistischen Ständestaat mitkonzipiert und war zwischen 1934 und 1938 diktatorisch regierender Bundeskanzler Österreichs gewesen. Nach dem »Anschluss« 1938 war er von den Nationalsozialisten bis 1945 in Haft genommen worden. Beim Tee berichtete er Curtius über dessen alten

Freund Prinz Philipp von Hessen. Als Schwiegersohn des italienischen Königs Vittorio Emanuele III. war von Hessen 1943 nach dem Übertritt Italiens zu den Alliierten von den Nationalsozialisten verhaftet worden. Bis 1945 saß er in verschiedenen Konzentrationslagern ein und wurde nach Kriegsende von den Alliierten aufgrund seiner relativ hochrangigen Stellung im NS-Staat bis 1941 verhaftet und kam erst 1947 frei<sup>1423</sup>. Philipp von Hessen, so wusste Schuschnigg zu berichten, sei noch lange nachdem er bei Hitler in Ungnade gefallen und bereits im KZ inhaftiert war ein glühender Verehrer des »Führers« gewesen<sup>1424</sup>. Tags darauf, am 17. September, war Curtius »bei Weizsäckers« zu Gast und man genoss einen »vorzüglichen Rüdesheimer<sup>1425</sup>«. Ernst von Weizsäcker (1882–1951) war hochrangiger Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Er hatte sich 1938/1939 darum bemüht, die Politik der Revision des Versailler Vertrages in Bezug auf die Tschechoslowakei und Polen zu stützen und gleichzeitig den Frieden zu wahren<sup>1426</sup>. Ihm waren die Massenmorde an der jüdischen Bevölkerung bekannt und er zeichnete einzelne Deportationsbefehle ab<sup>1427</sup>. Seit Frühjahr 1940 bemühte sich von Weizsäcker verstärkt, auf den Posten des Botschafters in Rom versetzt zu werden, was aber erst 1943 geschah. Bei der Versetzung dürfte es ihm darum gegangen sein, sich einem (noch tieferen) Hineingleiten ins NS-Unrechtssystem zu entziehen und dennoch im Staatsdienst zu verbleiben, da ein Abschied aus moralischen Gründen für ihn nicht in Betracht kam<sup>1428</sup>.

»Die Mitverantwortung und die Schuld, die er bis 1943 als der höchste Beamte des Auswärtigen Amts auf sich lud, waren Folge seines unentschiedenen Verhaltens<sup>1429</sup>.« Im Oktober 1943 ließ die deutsche Besatzungsmacht über 1000 Juden aus Rom deportieren. Von Weizsäcker hatte zuvor versucht, die jüdische Bevölkerung Roms dazu zu bewegen, sich im Gebiet der Alliierten in Sicherheit zu bringen und ließ Schutzbriefe der Vati-

<sup>1421</sup> Montesi 1951, 699 f. Montesi rezensiert hier unter anderem »Deutsche und antike Welt«.

<sup>1422</sup> Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH. Für die Benutzungsrechte danke ich Frau Franca Peters ganz besonders.

<sup>1423</sup> Siehe zu Philipp von Hessen: Petropoulos 2006.

<sup>1424</sup> Eintrag 16.09.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1425</sup> Eintrag 17.09.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1426</sup> Doering-Manteuffel 2015, 224. Außerdem im selben Band zu Weizsäcker: Hummel 2015.

<sup>1427</sup> Doering-Manteuffel 2015, 224.

<sup>1428</sup> Doering-Manteuffel 2015, 228 f.

<sup>1429</sup> Doering-Manteuffel 2015, 229.

kanbotschaft für die Häuser erstellen, in denen sich Juden versteckten. Als die Deportation bevorstand, versuchte er, den offiziellen Protest des Vatikans zu unterbinden, um einen offenen Konflikt zwischen dem Heiligen Stuhl und Hitler zu vermeiden<sup>1430</sup>.

Von Weizsäckers Verhalten oszillierte zwischen »Mitmachen, Dagegensein und Wegducken<sup>1431</sup>«. Er ist eine Persönlichkeit, an der sich noch einmal deutlich die Schwierigkeit offenbart, das Verhältnis einer Person zum nationalsozialistischen Regime zu bemessen. Eine Schwierigkeit, die sich schon bei Herman-Walther Frey zeigte – und nicht zuletzt auch bei Ludwig Curtius.

Im Kontakt zwischen von Weizsäcker und Curtius offenbart sich erneut die »persönliche« Ebene, die für Curtius nicht gleichbedeutend mit einem Kontakt zum Regime war. Trotz seiner weitgehenden Verstrickung in die Verbrechen des Nationalsozialismus war von Weizsäcker in der Wahrnehmung Curtius' kein Vertreter des Regimes, sondern jemand, der sei-

ne »nationale Pflicht« gegenüber Deutschland erfüllte. Ebenso wie Curtius »törichte Taten<sup>1432</sup>« des Regimes gefürchtet hatte, die er durch seine Mitarbeit glaubte einhegen zu können, hatte auch von Weizsäcker gehofft, durch seine Hilfe und Erfahrung die radikale nationalsozialistische Politik in »konstruktive« Bahnen lenken zu können<sup>1433</sup>. Freilich sind die Dimensionen der »Verstrickung« von Curtius und Weizsäcker völlig unterschiedlich, denn Weizsäcker war unmittelbar an der Mordpolitik des nationalsozialistischen Regimes beteiligt. Die Dynamik des Denkens über das eigene Handeln und das Denken über das eigene Verhältnis zum Nationalsozialismus sind aber vergleichbar. Weizsäcker stand exemplarisch für eine Gruppierung im Auswärtigen Amt (und darüber hinaus), die ihren Dienst nicht quittiert und auf ihrem Posten vermeintlich »ausgeharrt« hatte, um in der Eigenwahrnehmung »Schlimmeres« zu verhindern und die mörderische nationalsozialistische Politik vorgeblich von innen zu stören<sup>1434</sup>.

## 9.1 Curtius und die Zukunft der deutschen Auslandsinstitute nach 1945

Curtius wurde von den alliierten Behörden auf eventuelle »Belastung« überprüft, wie ein Entlastungsschreiben zeigt, das ihm im Mai 1945 von Hermine Speier, Ernst Nussbaum, Walther Behrens und Kurt Rather ausgestellt worden war<sup>1435</sup>. Im September 1945 lebte der mittlerweile siebzigjährige Curtius in Rom ein von der Situation in Europa offenbar relativ unberührtes Leben. Die Gespräche mit Besucherinnen und Besuchern oder Besuchten, die aus dem Tagebuch aus dieser Zeit nachvollzogen werden können, drehten sich manchmal um Schicksale von Bekannten – so berichtete etwa ein gewisser P. Wetter über die »Odyssee« eines »aus russischer Gefangenschaft entwichenen<sup>1436</sup>« – meist aber um recht alltägliche wissenschaftlich-gesellschaftliche Themen oder wie er seine Freizeit verbrachte. Der Briefverkehr von Curtius zu dieser Zeit war rege und seine Netzwerke waren weitgehend intakt. Curtius war

auch weiterhin Verbindungsmann der deutschen Archäologie nach Rom und er war in die Klärung der Zukunft der deutschen Auslandsinstitute involviert.

Die Zentrale des Archäologischen Instituts in Berlin lag indes in Trümmern. Viele Mitarbeiter hatten Berlin verlassen und der Wiederaufbau wurde zunächst hinter wichtigere Einrichtungen zurückgestellt. Präsident Martin Schede blieb trotz seiner NSDAP-Mitgliedschaft bis September 1945 im Amt, wurde dann verhaftet und starb 1947 in sowjetischer Lagerhaft. Der ehemalige Präsident Gerhart Rodenwaldt hatte kurz vor Kriegsende zusammen mit seiner Frau Suizid begangen, offenbar aus Verzweiflung über den Tod seines Sohnes. Von 1922 bis 1932 hatte er das DAI durch Zeiten des Wiederaufbaus geführt und blieb dem Institut auch nach 1932 als stellvertretender Direktor erhalten. Er hatte über Jahrzehnte Kontinuität verkörpert und war eine wichtige Per-

1430 Doering-Manteuffel 2015, 230.

1431 Doering-Manteuffel 2015, 229.

1432 Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Nachlass Wiegand Kasten 8, Sign. 089–101, Conze–Curtius, Mappe 100.

1433 Conze u. a. 2010, 17.

1434 Conze u. a. 2010, 17.

1435 Schreiben vom 24.05.1945, BArch Koblenz, Nachlass Curtius N1304/4.

1436 Eintrag 17.09.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

sönlichkeit der deutschen Archäologie gewesen<sup>1437</sup>. Rodenwaldts Tod war ein schwerer Verlust für das DAI. Der neue Präsident nach September 1945 war Carl Weickert (1885–1975)<sup>1438</sup>.

Ein anderer Deutscher, der wie Curtius über den Abzug der Wehrmacht 1944 hinaus in Rom verblieben war, war Leo Bruhns (1884–1957). Er war 1934 als Leiter der kunstwissenschaftlichen Abteilung an die Bibliotheca Hertziana<sup>1439</sup> gekommen und hatte dort seinen Dienst regimetreu im Sinne der »nationalen Kunst« versehen<sup>1440</sup>. Ihm war 1943/1944 die Aufgabe zugefallen, die Bücherbestände der Hertziana aus Rom zu evakuieren<sup>1441</sup>. Zusammen mit ihm und dem Philosophen Carlo Antoni (1896–1959) traf sich Curtius Ende September 1945 mit Benedetto Croce (1866–1952), um die Frage der deutschen Institute und vor allem der Bibliotheken zu besprechen<sup>1442</sup>. Durch unbedachtes Auftreten Bruhns war es in den Septemberwochen 1945 in der italienischen Presse noch zu einem antideutschen Aufschrei gekommen, der beinahe eine Verbannung (*Confino*) nach Perugia für Bruhns und auch Curtius zur Folge gehabt hätte. Details des Auftretens Bruhns' sind nicht bekannt; er hatte wohl behauptet, er habe die Bibliotheken aus Rom abtransportiert, er könne sie nun auch wieder zurückbringen<sup>1443</sup>. Auch Curtius war offenbar Ziel von Anschuldigungen seitens der italienischen Presse. Wie er in sein Tagebuch notierte, standen drei Vorwürfe gegen ihn im Raum: Er habe »die Institutsbibliothek abtransportiert, mit der Nazi-Regierung zusammengearbeitet« und »vom Fascismus Belohnungen empfangen<sup>1444</sup>.« Wie Curtius zu den Vorwürfen stand, geht nicht aus dem Tagebuch hervor, jedoch steht zu vermuten, dass er sie als unwahr betrachtete, obwohl seine Verbindung zu den beiden Regimes unlegbar war. Offenbar sprach sich der Philosoph Carlo Antoni für Curtius (und Bruhns) aus und nahm Kontakt zu einem gewissen Moccia<sup>1445</sup> auf, um die Aufhebung des offenbar bereits angelaufenen Verfahrens zu erreichen. Am 20. November notierte

Curtius knapp: »Moccia telephonierte selbst, dass Verfahren aufgehoben, Beamter holt den Verbannungsschein ab<sup>1446</sup>.«

Anfang 1944 hatte Armin von Gerkan zusammen mit den Assistenten Jan Willem Crous und Friedrich Wilhelm Deichmann den Abtransport der international renommierten Bibliothek der römischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts nach Österreich organisiert, wo sie in einem Bergwerk bei Salzburg zwischengelagert worden war<sup>1447</sup>. Benedetto Croce, den Curtius nach dem Treffen als »ungeistig« aussehend, aber mit einem »lebendigen scharfen Auge« beschrieb<sup>1448</sup>, hatte bereits in einem Zeitungsartikel vom 16. Juni 1945 die Rückführung der evakuierten Bücherbestände nach Rom gefordert. In Rom betrachtete die von den Alliierten gegründete multinationale *Associazione Internazionale di Archeologia Classica* die Frage der Rückführung der Bibliothek und die Organisation einer internationalen Nutzung als ihre Hauptaufgabe. Vorsitzender der *Associazione* war der schwedische Archäologe Erik Sjöqvist (1903–1975), ein guter Bekannter von Ludwig Curtius. Neben einer möglichen internationalen Nutzung gab es jedoch auch Forderungen, die Bibliothek als Reparationsgut in italienischen Besitz zu übertragen, so etwa vom Kunsthistoriker Carlo Ragghianti (1910–1987), der Mitglied im *Partito d'Azione* und Unterstaatssekretär im italienischen Bildungsministerium war<sup>1449</sup>.

Am 12. Januar 1946 bekam Curtius Besuch von Sjöqvist. Dieser informierte ihn über eine unmittelbar bevorstehende Rückführung der Bibliothek nach Rom. Die Alliierten verhandelten mit einer »Vereinigung der Akademien<sup>1450</sup>«, deren Vorstand aus dem italienischen Kunsthistoriker Pietro Toesca (1877–1962), dem Direktor der American Academy Charles Rufus Morey (1877–1955), dem Direktor der École française de Rome Albert Grenier (1878–1961) und zuletzt Sjöqvist, allerdings nur als Privatperson und nicht in seiner Funktion als Direktor des schwedischen In-

<sup>1437</sup> Vigener 2012a, 105.

<sup>1438</sup> Vigener 2012a, 105.

<sup>1439</sup> Die vom Regime bald in »Kunstwissenschaftliches Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft« umbenannt wurde. Die Bibliotheca Hertziana hatte ab 1934 eine doppelte Direktorenspitze: Bruhns als Leiter der »kunstwissenschaftlichen« Abteilung, Werner Hoppenstedt als Leiter der »kulturwissenschaftlichen« Abteilung. Thoenes 2007, 220.

<sup>1440</sup> Thoenes 2007, 220.

<sup>1441</sup> Esch 2007, 72.

<sup>1442</sup> Eintrag 22.09.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1443</sup> Esch 2007, 74.

<sup>1444</sup> Eintrag 16.11.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1445</sup> Möglicherweise der Verwaltungsbeamte Oscar Moccia.

<sup>1446</sup> Eintrag 20.11.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1447</sup> Fröhlich 2007, 155.

<sup>1448</sup> Eintrag 22.09.1945, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1449</sup> Fröhlich 2007, 157.

<sup>1450</sup> Curtius zählte auf: „Pontificia [Vermutlich das Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana], ital. istituto di storia dell'arte, Accad. Lincei, Ameri. Academy, Ecole Franc., Brit. School, Belgier, Holländer, Polen, Schweden, Österreicher als Instanz“. Eintrag 11.01.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

stituts, bestand<sup>1451</sup>. Sjöqvist berichtete, dass Morey die treibende Kraft hinter einer Union der Institute sei, dass er »mit grossem Geschick seine doppelte Eigenschaft« als »Direktor der American Academy und als Mitglied der amerikan. Botschaft« ausspiele und »im rechten Moment zu schweigen<sup>1452</sup>« verstehe. Neben der Bibliothek des DAI sollte auch die des Historischen Instituts nach Rom zurückkehren. »Von de Waldt<sup>1453</sup>« habe er Nachricht erhalten, »dass diese beiden Bibliotheken in 20 Eisenbahnwaggons in den nächsten 4 Wochen verschickt würden<sup>1454</sup>.« Die plötzliche Rückkehr der Bibliothek schien für die *Associazione* überraschend zu kommen. Im Februar 1946 erfolgte auf Betreiben der alliierten Verwaltung die Gründung der *Unione degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte* als Vereinigung der römischen Institute, die die Bibliotheken verwalten sollte<sup>1455</sup>. Die Bestände sollten vorerst im Keller der *Galleria d'Arte Moderna* untergebracht werden<sup>1456</sup>. Die italienische Regierung habe »in einem Gutachten ausgesprochen«, so der Bericht Sjöqvists in Curtius' Tagebuch, »dass diese Unterbringung keinen italienischen Anspruch auf Eigentum präjudiziere.« Die beiden italienischen Archäologen Doro Levi und Ranuccio Bianchi-Bandinelli<sup>1457</sup> würden beteuern, dass Italien »keine Absichten auf das Institut« habe, »zu dessen Weiterführung die Mittel fehlen.« Weiterhin sei man von italienischer Seite bei einer internationalen Nutzung der Bibliothek potenzieller »deutscher Mitarbeit« nicht abgeneigt, doch rege sich »Widerstand bei Grenier«, der das als »zu früh« empfinde. Auf die Frage Sjöqvists, welche »deutschen Kräfte« zum Wiederaufbau bereitstünden, empfahl Curtius den Archäologen Friedrich Wilhelm Deichmann (1903–1993)<sup>1458</sup> und seinen Schüler Otto Brendel als künftigen Direktor<sup>1459</sup>. Die äußerst gute Bekanntschaft Curtius' mit Sjöqvist ließ Deutschland letztlich indirekt mit am Verhandlungstisch der *Unione* sitzen. Auf die gute Vernetzung von Curtius mit der italienischen

Archäologie ist wohl zurückzuführen, dass die deutschen Anliegen überhaupt angehört wurden.

Die Alliierten übertrugen am 18. Februar 1946 der neugegründeten *Unione* die Aufsicht über die Bibliotheken. Damit waren sie dem Wunsch der internationalen Forschergemeinschaft nach schneller Zugänglichkeit nachgekommen. Der internationale Charakter galt vorerst nur als Provisorium und die alliierte Kontrollkommission behielt sich mögliche Änderungen vor. Doch durch die Lagerung im Keller der *Galleria d'Arte Moderna* in Valle Giulia war die Bibliothek nicht nutzbar, wodurch die Frage nach einer geeigneteren Unterbringung aufkam<sup>1460</sup>. Von deutscher Seite, wohl vom evangelischen Pastor Erich Dahlgrün (1895–1975), wurde der Vorschlag unterbreitet, die Bibliothek wieder, wie vor dem Abzug, in den alten Räumen der deutschen protestantischen Kirchengemeinde in der Via Sardegna unterzubringen<sup>1461</sup>. Zusammen mit Deichmann und Pastor Dahlgrün bildete Curtius eine Art inoffizielle Interessenvertretung des Archäologischen Instituts<sup>1462</sup>. Botschafter Ernst von Weizsäcker, der Diplomat Albrecht von Kessel (1902–1976) und der Kirchenhistoriker Hubert Jedin (1900–1980) unterstützten Curtius<sup>1463</sup>. Deren Ziel war es, wieder deutschen Einfluss auf die Bibliothek zu erlangen. Auch Bartolomeo Nogara (1868–1954), Direktor der Vatikanischen Museen, und der Althistoriker und Antifaschist Gaetano de Sanctis (1870–1957) sprachen sich für eine (erneute) Unterbringung der Bücherbestände im ehemaligen Institutsgebäude in der Via Sardegna aus. Die Befürworter eines Verbleibs der Bibliothek in internationaler Zuständigkeit befürchteten hingegen, dass eine Unterbringung am alten Standort deutsche Rückgabeansprüche begünstigen könnte<sup>1464</sup>.

Im März 1946 erfuhr Curtius von Sjöqvist, dass die Rückführung der Bibliothek in die alten Institutsräumlichkeiten von der *Unione* beschlossen worden sei. Der britische Archäologe John Ward-Perkins

**1451** Eintrag 12.01.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

**1452** Eintrag 12.01.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

**1453** Hier ist wohl der US-Kunsthistoriker Ernest DeWald (1891–1961) gemeint. Er war einer der Leiter der *Subcommission for Monuments, Fine Arts and Archives* der alliierten Besatzungsverwaltung neben dem Briten John Ward-Perkins und dem US-Kunsthistoriker Charles Rufus Morey. Fröhlich 2007, 156.

**1454** Eintrag 12.01.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

**1455** Fröhlich 2007, 158.

**1456** Fröhlich 2007, 160.

**1457** Führende italienische Archäologen, die nicht in Verbindung mit dem faschistischen Regime gestanden hatten.

**1458** Deichmann, kurz vor Kriegsende noch zur Wehrmacht eingezogen, kehrte direkt nach Kriegsende wieder nach Rom zurück und verkehrte oft mit Curtius.

**1459** Eintrag 12.01.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

**1460** Fröhlich 2007, 160.

**1461** Fröhlich 2007, 161.

**1462** So auch Fröhlich 2007, 161.

**1463** Aus den Tagebüchern geht hervor, dass Curtius sich öfter mit den drei hier Genannten zu Besprechungen traf. Etwa am 21.01.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

**1464** Fröhlich 2007, 161.

(1912–1981), einer der Vorsitzenden der *Subcommission for Monuments, Fine Arts and Archives* der alliierten Besatzungsverwaltung, habe auf der Sitzung gegenüber den Gegnern dieses Planes geäußert, die »Bibliothek sei den Deutschen schon einmal zurück gegeben worden«, das könne »auch ein zweites Mal passieren<sup>1465</sup>.« Im Juli 1947 wurde die Bibliothek wieder in der Via Sardegna untergebracht. Mit der Aufstellung der – nominell immer noch internationalen – Bibliothek wurde Deichmann betraut<sup>1466</sup>.

In den Jahren 1947/1948 besuchte Curtius regelmäßig die Bibliothek in der Via Sardegna, seine inoffizielle Beteiligung an Beratungen zur Zukunft der Bücherbestände und des Instituts schien aber abzunehmen. Das hing offenbar auch damit zusammen, dass Erik Sjöqvist, der bis dato Curtius' Informationsquelle für die Vorgänge in der *Unione* war, 1948 nach Princeton ging<sup>1467</sup>. Nur gelegentlich erhielt Curtius noch Mitteilung von Deichmann über die Entwicklungen<sup>1468</sup>.

Die Verhandlungen zogen sich letztlich bis 1953 hin. Nachdem noch einmal zwischen der *Unione*, den Alliierten und dem italienischen Staat verhandelt worden war, ob die Bibliothek nun nicht doch in ita-

lienischen Besitz übergehen solle, hatte sich nach Gründung der Bundesrepublik 1949 die Lage verändert. Konrad Adenauer forderte 1950 die Rückgabe der Institute und die USA waren nicht mehr bereit, eine mögliche internationale Verwaltung oder eine Übergabe an Italien zu unterstützen<sup>1469</sup>. Es gibt vereinzelte Hinweise, dass Curtius noch an Besprechungen und Verhandlungen zur Frage der Bibliothek, etwa durch seine Mitgliedschaft in der *Accademia Nazionale dei Lincei*, beteiligt war, doch dass er dabei noch eine maßgebliche Rolle gespielt hätte, lässt sich nicht ausmachen.

Curtius' Gewicht in der Frage der Bibliothek darf nicht überbewertet werden. Zwar war er durchaus an mancher Stelle in die Beratungen und Verhandlungen involviert, jedoch nie in der ersten Reihe. Es ist jedoch ebenso festzuhalten, dass seine (möglichen) Eingaben wohl Gehör fanden. Wichtige Akteure wie Erik Sjöqvist oder Bartolomeo Nogara waren sehr gut bekannt mit Curtius; sein soziales Kapital hatte weiterhin eine gewisse Wirkmacht. Eine nicht unerhebliche Rolle hierbei dürfte auch gespielt haben, dass er durch seine vorzeitige Pensionierung 1937 als Vertreter des unbelasteten Deutschlands galt.

## 9.2 »Deutsche und antike Welt« und das gesellschaftliche Klima der 1950er Jahre

Das geistige und kulturelle Leben in Deutschland erholte sich nach dem Zusammenbruch recht schnell. Neue Zeitungen und Zeitschriften sowie der Wiederaufbau von Rundfunkanstalten sollten für objektive Berichterstattung und Unterhaltung sorgen. Die Archäologie erlebte unmittelbar nach Kriegsende eine Renaissance, da sie – mit Ausnahme der Prähistorie – als unbelastete, universelle und grenzüberschreitende Wissenschaft galt und das Bedürfnis der LeserInnen nach Exotik und Unterhaltung fern der Politik befriedigte. Die Vorstellung der Archäologie als romantisches Abenteuer wurde von reinem Idealismus und Entdeckerfreude getragen, was in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, die von Politik und Ideologie

vorherst genug hatte, auf besonders fruchtbaren Boden fiel. Neben zahlreichen Artikeln in Tageszeitungen prägte vor allem das millionenfach gedruckte populärwissenschaftliche Buch »Götter, Gräber und Gelehrte«, das in der Erstausgabe 1949 erschien, jene Wahrnehmung. Geschrieben hatte das Buch der Journalist Kurt Wilhelm Marek unter dem Pseudonym C.W. Ceram. Im Krieg hatte Marek noch Durchhalteromane wie »Wir hielten Narvik« verfasst, weswegen er danach wohl unter einem Pseudonym schrieb<sup>1470</sup>. Marek erbat sich nach Erscheinen des Buchs gar die Meinung von Curtius und schrieb ihm Ende Dezember 1949, dass er sich sehr freuen würde, »wenn Sie sich meiner erinnern würden.« Er habe »das Vergnü-

<sup>1465</sup> Das ist wohl eine Anspielung auf die Wiedereröffnung nach dem Ersten Weltkrieg 1924. Eintrag 17.03.1946, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1466</sup> Fröhlich 2007, 163.

<sup>1467</sup> Eintrag 08.02.1948, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1468</sup> Beispielhaft Eintrag 04.06.1949, Tagebuch Ludwig Curtius 1945–1948, Archiv DAI Rom, Curtius III CH.

<sup>1469</sup> Es lag bereits ein Vertrag bereit, der vorsah, die Besitzrechte an den italienischen Staat und die Verwaltung für 99 Jahre an die *Unione* zu übertragen. Fröhlich 2007, 164.

<sup>1470</sup> Vigener 2012a, 103 f.

gen« gehabt, »kurz vor dem Einzug der Amerikaner in Rom, drei- oder viermal – im Kostüm eines Leutnants der Luftwaffe – bei Ihnen zu Gast zu sein. Sie lasen mir damals eine Novelle vor<sup>1471</sup>.« Möglicherweise war der Besuch bei Curtius eine der Inspirationen Mareks beim Verfassen des Buchs. Nicht nur bei ihm hinterließen die Besuche im Hause Curtius bleibenden Eindruck<sup>1472</sup>.

1950 erschien mit »Deutsche und antike Welt« Curtius' Beitrag zur Archäologie-Renaissance der Nachkriegsgesellschaft. Eine zweite Auflage direkt 1951 und dann eine dritte und vierte jeweils 1956 und 1958 lassen darauf schließen, dass sich Curtius' Buch sehr gut verkaufte. Die Gründe für den Erfolg waren die bereits beschriebene Exotik der Archäologie, die sich in den Rezensionen an der Aufzählung der zahlreichen Orte widerspiegelte, die Curtius in seinem ihm eigenen, ausladenden Stil beschrieb. Mehr noch als das fanden aber die Beschreibungen von den Persönlichkeiten Widerhall in den Rezensionen, die für eine vermeintlich »heile Welt« der Gelehrten von vor 1933 standen und die Curtius mit seinen Lebenserinnerungen wiederauferstehen lasse<sup>1473</sup>. Die »humanistische Welt der grossen Archäologen, deren Bedeutendster einer [sic] Ludwig Curtius war,« führe er vor Augen, wie es im RIAS 1950 lautete. »Ludwig Curtius, der Freund und Weggenosse von Furtwaengler, Dörpfeld, Jaspers, Friedrich Huch, Hofmannsthal und vielen anderen.« Seine Lebenswelt sei »die humanistische, jene grosse Vergangenheit«, deren Erbe »wir« immer noch »in uns« tragen würden, »mag auch, unsichtbar, vieles von dieser Welt inzwischen in Trümmer gesunken sein.« Ludwig Curtius rufe »diese Welt noch einmal herauf mit der Kraft einer nicht unbedeutenden Erzählergabe<sup>1474</sup>.«

»Deutsche und antike Welt« erschien bei der Deutschen Verlagsanstalt (DVA) in Stuttgart. Deren Programm hatte in der unmittelbaren Nachkriegszeit das Ziel, die Nachfrage der Leserschaft nach »Klärung, Reflexion, Orientierung« und »vielleicht auch Katharsis« in der zukunfts offenen Zeit nach 1945 zu befriedigen<sup>1475</sup>. Im Programm der DVA spiegelte sich dieses Ziel vor allem im idealisierenden Rekurs auf

eine diffuse deutsche und europäisch-»abendländische« Geistes- und Kulturwelt wider, die auch Curtius heraufbeschwor. So heißt es im Anhang der DVA-Schriftenreihe »Der Deutschespiegel«, dass »die vergangene Epoche der Scheinmacht« – gemeint ist der Nationalsozialismus – »gestürzt« sei, »weil sie wesentliche Grundlagen unseres Daseins, Christentum und Erbe der Antike zerstören wollte und das an Kräften so reiche und eben deshalb so verletzliche deutsche Wesen« verfälscht habe<sup>1476</sup>. In genau diese Richtung gehen auch die Rezensionen zu Curtius' publizistischem Werk. Es sei »getragen und erfüllt von dem gleichen Willen, der gleichen Idee, die Welt des Geistes in uns wiederzuerwecken und als europäische Lebensform zu bewahren, und zwar aus dem Geist der Jahrtausende heraus, der Antike, dem klassischen Altertum« und »dem die Epochen durchwirkenden Humanismus<sup>1477</sup>.« Der Erfolg von »Deutsche und antike Welt« lässt sich somit aus dem Zusammenwirken zweier Ebenen erklären. Zum einen sorgte die exotisch-weltmännische Perspektive für die nötige Zerstreuung, zum anderen stimmte sie in den Kanon des Narrativs der (jahrtausendealten) deutschen Geistes- und Kulturwelt ein. Ein Narrativ, das die Jahre zwischen 1933 und 1945 tatsächlich als »Betriebsunfall<sup>1478</sup>« erscheinen ließ.

Bis auf den »Ritterschlag« der Entlassung durch die Nationalsozialisten, mit dem Curtius das Buch schließt, wird die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft dabei beinahe komplett ausgeblendet. Dadurch werden auch die danach gewonnenen Erkenntnisse über die Taten der Deutschen verdrängt<sup>1479</sup>. Mit seinen Lebenserinnerungen steht Curtius stellvertretend für die Krise des Humanismus nach 1945: die Abwesenheit der Reflexion. Die jüngste Vergangenheit wurde allenfalls auf einer Metaebene angesprochen, selten direkt<sup>1480</sup>.

Esther Maria Sünderhauf resümiert in ihrer Darstellung zur deutschen Rezeption des winckelmannschen Antikenideals, dass man klarer die Schwächen des Neuhumanismus nicht hätte benennen können als im eingangs erwähnten Zitat aus der Rezension von »Deutsche und antike Welt« von Gotthard Monte-

1471 Marek an Curtius 27.12.1949, BArch Koblenz N1304/106.

1472 Vgl. hierzu: Grunewald 2006. Dort wird eine Entstehungsgeschichte des Romans erzählt, die aber eher der Inszenierung Mareks zu folgen scheint. Curtius wird nicht erwähnt. Verweisen sei auf zahlreiche Briefe, in denen Curtius für eine schöne Zeit in Rom gedankt wird. So hauptsächlich im Nachlass im Bundesarchiv Koblenz N1304.

1473 Sünderhauf 2004, 366.

1474 Auszug aus der Sendung von Reinhold Lindemann »Am Büchertisch«, gesendet am 03.11.1950, Archiv DAI Rom, III Curtius EFG.

1475 Götschel 2021, 265.

1476 F. Messerschmid, Alte Wahrheit und neue Ordnung (Stuttgart 1946), Anhang.

1477 Herbert Ahl für den »Diplomatischen Kurier«, Bonn, Curtius, Welt (1958), 356 (Pressestimmen zu Torso).

1478 Winkler 2021.

1479 Sünderhauf 2004, 367.

1480 Sünderhauf 2004, 366.

si. »Nicht trotz, sondern wegen ihres idealistischen ›Menschenbildes‹ haben zahlreiche deutsche Altertumswissenschaftler moralisch unter der NS-Diktatur versagt«, so Sünderhauf. »Dessen Verabsolutierung, die immer zugleich Ausschluß alles ›Andersartigen‹ bedeutete, lag nicht weit von der hybriden Selbstüberschätzung des ›Ariers‹ im Nationalsozialismus entfernt.« Der Unterschied sei jedoch, »daß die NS-Ideologie anhand ihres Schönheitsideals über Leben und Tod derer entschied, die von diesem ›Ideal‹ unter rassistischen Gesichtspunkten abwichen«, denn nicht nur »die wissenschaftspolitischen Strategien, die zu einer Selbstgleichschaltung der klassischen Archäologie führten, wären nach 1945 noch zu hinterfragen gewesen«, vielmehr bestehe das »Versagen der Gelehrten« darin, »auch späterhin die Gewaltinhärenz des einstmals vertretenen Antike(n) konstrukt nicht erkannt zu haben, mit dem das Fach zu einer Stabilisierung und Legitimierung des ›Menschenbildes‹ und des kulturellen Selbstverständnisses des Nationalsozialismus beigetragen« habe<sup>1481</sup>. Die »Gewaltinhärenz« der neuhumanistischen Begriffe lag in deren exkludierenden Charakteristika. Beispielhaft sei auf das von Curtius vielbeschworene Ideal der Gemeinschaft, die damit zusammenhängende Ganzheit und den exkludierenden Harmonismus verwiesen. Auch der sich auf das Griechenideal beziehende Begriff »Kultur« hatte ausgrenzenden Charakter, denn die Neuhumanisten wie Curtius verstanden ihn nicht im Sinne nebeneinanderstehender Kulturen, sondern als Gegensatz zwischen Kultur und Nicht-Kultur<sup>1482</sup>. Nicht zuletzt wohnte auch der Ästhetik des griechischen Körperideals eine Dimension der Gewalt inne, die vor allem in der sich direkt auf das griechische Ideal beziehenden nationalsozialistischen Erziehungs- und Körperpolitik ihren Niederschlag fand<sup>1483</sup>.

Es steht indes die Frage im Raum, ob Curtius wirklich eine Katastrophe hätte heraufziehen sehen müssen, oder anders, ob er dies überhaupt *konnte*? Sünderhauf impliziert, dass Curtius die »Verfälschungsmöglichkeiten« seiner griechisch-humanistischen Ideologie hätte erkennen müssen. Doch ist das wirklich so? Der dem Nationalsozialismus inhärente Fehler lag für Curtius nicht in dessen »Menschenbild«. Im Gegenteil lobte er (anfangs noch), dass Hitler der

Einzig der Führungsriege sei, der etwas von »griechischer Kunst« verstehe. Sünderhauf beantwortet es selbst: »Das ›Edle und Schöne‹ war so fest im bildungsbürgerlichen Vorstellungshorizont und Sprachgebrauch verwurzelt, daß gegenüber den ideologischen Implikationen des Klassik-Konstruktes Blindheit herrschte<sup>1484</sup>.« Vielmehr wurden jene »ideologischen Implikationen« von Ästhetik unter anderem von Curtius und dem gesamten gebildeten Bürgertum mitgeprägt und übernommen und noch in den 1950er Jahren weiter kolportiert, etwa die Einteilung von Menschen nach deren »Physiognomien« oder »Charakteren«, wie Curtius etwa anhand von *den* Bäckern, »die immer gutmütig und heiter«, oder *den* Gärtnern, die immer »derb und verschlossen« gewesen seien, (harmlos) zeigt<sup>1485</sup>. Oder eben – Curtius' Logik folgend – *den* Juden, denen »Herrschaft«<sup>1486</sup> und Materialismus<sup>1487</sup> eigen seien. Dass der »Ästhetik« und deren Absolutheitsanspruch eine ideologische Implikation innewohnte, war gewollt. Ermöglicht wurde dadurch eine Abgrenzung von den inklusiven »Ideen von 1789«, von der »Masse«, der »Demokratie«, so dass jede Bevölkerungsgruppe den ihr vermeintlich zugewiesenen Platz in der »Volksgemeinschaft« nicht verlassen kann. Die Ziele des Nationalsozialismus wurden in weiten Teilen gebilligt, so zum Beispiel die Aushebelung der Weimarer Republik oder die Revision der Ergebnisse von Versailles. Problematisch war für Curtius allenfalls, dass der Nationalsozialismus eine Bewegung jener abgelehnten »Massen« und damit »ungeistig« war. Dass der Nationalsozialismus auf den Schultern jener Ideologie den Zivilisationsbruch des Holocaust beging und Deutschland im Zweiten Weltkrieg in den Untergang und ungekannte Zerstörung führte, hatte nicht zur Folge, dass sie in Frage gestellt wurde. Die eigenen Auffassungen standen bei einer kritischen Hinterfragung gleichsam in einem toten Winkel. Ebenso wie nach dem Ersten Weltkrieg standen »Sendungsbewusstsein und Rechthaberei« vor »Pragmatismus und Selbstreflexion<sup>1488</sup>«. Die Frage wurde nicht auf die eine oder andere Art beantwortet, sie wurde gar nicht erst gestellt.

Der Nationalsozialismus hatte die eigenen Ideale zwar »verfälscht«, grundsätzlich richtig blieben sie aber weiterhin. Curtius bezeichnete seine politischen

1481 Sünderhauf 2004, 369.

1482 Sünderhauf 2004, 5.

1483 Sünderhauf 2004, 323.

1484 Sünderhauf 2004, 368.

1485 Curtius, Welt (1950), 66.

1486 Dieses Zitat stammt zwar von 1919, doch ist den Lebenserinnerungen zu entnehmen, dass diese Vorstellung sich bis in die 1950er Jahre hartnäckig hielt. Curtius 1919d, 152.

1487 Siehe hierzu exemplarisch die implizite Verknüpfung von Dekadenz mit den Juden: Curtius, Welt (1950), 299.

1488 So Christian Jansen für die deutschen Professoren nach 1918. Jansen 2018, 21.

Ziele gar als von den Nationalsozialisten übernommen, als er an seine Zeit beim Nationalsozialen Verein erinnerte. »Für uns alte Nationalsoziale«, so Curtius in seinen Lebenserinnerungen, »deren Titel sich von dem der neuen Machthaber nur durch zwei von diesen hinzugefügten Silben« unterschieden habe, sei »nichts schmerzlicher« gewesen, »als zu sehen, wie die Ideen, die diese von uns übernommen hatten, von ihnen verfälscht« worden seien. Die »soziale Volksgemeinschaft« sei das Ziel des Nationalsozialen Vereins gewesen, »aber nicht diese«, die »Vereinigung mit den Deutschen Österreichs« sei »der Traum« seiner Jugend gewesen, »aber nicht diese«, ein »Mitteleuropa unter deutscher Führung« sei das »Programm Friedrich Naumanns« gewesen, »aber nicht dieses«, während zuletzt »Kraft durch Freude«, ein »zuerst von uns in Angriff genommener Plan« und die »Ordensburgen« eine »Sehnsucht von Hermann Lietz« gewesen seien, »aber nicht diese<sup>1489</sup>«. Hier zeigte sich das Paradoxon, dass alle Ziele zwar erfüllt schienen, allerdings nicht in der Form, wie Curtius es sich vorgestellt hatte – oder vielmehr nicht von denjenigen, die Curtius als Erfüllende im Sinne hatte, als er jene Ziele formulierte. In seiner Wahrnehmung war der Nationalsozialismus letztlich eine Bewegung, die von den »Massen« getragen wurde, weswegen es sich bei der Verwirklichung der Ziele um eine »Verfälschung« handeln musste. Da der Versuch der »Geistesaristokratie<sup>1490</sup>«, vermeintlich »konstruktiv« am neuen Regime mitzuarbeiten, gescheitert war und die eigenen Ideale einer »Verfälschung« zum Opfer gefallen waren, sah sich die (neuhumanistische) Bildungselite nicht in der Verantwortung. Deshalb trifft auch der Begriff einer »Selbstentschuldung« nur bedingt zu, denn auch das hieße, sich einer grundsätzlichen Schuld bewusst gewesen zu sein. Curtius unterstrich das fehlende Schuldbewusstsein durch die Einstufung des Nationalsozialismus als von den »Massen« getragener Bewegung, gegen deren Emanzipation er sich durch seine elitärpaternalistische Auffassung der »Geistesaristokratie« schon seit seiner Zeit im Nationalsozialen Verein ausgesprochen hatte.

Aber auch die vermeintlich den Nationalsozialismus tragenden Teile des deutschen Volkes inszenier-

te er letztlich als Opfer einer »geradezu logische[n] historische[n] Folge der Ereignisse seit 1918<sup>1491</sup>«. »Die »große Schuld« vor allem »Frankreichs und Englands« habe an der »kurzsichtigen, quälerischen Behandlung des deutschen Volkes nach dem Ersten Weltkrieg«, an »dem sich in endlosen ergebnislosen Verhandlungen erschöpfenden Scheintreiben des Völkerbundes« und schließlich an »dem Mangel an jeder tatkräftigen Unterstützung der schwachen demokratischen deutschen Reichsregierung<sup>1492</sup>« gelegen. Auch er hatte jedoch der Reichsregierung und der Weimarer Republik seine Unterstützung versagt und sich »für die andere Seite« entschieden<sup>1493</sup>. »Dumpfe Verzweiflung« habe sich seinerzeit im deutschen Volk ausgebreitet, weswegen man sich dem »Führer« zugewandt habe<sup>1494</sup>. Ein Dilemma, aber auch eine billigende Inkaufnahme des rechtsgerichteten Bürgertums offenbarend, gab Curtius an, dass selbst die »Einsichtigen« – zu denen er sich implizit zählte – den »Erfolgen« des Regimes, wie etwa der Wiederaufrüstung, der Besetzung des Rheinlandes oder der Angliederung Österreichs, nicht »zu widersprechen« vermocht hatten, da sie dies alles auch gewünscht und gefordert hatten<sup>1495</sup>.

Dennoch machte Curtius die Schuldigen auch innergesellschaftlich eindeutig aus und gewährte damit noch einmal einen klaren Blick auf die von ihm intendierte Leserschaft. Der Nationalsozialismus sei »von Anfang an eine hauptsächlich vom kleinen Bürgertum des Mittelstandes und vom notleidenden Volke getragene Massenbewegung« gewesen. »Notleidend« war das Volk durch die Fremdeinwirkung der anderen europäischen Mächte. Die »deutschen Bildungsschichten« hingegen, so Curtius, hätten »ursprünglich gar keinen oder nur einen geringen Anteil<sup>1496</sup>« daran gehabt, im Gegenteil sei der größte Teil des Deutschen Volkes sogar im »zersplitterten Widerstand<sup>1497</sup>« gewesen. Schon aus der Perspektive des Jahres 1950 wagte Curtius sich weit vor, als er behauptete, dass der Antisemitismus »dem deutschen Volke als Gesamtheit fremd« gewesen sei. Erneut engte Curtius die Träger des Nationalsozialismus ein. Der Antisemitismus sei »überhaupt nur genährt von den Schichten des kleinen Mittelstandes, der den Kern der nationalsozialistischen Partei bildete«. Nur

<sup>1489</sup> Curtius, Welt (1950), 524.

<sup>1490</sup> Ebenso wie 1918 hoffte Curtius auch nach 1945 auf eine von der Jugend getragene »Neue Aristokratie«. Über eine Vortragsreise zu verschiedenen Universitäten der Westzone 1950 berichtete Curtius seinem Freund Rupprecht von Bayern, dass er dort bereits »überall auch wieder die allmähliche Herausbildung einer Elite« beobachte. Curtius an Rupprecht 06.04.1950, BayHStA, Abteilung III, Geheimes Hausarchiv, A225.

<sup>1491</sup> Curtius an Wiegand 21.03.1933, Archiv DAI-Berlin, Kiste Wiegand C–K.

<sup>1492</sup> Curtius, Welt (1950), 517.

<sup>1493</sup> Curtius, Welt (1950), 447.

<sup>1494</sup> Curtius, Welt (1950), 517.

<sup>1495</sup> Curtius, Welt (1950), 517.

<sup>1496</sup> Curtius, Welt (1950), 518.

<sup>1497</sup> Curtius, Welt (1950), 522.

»der Kern« der NSDAP sei also wirklich antisemitisch gewesen. Eine »Massenbewegung«, die nur von einem kleinen Teil des Volks getragen wurde, ist ein Widerspruch, den Curtius nicht bemerkt. Ohne Führung und Organisation »unterlag« so der Einzelne nach und nach dem Regime<sup>1498</sup>. Noch einmal: Die Frage, ob möglicherweise die eigenen Ideale einer kritischen Hinterfragung unterzogen werden müssten, wurde von Curtius gar nicht erst gestellt. Sein »Widerstand« sei »weniger ein politischer als ein humanistischer<sup>1499</sup>« gewesen. Politisch leistete er also keinerlei Widerstand und erkannte die »Erfolge« gern als solche an.

Das deutsche Volk – ohne die »Bildungsschichten<sup>1500</sup>« – sei nach dem von Curtius kolportierten Bild der nationalsozialistischen Herrschaft also von zweierlei Fremdeinwirkung betrogen worden: zum einen von den Siegermächten des Ersten Weltkrieges, die – als »logische Folge« – das Volk durch die harten Friedensbedingungen nach 1918 geradezu in die Arme der – ebenso scheinbar von außen – kommenden Nationalsozialisten getrieben hatten. Wirklich nationalsozialistisch aus Überzeugung sei (in Curtius' Ansicht) nur der »kleine Mittelstand« gewesen.

Mit dieser Erzählung fand er sich bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart, die das Buch 1950 verlegte, in bester Autorengesellschaft. Das Programm des Stuttgarter Verlags spiegelte exemplarisch das Narrativ der 1950er Jahre wider, das vor allem die Opferrolle des »verführten« deutschen Volks betonte<sup>1501</sup> und »die Dichotomie zwischen schuldiger Führung und unschuldigem Volk<sup>1502</sup>«.

Zuletzt musste in Curtius' Anschauung das deutsche Volk dem »Führer« auch deswegen zum Opfer fallen, weil es eben nicht auf breiter Basis »humanistisch« gebildet war. Ganz ausklammern oder negieren konnte jedoch auch Curtius nicht, dass »die deutschen Bildungsschichten« in weiten Teilen doch dem Nationalsozialismus gefolgt waren. Auch wenn er sich selbst ausschloss, brachte er Verständnis auf. Zu sehr habe man sich in den »Bildungsschichten« die »soziale brüderliche Verbundenheit aller Teile des Volkes« gewünscht und geglaubt, man »müsse« dem nationalsozialistischen Regime folgen, wolle man die »alten ethisch-sozialistischen Ideale verwirklichen<sup>1503</sup>«. In Curtius' Ansicht folgten weite Teile der »Bildungsschichten« dem NS-Regime also deshalb, weil sie zu idealistisch waren, der Rest des Volks folgte, weil er betrogen worden war.

## 9.3 Lebensabend und Tod

Seinen Lebensabend in den 1950er Jahren finanzierte Curtius wohl hauptsächlich aus den Einnahmen seiner Lebenserinnerungen und weiterer publizistischer Tätigkeiten. So schrieb er etwa für einen »amerikanischen Verlag« einen »kleinen Führer durch Rom«, wie er seinem guten Freund Rupprecht von Bayern berichtete, und war beratend im römischen Kunsthandel aktiv. Der »Boden in Rom« spende »immer wieder Neues«, etwa ein »prachtvolles Porträt aus der Tetrarchen-Zeit«, das »ein junger amerikanischer Freund« von ihm erworben habe. »Großes Vergnügen« bereite es ihm darüber hinaus, »ein paar große Herren aus der Basler chemischen Industrie«

zu beraten, die »neuerdings leidenschaftliche Antikensammler geworden« seien<sup>1504</sup>.

Außerdem erhielt er offenbar Geld vom Archäologischen Institut. Mit dem gezahlten Betrag, etwa 1000 Mark jährlich, fühlte er sich allerdings schlechter gestellt als Leo Bruhns an der Bibliotheca Hertziana. Der Geldbetrag war offenbar eine Art Gefallen vom Präsidenten des Archäologischen Instituts Carl Weickert, denn bezüglich des Erhalts des Geldes wies er Curtius an, dass »für den von den Bürokraten verlangten jährlichen Nachweis« lediglich »eine halbe Seite über ihre Tätigkeit, wobei Form und Inhalt ganz in Ihrem Belieben stehen«, genügen würden. Dabei

**1498** Das stellt noch einmal einen Bezug zu Fichte dar. Trotz des kantischen kategorischen Imperativs könne ein Individuum die Aufgabe, seinen Willen zu bestimmen, nicht alleine erfüllen, so Fichte. In Curtius' Wahrnehmung war das deutsche Volk aus Mangel an Gemeinschaft dem Nationalsozialismus verfallen. Curtius, Welt (1950), 522.

**1499** Curtius, Welt (1950), 512.

**1500** Hier sei auf das »Bekenntnis der deutschen Professoren zu Adolf Hitler« von 1933 verwiesen.

**1501** Götschel 2021, 263 und 267.

**1502** Götschel 2021, 269

**1503** Curtius, Welt (1950), 518.

**1504** Curtius an Rupprecht von Bayern 25.07.1949, BayHStA, Abteilung III, Geheimes Hausarchiv, A225.

gebe ihm »die Formulierung des Forschungsauftrages ›Studien zur Geschichte der römischen Kunst‹ »jeden Spielraum«, den er benötige. »Damit Sie sehen, dass ich auch ein guter Bürokrat bin, bitte ich Sie, diesen ominösen Bericht über das Institut zu senden, damit wir eine Abschrift des Dokumentes bei unseren Akten behalten können<sup>1505</sup>.« Es handelte sich also um eine eher formlose Zahlung in offiziellem Gewand. Außerdem stellte Curtius noch einen »Antrag auf Wiedergutmachung nach dem Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts« für die zwei Jahre, die ihm durch die verfrühte Zwangspensionierung an Vergütung verloren gegangen waren<sup>1506</sup>. Ob dem stattgegeben wurde, ist allerdings nicht zu ermitteln.

Curtius' Kontakte erwiesen sich über alle Zeitstürme hinweg als intakt und das bis in die höchsten Kreise der jungen Bundesrepublik. So reiste im Sommer 1951 Bundeskanzler Konrad Adenauer, den Curtius noch aus den Tagen des Europäischen Kulturbundes

kannte, nach Rom. Der fünfundsiebzigjährige Kanzler besuchte die Ewige Stadt zum ersten Mal in seinem Leben. In seiner Tasche führte er einen Zettel mit, auf dem Bundespräsident Theodor Heuss die wichtigsten Sehenswürdigkeiten verzeichnet hatte; Curtius und Heuss kannten einander noch aus den gemeinsamen Tagen beim Nationalsozialen Verein Friedrich Naumanns. Über das Forum Romanum wurde Adenauer so vom »prominentesten in Rom lebenden Deutschen<sup>1507</sup>«, wie Der Spiegel Curtius nannte, geführt. Curtius dürfte Adenauer eine ebenso rhetorisch brillante und mitreißende Führung gegeben haben, wie er dies schon unzählige Male zuvor getan hatte.

Drei Jahre später, am 10. April 1954, starb Ludwig Curtius und wurde an der Seite seiner Frau Edith und seiner Tochter Stella Maris, die bereits 1950 verstorben war, auf dem Campo Santo Teutonico im »Schatten der Peterskuppel<sup>1508</sup>« beigesetzt. Seine Beerdigung dürfte ein Großereignis der römischen Gesellschaft gewesen sein.

**1505** Weickert an Curtius 19.04.1951, BArch Koblenz N1304/4.

**1506** »Antrag auf Wiedergutmachung nach dem Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für die im Ausland lebenden Angehörigen des öffentlichen Dienstes« vom 18.03.1952 (Bundesgesetzbl. I S.137) und nach dem

Gesetz vom 11.05.1951 (Bundesgesetzbl. I S.291), BArch Koblenz N1304/4.

**1507** »Frascati bei Vollmond« in Der Spiegel 27.06.1951, 17–18.

**1508** Diebner 2013

# 10. Fazit

Im März 1963 unterhielt sich Karl Jaspers mit dem Rektor der Universität Heidelberg Fritz Ernst über das Bild, das die Deutschen von deutscher Geschichte hätten. Jaspers forderte, dass es sich von Grund auf ändern müsse, und plädierte für ein »kurzes, einfaches, klares, anschauliches« Buch, durch das sich das »Gesamtbild« der Deutschen auf ihr eigenes Land erneuern solle. »Auf die Wesenheiten und die Entscheidungen, auf das Ethos, auf die vergangenen und nun zu überwindenden Vorstellungen<sup>1509</sup>« müsse es gerichtet sein. Jaspers hatte beim Aufbau eines solchen Werkes zwar den von Johannes Haller<sup>1510</sup> 1923 herausgebrachten Band »Die Epochen der deutschen Geschichte« vor Augen, lehnte das Buch aber aus einem bestimmten Grund ab: Nach dem Ersten Weltkrieg habe Hallers Buch zu »heftigen Diskussionen« zwischen ihm und Ludwig Curtius geführt – »Curtius begeistert, ich empört über den ›Geist‹ des Buches«. Dass dem Werk »später ein Hitlerkapitel angehängt werden konnte«, habe Jaspers darin bestätigt, mit seiner Position gegenüber Curtius 1923 richtig gelegen zu haben<sup>1511</sup>.

Für Jaspers verkörperte Curtius exemplarisch eine vergangene, tief verwurzelte und zu überwindende Mentalität, die ihren Kulminationspunkt – nicht im Sinne einer möglichen, sondern einer zwangsläufigen Folge – im Nationalsozialismus gefunden, und nach 1945 eine (weitgehend) »unbewältigte Vergangenheit<sup>1512</sup>« hinterlassen hatte. Curtius' Haltung entsprach einer im Bürgertum weit verbreiteten Mentalität. Deswegen plädierte Jaspers für eine grundlegende Neuorientierung jener tief verwurzelten Ansichten. Eine Forderung, die wenige Jahre später durch die Generation der 68er lautstark den gesamtgesellschaftlichen Diskurs prägte<sup>1513</sup>.

Im Fazit fasse ich die Erkenntnisse zusammen, gegliedert in fünf Themenblöcke, denen ich jeweils einen Leitsatz voranstelle.

**Entgegen seiner Inszenierung war die Entwicklung von Curtius' politischen Ansichten nicht originell oder gar einzigartig.** Zusammenfassend liegen die Ursprünge seiner Politisierung in den Studi-

en Jahren. Hochschullehrer wie Schmoller, Treitschke und vor allem von Brentano beeinflussten ihn maßgeblich und führten ihm erstmals die soziale Frage vor Augen, die später durch den großen Einfluss Friedrich Naumanns zu seinem lebenslangen politischen Anliegen wurden. Während seines Studiums der Archäologie, in dem Furtwängler und Brunn ihn prägten, eignete er sich Haltungen an, die von einem Rekurs nicht nur in eine idealisierte griechisch-römische Antike, sondern auch in eine genauso idealisierte Vergangenheit Deutschlands zu Beginn des 19. Jahrhunderts beeinflusst waren. Gerade für letzteren Aspekt boten ihm die Schriften des verbitterten Orientalisten Paul de Lagarde – die er kurz nach seinem Studium nachts in der Bibliothek des Archäologischen Instituts in Rom entdeckt haben will – eine Vor- und Grundlage, denn sie waren vage genug, um Freiräume für Interpretationen zu lassen. Aus der griechisch-römischen Antike und dem deutschen Idealismus leitete Curtius ab, dass die Freiheit des Individuums sich nur durch dessen Unterordnung unter ein höheres Ganzes entfalten könne. Gleichzeitig warnte er kulturpessimistisch vor einer Überbetonung alles Materiellen und Technischen. Seine lebenslange politische Heimat fand Curtius im Nationalsozialen Verein, auch wenn dieser sich bereits 1903 auflöste. Dessen Gründer Friedrich Naumann wurde zu seinem zentralen politischen Orientierungspunkt. Das Ziel des NSV, die Arbeiter der Sozialdemokratie abspenstig zu machen und in einen nationalen Kontext zu (re-)integrieren, verfolgte Curtius sein Leben lang vor dem Hintergrund des Idealbildes einer »Volksgemeinschaft«.

Curtius' Bezüge auf eine idealisierte Vergangenheit (oder eine idealisierte Zukunft), die Verurteilung alles Materiellen und Technischen oder das Klagen über den Verfall von Bildung und Kultur sowie über mangelnde Geistigkeit sind exemplarische Symptome eines diffusen Niedergangsgefühls, das am Vorabend des Ersten Weltkrieges im Bildungsbürgertum weit verbreitet war und gemeinhin als »Kulturpessimismus« bezeichnet wird. Durch die als bedrohlich

<sup>1509</sup> Karl Jaspers an Fritz Ernst 01.05.1963 aus Dutt – Wolgast 2016, 163 f.

<sup>1510</sup> J. Haller, Die Epochen der deutschen Geschichte (Stuttgart 1923).

<sup>1511</sup> Karl Jaspers an Fritz Ernst 01.05.1963 aus Dutt – Wolgast 2016, 163 f.

<sup>1512</sup> Frei 2017, 79.

<sup>1513</sup> Frei 2017, 79.

wahrgenommene fortschreitende Emanzipation der Arbeiter und die zunehmende gesellschaftliche Bedeutung des Wirtschaftsbürgertums<sup>1514</sup> und der Berufspolitiker *musste* das Bildungsbürgertum gleichsam einen Kulturpessimismus pflegen, da die weichen Faktoren Bildungswissen und Kultur – über die es sich definierte – gesellschaftlich vor den harten Faktoren des ökonomischen und politischen Kapitals zurückwichen. Das Bildungsbürgertum verknüpfte somit den diffus verspürten kulturellen Zerfall der eigenen identitätsstiftenden Merkmale mit einer Diagnose gesamtgesellschaftlichen Niedergangs, um dem eigenen verspürten Zerfall eine realpolitische Note zu verleihen, die die Bedeutung der eigenen Bevölkerungsguppe aufwertete.

**Curtius' aktiver politischer Gestaltungswille war eher untypisch gegenüber dem diffusen und unverbindlichen Reformstreben des Bildungsbürgertums.** Die Kritik und die Furcht vieler Bildungsbürger richteten sich hauptsächlich gegen einen Materialismus der »Massen«. Die sich emanzipierenden Arbeiter wollte Curtius in das Volk einhegen, das unter Führung einer »Geistesaristokratie« geeint werden sollte. Für diese Vorstellung kann der Begriff der »Volksgemeinschaft<sup>1515</sup>« verwendet werden – entkoppelt von der späteren nationalsozialistischen Interpretation. Das gemeinsame, von der »Volksgemeinschaft« zu verfolgende Ziel sollte von der »Geistesaristokratie« formuliert werden, zu der Curtius sich selbst rechnete. Die Reichsgründung 1871 war für Curtius »unvollkommen«, weil ihr die Schaffung der »Volksgemeinschaft«, also die innere Nationsbildung, nicht gelungen war. Schon im Kaiserreich, ungleich mehr noch in der Weimarer Republik, glaubte er, gesellschaftliche Fliehkräfte wirken zu sehen, deren institutionelle Verkörperung die politischen Parteien waren, die nur ihre jeweiligen Partikularinteressen verträten. Sein besonderes Interesse galt der sozialen Frage und den Arbeitern, wo er jene Partikularinteressen am lautesten zu hören glaubte. In paternalistischer Manier versuchte er, dem vermeintlichen Materialismus und damit der demokratischen Emanzipation der Arbeiterschaft mit Bildung entgegenzutreten, und sie – ganz im Sinne des Individuums, das nur im Kollektiven seine Freiheit finden könne – an ihrem vermeintlichen Platz in der »Volksgemeinschaft« zu korsettieren, wo sie den sozialdemokratischen Klassenkampf und Internationalismus als grundfalsch

erkennen würden. Soziale Mobilität durch Bildung beabsichtigte Curtius nicht.

Er ging für diese politischen Ziele engagiert zu Werke, trat Parteien bei, suchte die Diskussion mit Vertretern anderer politischer Lager und besuchte etwa sozialdemokratische Bildungsvereine. Diese aktive Herangehensweise zeigt Curtius' ehrlichen Willen, an den von ihm festgestellten, vermeintlich negativen Zeittendenzen etwas zu ändern. Das war untypisch und widersprach dem im Bildungsbürgertum, vor allem in der universitätsnahen Bildungselite, gepflegten passiven »unverbindlichen Reformismus<sup>1516</sup>«.

Besonders eindrucksvoll zeigte sich das aktive Vorgehen Curtius' in seiner freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst 1914. In seinen Lebenserinnerungen betonte er das Besondere seiner freiwilligen Meldung als 39-jähriger Universitätsprofessor und tatsächlich war sie ungewöhnlich. Als arrivierter Professor wäre es ein Leichtes gewesen, zuhause zu bleiben und den »Krieg der Geister« zu führen. Kein sozialer Druck hätte ihn zur Freiwilligkeit gedrängt. Im Weltkrieg sah er jedoch ein Ereignis, das mit einem Mal die innere Reichsgründung vollenden und ein geeintes deutsches Volk schaffen könnte. Die überschwängliche Begrüßung des Kriegsausbruches war weit verbreitet im Bildungsbürgertum und Curtius' Auffassungen spiegelten die »Ideen von 1914« zur Gänze wider. Geradezu exemplarisch bildungsbürgerliche Topoi verkörpernd, verklärte er den Kriegsbeginn als gemeinsame Kraftanstrengung des ganzen Volkes und romantisierte das »edle Fallen« für das Vaterland. Während des Krieges versuchte er weiterhin, seinem selbstauferlegten paternalistischen Bildungsauftrag nachzukommen und betreute eine Feldbibliothek für die Artilleriesoldaten unter seinem Befehl.

Während Altersgenossen wie Thomas Mann ihre Begeisterung im Laufe der Nachkriegsjahre zu hinterfragen begannen, folgte Curtius der Kehrseite der »Ideen von 1914«, beteiligte sich in der Kolportage des »Dolchstoßes« und machte die Sozialdemokratie, Juden und generell die Heimat für den verlorenen Krieg verantwortlich. Die durch die Niederlage von 1918 geschaffenen Realitäten steigerten die bildungsbürgerliche Niedergangserzählung zu einer fatalistischen Untergangserzählung. Curtius verkörperte exemplarisch die Hypotheken der Weimarer Demokratie. Aus seiner Sicht hatten die gesellschaftlichen

<sup>1514</sup> Eine Trennung zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum wird wohl vor allem beim ökonomischen Kapital deutlich. In der Praxis der »Bürgerlichkeit« ist sie kaum bzw. gar nicht feststellbar.

<sup>1515</sup> Den Begriff verwendete Curtius auch selbst, als er die Unterschiede zwischen den Zielen des Nationalsozialen Vereins und den Nationalsozialisten aufzählte. Curtius, Welt (1950), 524.

<sup>1516</sup> Jansen 2018, 36.

Fliehkräfte die Kriegsniederlage herbeigeführt und sich durch die Weimarer Demokratie institutionell festgesetzt. Nach dem Krieg blieb Curtius politisch aktiv, hielt Vorträge und publizierte politische Artikel. Er folgte weiter dem Ideal der »Volksgemeinschaft« und lehnte die Demokratie ab. In ihr zerfalle das Volk in seine Einzelteile. Ohne gemeinschaftlichen Nenner strebe in der Demokratie jede gesellschaftliche Gruppe nur nach ihren eigenen materiellen Partikularinteressen.

Schon 1918 trat er in die Deutschnationale Volkspartei ein, um dort die Ideen Paul de Lagardes politisch umzusetzen. Als Direktor der römischen Zweigstelle des DAI musste er später sein parteipolitisches Engagement aufgeben, verfolgte aber weiterhin seine politischen Ziele, etwa Deutschland wieder in die Position der »geistigen Führungsnation« Europas zu bringen. Er verstand seinen Posten in Italien als den eines kulturpolitischen Botschafters. Wollte er sich 1915 das Land im Süden wegen dessen Kriegseintritt noch »aus dem Herzen reissen<sup>1517</sup>«, so blickte er ab 1922 umso interessierter nach Rom. Der korporativ organisierte faschistische Staat verkörperte recht genau seine Vorstellung von »Volksgemeinschaft«, in der vermeintlich jedes Individuum und jede Gruppe ihren festgefühten Platz hatte. Generell wurde das faschistische Italien gerne vom rechtsgerichteten deutschen Bürgertum als positives Beispiel herangezogen, um sich gegenüber der Weimarer Demokratie abzugrenzen.

**Curtius bezog meist eine gesonderte Position innerhalb der politisch-weltanschaulichen Strömungen, denen er angehörte.** In der rechtsgerichteten Deutschnationalen Volkspartei sammelte sich ein heterogenes nationalistisches Milieu, weswegen Curtius sich veranlasst fühlte, in der Rückschau seiner Lebenserinnerungen zu betonen, dass er sich dem »Linken Flügel« dieser völkisch-nationalistischen Partei zuordnete, der sich hauptsächlich für die Versöhnung von »Nation und Arbeiterschaft« gegen »Parteienstreit« und Pluralisierung eingesetzt habe – eine weitere Spielart der »Volksgemeinschaft«. Kennzeichnend für Curtius' Selbstverortung war es, eine vermeintliche Randposition innerhalb einer größeren Strömung zu beziehen. So bewunderte er trotz seiner bayerisch-katholischen Sozialisation das protestantische Preußen, sah sich linksstehend in einer rechtsgerichteten Partei, verortete sich aber »rechts stehend« im Gesamtkonstrukt des Sozialismus – perfekt verkörpert durch den Nationalsozialen

Verein Friedrich Naumanns. Sein Katholizismus betonte vor allem griechisch-antike Wurzeln und bezog protestantische Positionen ein. Er kritisierte den Alldeutschen Verband, wandte sich später aber der Vaterlandspartei zu.

Hierzu passt letztlich auch, dass er den Nationalsozialismus weitgehend ablehnte und dem italienischen Faschismus große Sympathie entgegenbrachte. Curtius nahm damit sowohl in seiner Selbstwahrnehmung als auch in seiner Selbstinszenierung erneut eine besondere Position abseits einer von ihm wahrgenommenen (deutschen) Mehrheit ein, während er in der Fremde, die ihm zur zweiten Heimat geworden war, im Mainstream mitschwimmen wollte. Als untypisch kann letztlich auch gelten, dass er nie in die NSDAP eintrat, während viele seiner Universitätskollegen dies früher oder später taten.

In der Debatte über jenen diffusen Niedergang bezog das Bildungsbürgertum immer eine Art intellektuelle Beobachterposition, aus der heraus zwar Zeitdiagnosen erstellt wurden, auf der jedoch auch der passive »unverbindliche Reformismus« herrschte. Curtius »aktive« Herangehensweise bildete hier zwar in gewisser Weise eine Ausnahme, durch seine kontinuierlich gesonderte politische Selbstverortung – auf dem »linken« Flügel der rechten DNVP, als Mitglied des NSV »rechts« stehend in der größeren Strömung des Sozialismus oder seiner speziellen Auslegung des Katholizismus – blieb er dennoch in einer Beobachterrolle, da er nie in Verbindung mit den jeweiligen Hauptströmungen gebracht werden konnte.

**Curtius kann als exemplarischer oder idealer Bildungsbürger gelten, weil er in außergewöhnlichem Maße die Aspekte von »Bildungsbürgerlichkeit« in sich vereinte und sein Handeln bewusst und unbewusst fast ausschließlich vom neuhumanistischen Bildungskosmos geleitet wurde.** Ruft man sich noch einmal das Bild des sozialen Raumes »Bildungsbürgertum« vor Augen, so befand Curtius sich in mehrfacher Hinsicht in dessen Zentrum. Erstens gehörte er der Gruppe der Universitätsprofessoren an. In Bezug auf das Bildungswissen, das den Kern der bildungsbürgerlichen Gruppenidentifikation bildete, standen sie auf der höchsten, der wissenschaftlichen Stufe. Daraus leiteten vor allem die Vertreter von Geistes- und Gesellschaftswissenschaften einen Anspruch auf Deutungshoheit ab, von dem Curtius maßgeblich beeinflusst war und selbst Gebrauch machte. Die vermeintliche Befähigung zur höheren Einsicht verbot es gleichsam, zu politischen

<sup>1517</sup> Curtius an Stählin 20.05.1915, Universitätsbibliothek Erlangen Ms. 2566/94 (2).

Kompromissen bereit zu sein. Die Reflexion darüber fand dabei nur teilweise auf der bewussten Ebene statt. Denn nicht nur wollte Curtius nicht von eigenen Positionen abrücken, es ist auch fraglich, ob er das aufgrund seiner Dispositionen überhaupt konnte. Daher rührte, dass der Kompromiss im politischen Diskurs – ein Kernmerkmal der modernen Demokratie – von ihm als Zeichen der Schwäche ausgelegt wurde. Einen Kompromiss zu schließen, bedeutete für ihn, die eigene (richtige) Position aufzugeben. Dieser Absolutheitsanspruch der eigenen Deutung verhinderte die Anerkennung abweichender Positionen. Das absolute Politikverständnis der Professoren – und speziell bei Curtius – verhinderte es ebenso, Abstufungen von Forderungen zu sehen, die den Interessenlagen der verschiedenen politischen Lager entsprachen. Für ihn gab es in Bezug auf das diffuse höhere Ganze nur richtig oder falsch bzw. – in den radikaleren Jahren kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs – Freund und Feind. Dazu kam noch eine elitär-paternalistische Dimension, die über den eigenen Wahrheitsanspruch hinausging: Anderen Bevölkerungsgruppen – etwa der Arbeiterschaft – wurde ganz grundsätzlich die Fähigkeit abgesprochen, überhaupt zu eigenen und erst recht richtigen politischen Ansichten gelangen zu können – gleichsam als Kehrseite der eigenen höheren Einsicht. Curtius steht politisch exemplarisch für das rechtsgerichtete antidemokratische, antipluralistische und antiliberalistische Bürgertum, weil er die dort vorherrschenden Themen in Gänze in sich vereinte. Besonders deutlich wurde dies in den Jahren unmittelbar vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg.

Wie an Curtius' Vita außerdem beispielhaft deutlich wird, war mit der wichtigste Antrieb des Bildungsbürgertums des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die vermeintliche Erkenntnis, sich in einer Zeit eines diffusen, sowohl gesamtgesellschaftlichen als auch auf die Stellung der eigenen Bevölkerungsgruppe bezogenen Niederganges zu befinden und dagegen vorgehen zu müssen. Ludwig Curtius' Auffassungen spiegeln exemplarisch die Topoi dieser Niedergangserzählung wider. Er beklagte den »Verfall« von »Kultur« und »Werten« und lehnte Pluralismus und Demokratie infolge seines harmonistisch idealisierten Gesellschaftsbildes einer »Volksgemeinschaft« ab.

Curtius sah sich und die »Geistesaristokratie« dabei an der Schnittstelle zwischen Kultur und Politik. Aus seiner Sicht folgte aus kulturellem Verfall unmittelbar jener vermeintliche Niedergang. Da-

durch fiel dem Bildungsbürgertum eine Schlüsselrolle zu. Denn im exemplarischen Selbstverständnis Curtius' verfügte es als »kulturelle Klasse<sup>1518</sup>« über die Deutungshoheit über Kultur und folglich auch über das Wissen, wie der Niedergang aufzuhalten sei. Nicht zufällig entsprangen die Lösungsansätze und Orientierungspunkte der Sphäre des klassisch humanistischen Bildungskanons, weil dieses Wissen das Bildungsbürgertum vom Rest der Bevölkerung abgrenzte. Aus diesem Zusammenhang leitete das Bildungsbürgertum seinen Geltungsanspruch ab.

Zweitens wies Curtius gerade als Professor der Klassischen Archäologie eine besondere Verbundenheit zur (neu-)humanistischen Bildungsidee auf. Er verkörperte diese Nähe in hohem Maße, da sie ein tief verankerter Teil seiner Lebenswelt war und sich seine politischen Ansichten maßgeblich aus einem idealisierenden Vergangenheitsrekurs speisten. An diesem Punkt sei auf die Verschmelzung von Inszenierung und Überzeugung hingewiesen. Zur Selbstinszenierung von Curtius gehörte es, die bildungsbürgerliche Verankerung so deutlich wie möglich nach außen darzustellen, was zwar auf der bewussten Ebene, mehr aber noch auf der unbewussten geschah. Verdeutlichen kann dies seine Verwunderung darüber, dass die ihm untergebenen Soldaten im Ersten Weltkrieg – Industriearbeiter und Bauern – sich lieber über ihre alltäglichen Probleme unterhielten, anstatt Goethe zu lesen, der ihm selbst die Flucht in eine Traumwelt ermöglichte. Es ist unter anderem der Inszenierung geschuldet, dass Curtius hier Goethe nennt, stand dieser doch im Zentrum des bildungsbürgerlichen Literaturkanons. Gleichzeitig war der Bildungskanon allerdings auch ein so tief verankerter, integraler Teil seiner Lebenswelt, dass seine Verwunderung über die Soldaten durchaus ehrlich war. Dies zeigt auch sein weitgehendes Unvermögen, andere Lebenswelten zu verstehen – eine ähnliche Dynamik also, wie sie im Ersten Weltkrieg zwischen Front und Heimat herrschte und im »Dolchstoß« kulminierte. Dieses Unvermögen und der politische Absolutheitsanspruch befeuerten sich gegenseitig. Exemplarisch sei noch einmal der Vorwurf des Materialismus gegenüber den Arbeitern aufgegriffen. Entstanden war er in Teilen des Bildungsbürgertums und speziell bei Curtius durch die Unfähigkeit, zu erkennen, dass es nichts mit Materialismus zu tun hat, wenn die Arbeiter ihre prekäre Lebenssituation zu verbessern suchten. Die prekären Verhältnisse sah Curtius zwar, doch der absolute Geltungsanspruch seiner Auffassungen verhinderte es, die Forderungen

1518 Schulz 2005, 22.

und Bedürfnisse der Arbeiter berücksichtigen zu können. Die absoluten Ansichten Curtius' setzten Materialismus darüber hinaus mit Kulturlosigkeit gleich. Dass die Arbeiterschaft aber nach harten Arbeitstagen noch vielfach in die Bildungsvereine strebte – in denen Curtius sogar selbst zu Gast war – sah er zwar, dies jedoch als »wahre« Bildung anzuerkennen, verhinderte wiederum sein verinnerlichter Bildungskanon. Nur die humanistische geistige Veredelung war für ihn »richtig«. Zum Vorwurf wurde der Begriff des Materialismus auch, weil er beispielhaft für das Streben der Arbeiterschaft stand, die ihr von der »Geistesaristokratie« zugeschriebene Position in der Gesellschaft zu verlassen.

Drittens pflegte Curtius intensiv die habituelle Reproduktion von Bürgerlichkeit. Er besuchte Salons und Gesprächskreise, veranstaltete Musikabende oder las seinen Gästen Novellen vor, praktizierte also die allumfassende Gegenwart des bildungsbürgerlichen Bildungskosmos. Die Wohnung des Ehepaars Curtius – ob in Heidelberg oder Rom – war ein Zentrum gesellschaftlicher Zusammenkünfte, in dem soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital jene bisweilen schwer fassbare Praxis der Bürgerlichkeit schufen.

Durch die Vereinigung all dieser Aspekte in einer Person kann Curtius als exemplarischer oder idealer Bildungsbürger beschrieben werden. Weil aber nur wenige Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger die zugeschriebenen Eigenschaften in solchem Maße in sich vereinten wie Curtius, war er letztlich kein typischer Vertreter dieser Sozialformation. Dass Curtius' Lebenswelt und seine Ansichten bewusst und unbewusst dermaßen in der neuhumanistisch-bildungsbürgerlichen Sphäre aufgingen und er darüber hinaus noch politische Handlungsoptionen daraus ableitete, war eher ungewöhnlich im Bildungsbürgertum. Nicht umsonst bezeichnete der politisch versierte, liberale Heidelberger Kollege Alfred Weber Curtius als »politisches Kind« und seine Ansichten als naiv. In Webers Augen fehlte Curtius die Verbindung zur realen Welt.

**Curtius pflegte durch alle Inkarnationen des deutschen Staates hindurch ein engmaschiges personelles Netzwerk und verfügte über ein hohes soziales Kapital.** Besonders deutlich wurde das in der vorliegenden Arbeit etwa bei seiner vorzeitigen Versetzung in den Ruhestand und deren Nachspiel. Die Dynamiken, die sich rund um diese Geschehnisse entfalteten, sind auch und gerade in der Sphäre persönlich-individueller Beziehungen zwischen Akteuren zu verorten. Die vorzeitige Pensionierung von Curtius wurde wohl betrieben von Gegnern, die sich die Mechanismen des Unrechtssystems zunutze

machten. Einflussreiche Freunde und Bekannte konnten die Pensionierung zwar nicht verhindern, wohl aber erreichen, dass er über 1937 hinaus in Rom bleiben durfte – wiederum gegen den Widerstand eines Curtiusgegners. Die genuin politische Ebene einer wie auch immer gearteten weltanschaulichen Haltung zum nationalsozialistischen Regime spielte dabei fast schon eine nebensächliche Rolle, wurde aber umso stärker als Werkzeug zwischenmenschlicher Konflikte benutzt. Die verfrühte Pensionierung Curtius' und das zwei Jahre später folgende Gezerre um seinen Verbleib in Rom resultierten somit hauptsächlich aus solchen zwischenmenschlichen Konflikten. Über diese Erkenntnis kann noch einmal die Frage der Nähe oder Ferne zum nationalsozialistischen Regime aufgegriffen werden, denn sie muss (auch) die zwischenmenschliche Ebene berücksichtigen. Von Ribbentrop stufte Curtius' Tätigkeit in Rom nicht deshalb als kriegswichtig ein, weil dieser eine politische Kehrtwende vollzogen hatte, sondern weil er vergleichsweise einflussreiche Fürsprecher besaß. Den Reiseführer verfasste Curtius später nicht, weil er Anhänger des NS-Regimes geworden war, sondern weil sein Bekannter Enno von Rintelen ihn darum gebeten hatte, auch wenn die deutschnationale Befürwortung des Krieges hier eine Rolle gespielt haben dürfte. Auch die Vorträge vor hohen Wehrmachts- und SS-Offizieren in Rom fallen in diese Kategorie.

Das große soziale Kapital von Curtius fußte entscheidend auf seinen gesellschaftlichen Talenten und seinem Engagement in mehreren Organisationen, etwa den politischen Parteien, dem Europäischen Kulturbund, der Fichte-Gesellschaft oder der *Accademia dei Lincei*, um nur einige zu nennen. So umgab ihn ein dichtes Netz von Kontakten, auf das er jederzeit gewinnbringend zurückgreifen konnte. Diesem Talent verdankte er auch seinen Direktorenposten in Rom, auf den er explizit nicht aufgrund seiner wissenschaftlichen Fähigkeiten berufen wurde, sondern als Repräsentant des DAI und des Deutschen Reiches.

Nicht unerwähnt bleiben darf hier Edith Curtius, die trotz weitgehender Abwesenheit in den hier verwendeten Quellen eine nicht unerhebliche Rolle für das soziale Kapital ihres Mannes spielte. Nicht nur brachte sie einige von Curtius' langjährigen Kontakten, wie etwa das Ehepaar Jaspers, als Freunde mit in die Ehe. Sie war darüber hinaus ein zentraler Teil der gesellschaftlichen Zusammenkünfte im Hause Curtius, die bei der Erzeugung von Bürgerlichkeit und sozialem Kapital entscheidend waren.

Sowohl nach 1918 als auch nach 1945 hat Curtius es geschafft, in eine Position kommunikativer Über-

legenheit<sup>1519</sup> zu gelangen und dort zu verbleiben. Seine Legitimität im Diskurs bezog er nach der Niederlage 1918 aus der Position des »Dabeigewesenen« in Kombination mit der vermeintlich höheren Einsicht als Universitätsprofessor. Nach 1945 verschob sich die Dynamik und Curtius bezog seine Legitimität aus seiner Rolle des »Nicht-Dabeigewesenen«, wiederum in Kombination mit höherer Einsicht, die er in seinen sehr erfolgreichen Memoiren formulierte, die exemplarisch die bildungsbürgerliche Verstrickung in die NS-Verbrechen verdrängten. So fand er sich letztlich immer auf der mächtigeren, den Diskurs dominierenden Position wieder, was auch zur Stabilität seiner Netzwerke beitrug.

Zum Schluss bleibt die Frage, ob es für Curtius in seinem Leben wirkliche Brüche gab. Das Ende des NSV 1903 kann als solcher gesehen werden, da hier seine genuine politische Idee als Organisation zu existieren aufhörte und damit in der Praxis gescheitert war. Auch die Kriegsniederlage 1918 ist anzuführen, da hier alle seiner Auffassung nach negativen Zeittendenzen die Herrschaft übernahmen. Seine vorzeitige Pensionierung 1937 bedeutete einen dritten Bruch, obwohl er zwei Jahre später ohnehin in den Ruhestand gegangen wäre. Letztlich kann aber von einer kontinuierlichen Karriere gesprochen werden, da Curtius es vermochte, am Ende immer auf der für ihn günstigsten Seite zu stehen und den Diskurs anzuführen.

## 10.1 Ausblick

Fragt man nach der Geschichte des Bürgertums nach 1945 in Westdeutschland, so wird diese durch zwei Faktoren bestimmt: den rasanten wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er Jahre und Kontinuitäten trotz der Verstrickung der meisten Bürger in den nationalsozialistischen »Zivilisationsbruch«, womit sie alle bürgerlichen Werte verraten hatten. Curtius' größte Furcht bestand in der Emanzipation der »Massen« oder deren Drängen auf »Verallgemeinerung« der bisher exklusiven »bürgerlichen Werte und Rechte«<sup>1520</sup>. Anders als in der Weimarer Republik geschah die Ausweitung dieser »Werte und Rechte« auf andere Bevölkerungsgruppen in der frühen Bundesrepublik mit weitaus größerem Nachdruck, befeuert durch den warnenden Blick auf die Vorläuferdemokratie und maßgeblich begünstigt durch die Verteilungsspielräume, die das »Wirtschaftswunder« ermöglichte. In den 1950er Jahren vollendete sich im Grunde – auch wenn so wohl nicht von Curtius intendiert – die vom NSV angestrebte »Versöhnung« von Arbeiterschaft und Bürgertum durch die wirtschaftliche Besserstellung der westdeutschen Arbeiterschaft und deren weitestgehenden Zugriff auf die bisher exklusiven bürgerlichen Werte.

Mit der Sowjetunion blieb den Bildungsbürgern das alte Feindbild der »Herrschaft der Massen« auch nach 1945 erhalten und die antikommunistische Ausrichtung der jungen Bundesrepublik ermöglichte ei-

nen Grad an Kontinuität, der die eigenen Deutungsmuster trotz politischer Diskreditierung zumindest in Teilen weiterhin richtig erscheinen ließ. Außerdem diente die Sowjetunion als Schrecknis, das die westdeutsche Arbeiterschaft in Kombination mit ihrer verbesserten wirtschaftlichen Lage vom Klassenbewusstsein abhalten sollte. Der Erhalt des Feindbildes und die (Binnen-)Lösung der Sozialen Frage erleichterten dem Bürgertum den Übergang in das demokratische System der Bundesrepublik.

M. Rainer Lepsius unterschied zwischen der tatsächlichen Bevölkerungsgruppe des Bildungsbürgertums und »Bürgerlichkeit« im Sinne von Verhaltensweisen und Werten<sup>1521</sup>. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung fand in den 1950er Jahren eine Ausweitung von »Bürgerlichkeit« auf große Teile der westdeutschen Gesellschaft statt<sup>1522</sup>. Dieses Phänomen, das etwa die These von der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« zu erklären versuchte, bedingte keineswegs ein »Verschwinden« des Bürgertums oder ein »Aufgehen« im neuen »Mittelstand«. Doch verlor die Geschichtsschreibung – deren Fokus ja zunächst ohnehin auf der Aufarbeitung des 19. Jahrhunderts lag – das Bürgertum nach 1945 möglicherweise aus dem Blick. Dass es in der ein oder anderen Form weiterexistierte, zeigen allein schon die Lebensdaten der Curtiusschülerinnen und -schüler: Otto Brendel starb 1973, Hermine Speier 1989. Dieje-

<sup>1519</sup> Bei diesem Begriff orientiere ich mich an Reimann 2001.  
<sup>1520</sup> Siegrist 1994, 554.

<sup>1521</sup> Lepsius 1987, 96.

<sup>1522</sup> Siegrist 1994, 552.

nigen, die in den Ausläufern der alten bildungsbürgerlichen Lebenswelt noch sozialisiert worden waren, lebten bis weit ins 20. Jahrhundert.

Und auch die Vertreter der Sonderforschungsbereiche oder des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte brachten ihre eigenen familiären Hintergründe in die Überlegungen ein<sup>1523</sup>. Vielleicht sollte man sich wieder vertiefend auf die Suche begeben. Für die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland wäre sie sicher ertragreich.

Das Ziel dieser Arbeit war es, aus der Perspektive eines Individuums die Entwicklung und das Verhalten des Bildungsbürgertums zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik nachzuzeichnen. Hier sei nun noch in aller Kürze auf Aspekte eingegangen, die aus der vorliegenden Arbeit aus verschiedenen Gründen herausfallen mussten, auf Problemstellungen, die mir während des Arbeitsprozesses als mögliche eigene Forschungsgegenstände ins Auge fielen – aufgrund meiner Fragestellungen aber nicht behandelt wurden – und zuletzt auf Themen, die einer tiefergehenden Einzelstudie würdig wären, in der vorliegenden Arbeit aber lediglich aufgeworfen wurden.

Künftige Forschungsarbeiten zu Ludwig Curtius sollten die Korrespondenz seiner Frau Edith einer eingehenden Untersuchung unterziehen<sup>1524</sup>. Denn sie spielte als Frau im bürgerlichen Haushalt eine maßgebliche Rolle bei der Erzeugung von sozialem Kapital und Bürgerlichkeit. Außerdem wird ihre kaum vorhandene Präsenz in den hier verwendeten Quellen ihrer gesellschaftlichen Rolle nicht gerecht. Jedoch kann sie nicht nur in Bezug auf Curtius untersucht werden, denn ihr recht kurzes, aber bewegtes Leben wäre ebenso ein »würdiger« Gegenstand einer biographischen Studie.

Die gut erhaltene und über mehrere Archive verstreute umfangreiche Korrespondenz von Ludwig Curtius mit einer großen Zahl von Adressaten könnte gewinnbringend als Grundlage oder Teil einer Analyse bürgerlicher Netzwerke verwendet werden. Zu diesem Zweck könnten weitere Quellen wie etwa sein

Tagebuch<sup>1525</sup> aus der Nachkriegszeit ebenso gewinnbringend benutzt werden, da es Einblicke in sein Netzwerk aus der privatesten möglichen Perspektive bietet. Als weitere Grundlage einer solchen Netzwerkanalyse könnten auch Organisationen dienen, in denen Curtius Mitglied war, allen voran der Europäische Kulturbund<sup>1526</sup>, der ein durchweg reizvolles Objekt zur Untersuchung europäisch-bürgerlicher Netzwerke darstellt.

Viele angesprochene Themen bieten genug Raum für vertiefende Untersuchungen. Allein Curtius' Zeit als Direktor in Rom 1928–1937 – die in dieser Arbeit schon detailreich behandelt wurde – kann tiefergehender untersucht werden und hält noch zahlreiche Erkenntnisse zur Geschichte des DAI und zur Geschichte der Disziplin der Klassischen Archäologie bereit.

Wie in der Einleitung bereits angemerkt, fielen Themenkomplexe ganz heraus, die jedoch relevante Fragestellungen enthielten. Beispielhaft angeführt sei hier Curtius' Beteiligung am Handel mit antiken Kunstgegenständen. Wie aus einer oberflächlichen Quellenrecherche hervorgeht, nahm er wohl hauptsächlich eine beratende Funktion bei Kunstankäufen ein, war aber oft auch selbst beteiligt. Jobst Knigge meinte gar, Curtius habe Philipp von Hessen bei dessen Ankäufen für Adolf Hitler beraten, belegt dies jedoch nicht<sup>1527</sup>. Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte zur Rückführung von Kunstgütern an Vorbesitzer und in die Ursprungsländer könnte eine Untersuchung durchaus ertragreich sein.

Potenziell lohnend kann auch eine Analyse des Schülerkreises sein, mit dem Curtius sich umgab. Hatte dieser vielleicht nicht die Präsenz oder Extravaganz eines George-Kreises, so lässt sich dennoch die These aufstellen, dass bei Curtius mindestens ähnliche Dynamiken zu beobachten sind. Während es schon Einzelstudien zu Hermine Speier – die sogar selbst »Georgianerin« war – und Otto Brendel<sup>1528</sup> gibt, wäre eine Untersuchung der Gruppe um Curtius möglicherweise ein relevanter Beitrag zur Geschichte solch universitärer Lehrer-Schüler-Kreise.

<sup>1523</sup> Langewiesche 2019, 44.

<sup>1524</sup> Aufgrund der Covid-19 Pandemie fiel eine (Nach-)Recherche hierzu aus.

<sup>1525</sup> Für die Benutzungsrechte an dem Tagebuch, das derzeit im DAI-Rom liegt, danke ich Frau Franca Peters in besonderem Maße.

<sup>1526</sup> Die Untersuchung Guido Müllers hat einen anderen Fokus als Netzwerkanalyse.

<sup>1527</sup> Er verweist auf Sylvia Diebner. Knigge 2009.

<sup>1528</sup> Sailer 2015, Lorenz 2012.



# Literatur und gedruckte Quellen

## **Akten zur deutschen Auswärtigen Politik**

(ADAP) 1918–1945, Serie D: 1937–1945, VIII, Die Kriegsjahre I, 4. September 1939 bis 18. März 1940 (Baden-Baden 1961)

## **Altekamp 2019** S. Altekamp, Klassische

Archäologie, in: J. Elvert – J. Nielsen-Sikora (Hrsg.), Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Stuttgart 2019) 167–209

## **Bacher 2017** F. Bacher, Friedrich Naumann und sein Kreis (Stuttgart 2017)

## **Bauernkämpfer 2006** A. Bauernkämpfer, Der Faschismus in Europa 1918–1945 (Stuttgart 2006)

## **Baumgartner 1979** H.-M. Baumgartner, Erzählung und Theorie in der Geschichte, in: J. Kocka – T. Nipperdey (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte (München 1979) 259–289

## **Baumgärtner 2005** U. Baumgärtner, Völkische Geschichtsdidaktik(er) in der Weimarer Republik. Philipp Hördt, Georg Adolf Otto Collischonn, Max Maurenbrecher, in: W. Hasberg – M. Seidenfuß (Hrsg.), Geschichtsdidaktik(er) im Griff des Nationalsozialismus? (Münster 2005) 107–120

## **Becker 2009** A. Becker, Totenkult, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 926

## **Berg 1991** C. Berg, Familie, Kindheit, Jugend, in: C. Berg (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte IV, 1870–1918 (München 1991) 91–145

## **Berger Waldenegg 2003** G. C. Berger Waldenegg, Hitler, Göring, Mussolini und der 'Anschluß' Österreichs an das Deutsche Reich, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 51 (2003) 147–182

## **Bergmann 2002** W. Bergmann, Geschichte des Antisemitismus (München 2002)

## **Blanck 1979** H. Blanck, Die Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom (Mainz 1979)

## **Blüher – Windholz 2007** J. Blüher – A. Windholz, Zurück in Arkadien! Der 'kalte Krieg' um die Villa Massimo und ihre Übergabe an die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1956, in: M. Matheus (Hrsg.), Deutsche Forschungs- und

Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit (Tübingen 2007) 193–211

## **Bollmus 1970** R. Bollmus, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem (Stuttgart 1970)

## **Bordin 2014** O. Bordin, Hermann-Walther Freys wissenschaftspolitische Bedeutung. Eine Skizze, in: M. Custodis (Hrsg.), Hermann-Walther Frey. Ministerialrat, Wissenschaftler, Netzwerker. NS-Hochschulpolitik und die Folgen (Münster 2014) 91–144

## **Bourdieu 1998** P. Bourdieu, Die biographische Illusion, in: P. Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, (Frankfurt a.M. 1998), 75–83

## **Brendel 1957** O. J. Brendel, Erinnerungen an Ludwig Curtius, in: J. Moras (Hrsg.), Torso (Stuttgart 1957) 12–22

## **Brenner 2019.** M. Brenner, Der lange Schatten der Revolution (Berlin 2019)

## **Brunn 1906** H. Brunn, Archäologie und Anschauung, in: H. Bulle – H. Brunn, Heinrich Brunn's kleine Schriften III (Leipzig 1906)

## **Burkhardt 1996** J. Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte? 1870, 1813, 1756. Historische Argumente und Orientierungen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: J. Burkhardt – J. Becker – S. Förster – G. Kronenbitter, Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung (München 1996), 9–87

## **Chaniotis – Thaler 2006** A. Chaniotis – U. Thaler, Altertumswissenschaften, in: W. U. Eckart (Hrsg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus (Heidelberg 2006) 391–434

## **Chapoutot 2014** J. Chapoutot, Der Nationalsozialismus und die Antike (Darmstadt 2014)

## **Chickering 2009** R. Chickering, Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918 (Paderborn 2009)

## **Conze u. a. 2010** E. Conze – N. Frei – P. Hayes – M. Zimmermann (Hrsg.), Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik (München 2010)

- Conze – Kocka 1985** W. Conze – J. Kocka, Einleitung, in: W. Conze – J. Kocka (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen (Stuttgart 1985) 9–26
- Corni 2009** G. Corni, Hunger, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 565
- Damm 2013** M. Damm, Die Rezeption des italienischen Faschismus in der Weimarer Republik (Baden Baden 2013)
- Demm 1999** E. Demm, Von der Weimarer Republik zur Bundesrepublik. Der politische Weg Alfred Webers 1920–1958 (Düsseldorf 1999)
- Dennert 2009** M. Dennert, Die Christliche Archäologie und das Deutsche Archäologische Institut, in: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 104 1/2 (2009) 103–140
- Depkat 2007** V. Depkat, Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts (München 2007)
- Depkat 2008** V. Depkat, Autobiography between Memory and Historiography, in: H.-J. Grabbe – S. Schindler (Hrsg.), The Merits of Memory (Heidelberg 2008) 275–297
- Depkat 2017** V. Depkat, Autobiographie als geschichtswissenschaftliches Problem, in: V. Depkat – W. Pyta (Hrsg.), Autobiographie zwischen Text und Quelle (Berlin 2017) 23–40
- Deist 2009** W. Deist, Kriegführung der Mittelmächte, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 249–271
- Diebner 2009a** S. Diebner, Ludwig Curtius. Ein Archäologe als Schriftsteller, in: Kritische Berichte. Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaft Jg. 37, H.1 (2009) 127–145
- Diebner 2009b** S. Diebner, Im Spannungsfeld von Architektur und Verwaltung. Bemühungen um ein Gebäude für das Archäologische Institut des Deutschen Reiches in Valle Giulia in Rom (1924–1942), in: Rivista dell'istituto nazionale d'archeologia e storia dell'arte (RIA) 64 (III. S., XXXII, 2009) 273–446
- Diebner 2013** S. Diebner, Im Schatten der Peterskuppel und eines berühmten Archäologen. Gedanken zum Grab der 'Universitätsprofessorengattin' Edith Curtius (1885–1932), in: Boreas. Münstersche Beiträge zur Archäologie 36 (2013) 213–233
- Diebner – Jansen 2016** S. Diebner – C. Jansen, Ludwig Curtius (1874–1954), in: M. Maischberger – G. Brands (Hrsg.): Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, II (Rahden Westfalen 2016) 79–111
- Diebner 2018** S. Diebner, Ludwig Curtius als Vertreter der Altertumswissenschaften Deutschlands in Italien (1928–1937), in: D. Steuernagel (Hrsg.), Altertumswissenschaften in Deutschland und Italien. Zeiten des Umbruchs (1870–1940) (Regensburg 2018) 81–119
- Dietz 2017** B. Dietz, 'Conservative Revolution' in Europe? Radical Conservatism in a Transnational Perspective 1918–1939, in: Journal of Modern European History 15 (2017/1) 36–47
- Dilthey 1970** W. Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Einleitung von Manfred Riedel (Frankfurt a.M. 1970)
- Dipper 1983** C. Dipper, Der Deutsche Widerstand und die Juden, in: Geschichte und Gesellschaft 9 H.3 (1983) 349–380
- Djuren – Hummel 2000** A. Djuren – N. Hummel, Entwicklungslinien des Antisemitismus bis zum Ende des Kaiserreiches, in: U. Blömer – D. Garz (Hrsg.), 'Wir Kinder hatten ein herrliches Leben...'. Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871–1918 (Oldenburg 2000) 67–79
- Doering-Manteuffel 2015** A. Doering-Manteuffel, Flucht oder Dienst? Ernst von Weizsäcker 1943–1945, in: M. Matheus – S. Heid (Hrsg.), Orte der Zuflucht und personeller Netzwerke (Freiburg 2015) 222–237
- Dollmann 1967** E. Dollmann, The Interpreter. Memoirs (London 1967)
- Dutt – Wolgast 2016** C. Dutt – E. Wolgast (Hrsg.), Karl Jaspers: Korrespondenzen. Politik, Universität (Göttingen 2016)
- Düding 1972** D. Düding, Der Nationalsoziale Verein (Berlin 1972)
- Edmondson 1966** N. Edmondson, The Fichte Society. A Chapter in Germany's Conservative Revolution, in: The Journal of Modern History 38/2 (1966) 161–180
- Eisler 1904** R. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, I (Berlin 1904)
- Engelhardt 1986** U. Engelhardt, Bildungsbürgertum. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts (Stuttgart 1986)
- Enzenbach 2012** I. Enzenbach, Antisemitismus als soziale Praxis, ApuZ 16–17 (2012) 58–62
- Esch 2007** A. Esch, Die deutschen Institutsbibliotheken nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und die Rolle der *Unione degli Istituti*, in: M. Matheus (Hrsg.), Deutsche

- Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit (Tübingen 2007) 68–98
- von Essen 1995** G. von Essen, Max Weber und die Kunst der Geselligkeit, in: K. Sauerland – H. Treiber (Hrsg.), Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise (Opladen 1995) 462–485
- Faber 1995** R. Faber, Humanistische und faschistische Welt. Über Ludwig Curtius (1874–1954), in: Hephaios 13 (1995) 37–186 [und in R. Faber (Hrsg.), Streit um den Humanismus (Würzburg 2003) 157–222]
- Faber 2013** R. Faber, Ein katholischer Preuße. Der deutsch-nationale Archäologe Ludwig Curtius, in: C. Holste – B. von Reibnitz (Hrsg.), A propos: Kulturwissenschaftliche Miszellen von und für Richard Faber (Würzburg 2013) 155–158
- Fiedler 1989** G. Fiedler, Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914–1923 (Köln 1989)
- Fillies-Reuter 1995** S. Fillies-Reuter, Wilhelm Stapel, in: F. W. Bautz (Hrsg.), Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon X (Herzberg 1995) 1176
- Fittschen 1988** K. Fittschen, Rudolf Horn, in: R. Lullies – W. Schiering (Hrsg.), Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von klassischen Archäologen deutscher Sprache (Mainz 1988) 289 f.
- Flasch 2000** K. Flasch, Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch (Berlin 2000)
- Frei 1983** N. Frei, 'Machtergreifung'. Anmerkungen zu einem historischen Begriff, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1983) 136–145
- Frei 2017** N. Frei, 1968. Jugendrevolte und globaler Protest (München 2017)
- Freytag 2018** N. Freytag, Das Wilhelminische Kaiserreich 1890–1914 (Paderborn 2018)
- Frie 2013** E. Frie, Das Deutsche Kaiserreich (Darmstadt 2013)
- Fröhlich 2007** T. Fröhlich, Das Deutsche Archäologische Institut in Rom in der Kriegs- und Nachkriegszeit bis zur Wiedereröffnung 1953, in: M. Matheus (Hrsg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit (Tübingen 2007) 139–181
- Fröhlich 2012** T. Fröhlich, Armin von Gerkan (1884–1969), in: M. Maischberger – G. Brands (Hrsg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, I (Rahden Westfalen 2012) 91–107
- Frölich 2000** J. Frölich, Friedrich Naumanns 'Mitteleuropa'. Ein Buch, seine Umstände und seine Folgen, in: R. vom Bruch (Hrsg.), Friedrich Naumann in seiner Zeit (Berlin 2000) 245–269
- Gall 1989** L. Gall, Bürgertum in Deutschland (Berlin 1989)
- Geinitz 1998** C. Geinitz, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914 (Essen 1998)
- Gerstenberger 1969** H. Gerstenberger, Der revolutionäre Konservatismus. Ein Beitrag zur Analyse des Liberalismus (Berlin 1969)
- Göhre 1978** P. Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, Originalausgabe Leipzig 1891, hrsg. J. von Brenning – C. Gremmels (Gütersloh 1978)
- Götschel 2021** K. Götschel, Katalysatoren der Kulturkritik? Konservative Verlage im Westdeutschland der Nachkriegszeit. Die DVA als Beispiel (Berlin 2021)
- Grunewald 2006** E. Grunewald (Hrsg.), Götter, Gräber und Gelehrte. Archäologie des Romans der Archäologie. Begleitbuch zur Ausstellung der Landesbibliothek Oldenburg (Oldenburg 2006)
- Grüttner 2014** M. Grüttner, Das Dritte Reich 1933–1939. Handbuch der deutschen Geschichte XIX, hrsg. von W. Benz (Stuttgart 2014)
- Habeck 2002** M. R. Habeck, Die Technik im Ersten Weltkrieg. Von unten gesehen, in: J. Winter (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert (Hamburg 2002) 101–133
- Habermas 2000** R. Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850) (Göttingen 2000)
- Hagenlücke 1997** H. Hagenlücke, Die Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreiches (Düsseldorf 1997)
- Hagenlücke 2009** H. Hagenlücke, Deutsche Vaterlandspartei (DVLP), in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 437–438
- Heinze – Schlegelmilch 2010** C. Heinze – A. Schlegelmilch, Autobiographie und Zeitgeschichte, in: BIOS 23 (2010), H. 2, 167–169
- Henrichs 2001** W. Henrichs, Gottfried Traub (1869–1956). Liberaler Theologe und extremer Nationalprotestant (Waltrop 2001)
- Herrmann 2006a** U. Herrmann, Wandervogel und Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext, in: U. Herrmann (Hrsg.), 'Mit uns zieht die neue Zeit...'. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung (München 2006) 30–79
- Herrmann 2006b** U. Herrmann, 'Zurück zur Natur' und 'Vorwärts zum Geist'. Das Janusgesicht der

- deutschen Jugendbewegung, in: *Historische Jugendforschung* 3 (2006) 366–385
- Herwig 2009** H. H. Herwig, Tirpitz, Alfred von, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 924
- Hettling 2000** M. Hettling, Bürgerlichkeit als kulturelles System, in: P. Lundgreen (Hrsg.), *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder SFB (1986–1997)* (Göttingen 2000) 319–340
- Hettling 2009a** M. Hettling, Heeresmißstände, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 547–549
- Hettling 2009b** M. Hettling, Kriegserlebnis, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 638–639
- Hettling 2019** M. Hettling, Bürgertum als kulturelle Vergesellschaftung, in: M. Hettling – R. Pohle (Hrsg.), *Bürgertum. Bilanzen, Perspektiven, Begriffe* (Göttingen 2019) 9–33
- Hildebrand 1913** A. Hildebrand, *Das Problem der Form in der bildenden Kunst* (Straßburg 1913)
- Hirschfeld 2009** G. Hirschfeld, Serbien, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 833–836
- Hoffmann 1997** C. Hoffmann, Between Integration and Rejection. The jewish community in Germany 1914–1918, in: J. Horne (Hrsg.), *State, society and mobilization in Europe during the First World War* (Cambridge 1997) 89–104
- Hummel 2015** K.-J. Hummel, Widerstand im Wartestand? 1943-1946. Ernst von Weizsäcker als Botschafter beim Heiligen Stuhl in: M. Matheus – S. Heid (Hrsg.), *Orte der Zuflucht und personeller Netzwerke* (Freiburg 2015) 238–268
- Hürten 2017** H. Hürten, Revolution und Zeit der Weimarer Republik, in: H. Hürten (Hrsg.), *Handbuch der bayerischen Geschichte, IV* (München 2017) 440–499
- Jansen 1992** C. Jansen, Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1933 (Göttingen 1992)
- Jansen 2001** C. Jansen, Antiliberalismus und Antiparlamentarismus in der bürgerlich-demokratischen Elite der Weimarer Republik. Willi Hellpachs Publizistik der Jahre 1925–1933, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 9 (2001) 773–795
- Jansen 2004** C. Jansen, Die soziale Lage der Hochschullehrerschaft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik zum Vergleich. Zum Beispiel Heidelberg, in: W. Buchholz (Hrsg.), *Die Universität Greifswald und die deutsche Hochschullandschaft im 19. und 20. Jahrhundert* (Stuttgart 2004) 145–169
- Jansen 2011** C. Jansen, *Gründerzeit und Nationsbildung 1849–1871* (Paderborn 2011)
- Jansen 2012** C. Jansen, Der 'Fall Gumbel' und die Heidelberger Universität (Heidelberg 1981), [digitale Ausgabe erstellt von Dörflinger, Gabriele (Heidelberg 2012)], <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/13154>, Letzter Zugriff 20.07.2021, 14:52]
- Jansen 2018** C. Jansen, Krise und Verunsicherung in den deutschen Geisteswissenschaften durch Niederlage, Revolution und moderne Massengesellschaft, in: D. Steuernagel (Hrsg.), *Altertumswissenschaften in Deutschland und Italien. Zeit des Umbruchs (1870–1940)* (Regensburg 2018) 17–28
- Jaspers 1961** K. Jaspers, Heidelberger Erinnerungen, in: *Heidelberger Jahrbücher V* (1961) 1–10
- Jaspers 1977** K. Jaspers, *Politische Autobiographie* (München 1977)
- Jedin 1984** H. Jedin, *Lebensbericht*, hrsg. von K. Repgen (Mainz 1984)
- Jünger 1922** E. Jünger, In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers<sup>3</sup> (Berlin 1922)
- Kammer – Bartsch 2002** H. Kammer – E. Bartsch, *Lexikon Nationalsozialismus. Begriffe, Organisationen und Institutionen* (Reinbek 2002)
- Kaschnitz von Weinberg 1958** G. Kaschnitz von Weinberg, *Ludwig Curtius. Das wissenschaftliche Werk* (Baden-Baden 1958)
- Kellerhoff 2014** S. F. Kellerhoff, *Heimatfront. Der Untergang der heilen Welt. Deutschland im Ersten Weltkrieg* (Köln 2014)
- Kershaw 2002** I. Kershaw, *Hitler 1889–1936* (München 2002)
- Kitchen 2009** M. Kitchen, Michaels-Offensive, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 712–715
- Klein 2009** C. Klein, Grundfragen biographischen Schreibens. Konzeptionelle Vorüberlegungen: Der Biographierte im Kontext, in: C. Klein (Hrsg.), *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien* (Stuttgart 2009) 425–428
- Knigge 2009** J. Knigge, Prinz Philipp von Hessen. Hitlers Sonderbotschafter für Italien [Open Access der Humboldt Universität] (Berlin 2009)

- Koch 1983** R. Koch, Grundlagen bürgerlicher Herrschaft. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien zur bürgerlichen Gesellschaft in Frankfurt am Main (1612–1866) (Wiesbaden 1983)
- Kochanek 2009a** H. Kochanek, Kerenski, Alexander Fjodorowitsch, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 612
- Kochanek 2009b** H. Kochanek, Trotzki, Leo (Lew) Dawidowitsch, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 927
- Kocka – Nipperdey 1979** J. Kocka – T. Nipperdey, Einleitung, in: J. Kocka – T. Nipperdey (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte (München 1979) 7–13
- Kocka – Frey 1998** J. Kocka – M. Frey: Einleitung und einige Ergebnisse, in: J. Kocka – M. Frey (Hrsg.), Bürgerkultur und Mäzenatentum im 19. Jahrhundert (Berlin 1998) 7–18
- Koerrenz 2011** R. Koerrenz, Hermann Lietz. Einführung mit zentralen Texten (Paderborn 2011)
- Koop 2009** V. Koop, Hitlers fünfte Kolonne. Die Auslandsorganisation der NSDAP (Berlin 2009)
- Kondylis 1986** P. Kondylis, Konservatismus. Geschichtlicher Gehalt und Untergang (Stuttgart 1986)
- Koselleck 1990** R. Koselleck, Einleitung. Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung, in: R. Koselleck (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen (Stuttgart 1990) 11–46
- Köhler 2005** I. Köhler, Die 'Arisierung' der Privatbanken im Dritten Reich. Verdrängung, Ausschaltung und die Frage der Wiedergutmachung (München 2005)
- Kraus 2007** H.-C. Kraus, Geschichte als Lebensgeschichte. Gegenwart und Zukunft der politischen Biographie, in: H.-C. Kraus – T. Nicklas (Hrsg.), Geschichte der Politik. Alte und neue Wege (Historische Zeitschrift, Beiheft 44) (München 2007) 311–332
- Krautheimer 1988** R. Krautheimer, Anstatt eines Vorworts, in: R. Krautheimer (Hrsg.), Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte (Köln 1988) 7–37
- Krey 2000** U. Krey, Der Naumann-Kreis. Charisma und politische Emanzipation, in: R. vom Bruch (Hrsg.), Friedrich Naumann in seiner Zeit (Berlin 2000) 115–147
- Krieg 1964** H. Krieg, Die grosse Unruhe. Mein Lebensweg als Tierfreund und Biologe (Hamburg 1964)
- Kröger 2009** M. Kröger, Balkankriege, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 366–368
- Krumeich 2009** G. Krumeich, Dolchstoßlegende, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 444–445
- Kühne 2009** T. Kühne, Kameradschaft, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 602–603
- De Lagarde 1920** P. de Lagarde, Deutsche Schriften<sup>5</sup>(Göttingen 1920) [Originalausgabe 1886]
- Langewiesche 1995** D. Langewiesche, Liberalismus in Deutschland<sup>4</sup>(Frankfurt am Main 1995)
- Langewiesche 2019** D. Langewiesche, Bildungsbürgertum. Zum Forschungsprojekt des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, in: M. Hettling – R. Pohle (Hrsg.), Bürgertum. Bilanzen, Perspektiven, Begriffe (Göttingen 2019) 37–59
- Lepsius 1987** M. R. Lepsius, Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit, in: J. Kocka (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert (Göttingen 1987) 79–100
- Lepsius 1993** M. R. Lepsius, Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, in: M. R. Lepsius (Hrsg.), Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen (Göttingen 1993) 303–315
- Lietz 1906** H. Lietz, Landerziehungsheime, in: W. Rein (Hrsg.), Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik V (Langensalza 1906) 290–299
- Lorenz 2012** K. Lorenz, Otto Brendel (1901–1973), in: M. Maischberger – G. Brands (Hrsg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus I (Rahden Westfalen 2012) 193–207
- Loulos 2009** K. Loulos, Griechenland, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 534–537
- Löwith 1986** K. Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht (Stuttgart 1986)
- Lullies 1979** R. Lullies, Schriften von Ludwig Curtius (1874–1954). Eine Bibliographie (Mainz 1979)
- Mai 2009** G. Mai, Die Weimarer Republik (München 2009)

- Malitz 2005** J. Malitz, 'Auch ein Wort über unser Judenthum'. Theodor Mommsen und der Berliner Antisemitismusstreit, in: J. Wiesehöfer (Hrsg.), Theodor Mommsen: Gelehrter, Politiker und Literat (Stuttgart 2005) 137–164
- Manderscheid 2002** H. Manderscheid, Opfer – Täter – schweigende Mehrheit. Anmerkungen zur deutschen Klassischen Archäologie während des Nationalsozialismus, in: *Hephaistos* 27 (2010) 41–65
- Mann 2002** T. Mann, Gedanken im Kriege, in: T. Mann, *Essays II 1914–1926*, hrsg. von H. Kurzke (Frankfurt a.M. 2002) 27–46
- Marchand 1996** S. Marchand, 'Down from Olympus'. Archaeology and Philhellenism in Germany 1750–1970 (Princeton 1996)
- Martynkewicz 2011** W. Martynkewicz, *Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945* (Berlin 2011)
- Matthiesen 2000** H. Matthiesen, Greifswald in Vorpommern. Konservatives Milieu im Kaiserreich, in: *Demokratie und Diktatur 1900–1990* (Düsseldorf 2000)
- Mergel 1994** T. Mergel, Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794–1914 (Göttingen 1994)
- Mergel 2003** T. Mergel, Das Scheitern des deutschen Tory-Konservatismus. Die Umformung der DNVP zu einer rechtsradikalen Partei 1928–1932, in: *Historische Zeitschrift* 276 (2003) 323–368
- Messerschmid 1946** F. Messerschmid, Alte Wahrheit und neue Ordnung. Grundfragen der Erziehung und Bildung (Stuttgart 1946)
- Michels – Schoell-Glass 2001** K. Michels – C. Schoell-Glass (Hrsg.), *Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg/ Aby Warburg. Mit Einträgen von Gertrud Bing und Fritz Saxl VII* (Berlin 2001)
- Mohler – Weißmann 2005** A. Mohler – K. Weißmann, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1923. Ein Handbuch* <sup>6</sup>(Graz 2005)
- Mommsen 1995** W. J. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890–1918 (Berlin 1995)
- Mommsen 2009** W. J. Mommsen, Deutschland, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 15–30
- Montesi 1951** G. Montesi, Abschied von der alten Welt. Sechs Bücher der Erinnerung, in: *Wort und Wahrheit* (September 1951) 699 f.
- Mosse 1990** G. L. Mosse, Das deutsch-jüdische Bildungsbürgertum, in: R. Koselleck (Hrsg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen* (Stuttgart 1990) 168–180
- Müller 2005** G. Müller, Europäische Gesellschaftsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg. Das Deutsch-Französische Studienkomitee und der Europäische Kulturbund (Berlin 2005)
- Müller 1971** J. Müller, Die Jugendbewegung als deutsche Hauptrichtung neokonservativer Reform (Zürich 1971)
- Nagel 2012** A. C. Nagel, *Hitlers Bildungsreformer. Das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung 1934–1945* (Frankfurt a.M. 2012)
- Näf 2017** B. Näf, Werner Jaeger, der Dritte Humanismus und Italien, in: A. Albrecht – L. Danneberg – S. De Angelis (Hrsg.), *Die akademische 'Achse Berlin-Rom'? Der wissenschaftlich-kulturelle Austausch zwischen Italien und Deutschland 1920–1945* (Berlin 2017) 203–227
- Naumann 1894** F. Naumann, Soziale Briefe an reiche Leute, in: *Die Zukunft* 9 (1894), hrsg. von M. Harden, 17, 122, 148.
- Naumann 1899** F. Naumann, Politische Notizen, in: *Die Hilfe* 44 (1899) 2
- Naumann 1900** F. Naumann, Wochenschau (Der Burenkampf und die Großmächte), in: *Die Hilfe* 10 (1900) 1 f.
- Naumann 1917** F. Naumann, Reichstagsrede, in: *Die Hilfe* 42 (Oktober 1917) 637–640
- Neitzel 2009** S. Neitzel, Seeblockade, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 1002
- Paletschek 1997** S. Paletschek, Tübinger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen an der 'Heimatfront' Universität und im Feld, in: G. Hirschfeld (Hrsg.), *Kriegserfahrung. Studien zu Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs* (Essen 1997) 83–107
- Paupié 1972** K. Paupié, Die Frankfurter Zeitung. Frankfurt a.M. (1856–1943), in: H.-D. Fischer (Hrsg.), *Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts* (Pullach 1972) 241–257
- Petropoulos 2006** J. Petropoulos, Royals and the Reich. The Princes von Hessen in Nazi Germany (New York 2006)
- Pinkwart 1988** D. Pinkwart, Erich Boehringer, in: R. Lullies – W. Schiering (Hrsg.), *Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von klassischen Archäologen deutscher Sprache* (Mainz 1988) 272 f.

- Pohl 2000** K. H. Pohl, Der Liberalismus im Kaiserreich, in: R. Bruch (Hrsg.), Friedrich Naumann in seiner Zeit (Berlin 2000)
- Pöhlmann 2009** M. Pöhlmann, Wettlauf zum Meer, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 967
- Pöpping 2001** D. Pöpping, Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900–1945 (Berlin 2001)
- Pringsheim 2017** H. Pringsheim, Tagebücher 1917–1922, hrsg. von C. Herbst (Göttingen 2017)
- Pyta 2009** W. Pyta, Geschichtswissenschaft, in: C. Klein (Hrsg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien (Stuttgart 2009) 331–338
- Ragetti 1983** G. Ragetti, Möglichkeiten autobiographischen Erzählens nach 1945 (Basel 1983)
- Raphael 1996** L. Raphael, Diskurse, Lebenswelten, Felder, in: W. Hardtwig – H.-U. Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte Heute (Göttingen 1996) 165–181
- Rauchensteiner 2009** M. Rauchensteiner, Österreich-Ungarn, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 64–86
- Reichardt 2013** S. Reichardt, Bourdieus Habituskonzept in den Geschichtswissenschaften, in: A. Lenger – C. Schneickert – F. Schumacher (Hrsg.), Pierre Bourdieus Konzept des Habitus (Wiesbaden 2013) 305–323
- Reimann 2001** A. Reimann, Semantiken der Kriegserfahrung und historische Diskursanalyse. Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkrieges, in: N. Buschmann – H. Carl (Hrsg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Paderborn 2001) 173–193
- Ringer 1983** F. K. Ringer, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933 (Stuttgart 1983)
- Von Rintelen 1951** E. von Rintelen, Mussolini als Bundesgenosse. Erinnerungen des deutschen Militärattachés in Rom, 1936–1943 (Tübingen 1951)
- Ritter – Tenfelde 1992** G. Ritter – K. Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1874–1914 (Bonn 1992)
- Rohan 1924** K. A. Rohan, Europa. Streiflichter<sup>2</sup>(Leipzig 1924)
- Rohs 2007** P. Rohs, Johann Gottlieb Fichte (München 2007)
- Roth 1996** R. Roth, Stadt und Bürgertum in Frankfurt am Main. Ein besonderer Weg von der ständischen zur modernen Bürgergesellschaft 1760–1914 (München 1996)
- Sailer 2015** G. Sailer, Monsignorina. Die deutsche Jüdin Hermine Speier im Vatikan (Münster 2015)
- Salzmann 1988** M. Salzmann, Die Kommunikationsstruktur der Autobiographie (Bern 1988)
- Sauerland 1995a** K. Sauerland, Vorwort, in: K. Sauerland – H. Treiber (Hrsg.), Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise (Opladen 1995) 9–12
- Sauerland 1995b** K. Sauerland, Heidelberg als intellektuelles Zentrum, in: K. Sauerland – H. Treiber (Hrsg.), Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise (Opladen 1995) 12–32
- Sauerteig 1999** L. Sauerteig, Krankheit, Sexualität, Gesellschaft. Geschlechtskrankheiten und Gesundheitspolitik in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert (Stuttgart 1999)
- Schäfer 2009** M. Schäfer, Geschichte des Bürgertums (Köln 2009)
- Schefold 1975** K. Schefold, Schöpfung und Erneuerung in Ludwig Curtius' Lebenswerk, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 82 (1975) 11–20
- Schieder 1996** W. Schieder, Das italienische Experiment. Der Faschismus als Vorbild in der Krise der Weimarer Republik, in: Historische Zeitschrift 262 (1996) 73–125
- Schieder 2013a** W. Schieder, Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce (München 2013)
- Schieder 2013b** W. Schieder, Werner Hoppenstedt in der Bibliotheca Hertziana. Perversion von Kulturwissenschaft im Nationalsozialismus 1933–1945, in: S. Ebert-Schifferer (Hrsg.), 100 Jahre Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte. Die Geschichte des Instituts von 1913–2013 (München 2013) 90 – 115
- Schieder 2014** W. Schieder, Benito Mussolini (München 2014)
- Schieder 2017** W. Schieder, Mussolini im Visier der Wissenschaft. Zum Transfer des italienischen Faschismus nach Deutschland, in: A. Albrecht – L. Danneberg – S. De Angelis (Hrsg.): Die akademische 'Achse Berlin-Rom'? Der wissenschaftlich-kulturelle Austausch zwischen Italien und Deutschland 1920–1945 (Berlin 2017) 425–445
- Schikorsky 1992** I. Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare, in: Wirkendes Wort 42 (1992) 295–315
- Schollmeyer 2012** P. Schollmeyer, Patrick: Einführung in die antike Ikonographie (Darmstadt 2012)

- Schöllgen 1990** G. Schöllgen, Ulrich von Hassell 1881–1944. Ein Konservativer in der Opposition (München 1990)
- Schönhoven 1972** K. Schönhoven, Die Bayerische Volkspartei (Düsseldorf 1972)
- Schulz 2005** A. Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert (München 2005)
- Schulz 2010** M. Schulz, Der Europäische Kulturbund, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Mainz 2010), <http://www.ieg-ego.eu/schulzm-2010c-de> (16.02.2016 17:34)
- Schwämmlein 2009** T. Schwämmlein, Max Maurenbrecher zwischen Politik und Pfarramt, hrsg. vom Geschichts- und Köhlerverein Mengersreuth-Hämmern (Mengersreuth-Hämmern 2009)
- Schwingel 1995** M. Schwingel, Pierre Bourdieu zur Einführung (Hamburg 1995)
- Selbmann 1994** R. Selbmann, Der deutsche Bildungsroman (Stuttgart 1994)
- Sieg 2007** U. Sieg, Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus (München 2007)
- Sieg 2009** U. Sieg, Antisemitismus, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 335–336
- Siegrist 1994** H. Siegrist, Ende der Bürgerlichkeit? Die Kategorien »Bürgertum« und »Bürgerlichkeit« in der westdeutschen Gesellschaft und Geschichtswissenschaft der Nachkriegsperiode, in: Geschichte und Gesellschaft 20, H. 4 (1994) 549–583
- Siemann 1988** W. Siemann, Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913, in: D. Düding (Hrsg.), Öffentliche Festkultur. Politische Feste von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg (Reinbek bei Hamburg 1988) 298–321
- Stählin 1917** O. Stählin, Deutsche Erziehungsaufgaben, in: Deutschlands Erneuerung 1 (1. Jg. 1917) 57–73
- Stein 2011** O. Stein, Die deutsch-bulgarischen Beziehungen seit 1878, in: Zeitschrift für Balkanologie, XLVII, 2 (2011) 218–240
- Stern 1963** F. Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland (Bern 1963)
- Stiewe 2011** B. Stiewe, Der 'Dritte Humanismus'. Aspekte deutscher Griechenrezeption vom George-Kreis bis zum Nationalsozialismus (Berlin 2011)
- Sünderhauf 2004** E. S. Sünderhauf, Griechensehnsucht und Kulturkritik. Die deutsche Rezeption von Winkelmanns Antikenideal 1840–1945 (Berlin 2004)
- Tenfelde 1994** K. Tenfelde, Stadt und Bürgertum im 20. Jahrhundert, in: K. Tenfelde – H.-U. Wehler (Hrsg.), Wege zur Geschichte des Bürgertums (Göttingen 1994) 317–353
- Tenfelde 2012** K. Tenfelde, Arbeiter, Bürger, Städte. Zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Göttingen 2012)
- Tenbruck 1986** F. Tenbruck, Bürgerliche Kultur, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 27: Kultur und Gesellschaft, hrsg. von F. Neidhardt – M. R. Lepsius – J. Weiß (Opladen 1986) 263–285
- Thamer 2013** H.-U. Thamer, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Europas Kampf gegen Napoleon (München 2013)
- Thamer 2020** H.-U. Thamer, Die NSDAP. Von der Gründung bis zum Ende des Dritten Reiches (München 2020)
- Theiner 1984** P. Theiner, 'Mitteleuropa'-Pläne im Wilhelminischen Deutschland, in: H. Berding (Hrsg.), Wirtschaftliche und politische Integration in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 10 (Göttingen 1989) 128–149
- Thimme 1969** A. Thimme, Flucht in den Mythos. Die Deutschnationale Volkspartei und die Niederlage von 1918 (Göttingen 1969)
- Thoenes 2007** C. Thoenes, Metamorphosen. Die Bibliotheca Hertziana in den 1940er und 1950er Jahren, in: M. Matheus (Hrsg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, (Tübingen 2007) 211–234
- Thoß 1987** B. Thoß, Nationale Rechte, militärische Führung und Diktaturfrage 1913–1923, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 42 (1987) 27–76
- Tiefel 2009** M. A. Tiefel, Bethmann Hollweg, Theobald von, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 384–385
- Trippe 1995** C. F. Trippe, Konservative Verfassungspolitik 1918–1923. Die DNVP als Opposition in Reich und Ländern (Düsseldorf 1995)
- Troeltsch 1919** E. Troeltsch, Deutsche Bildung (Darmstadt 1919)
- Ullrich 2013** V. Ullrich, Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs (Frankfurt a.M. 2013)
- Ulrich 1992a** B. Ulrich, Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914, in: W. Wette (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine

- Militärsgeschichte von unten (München 1992)  
110–127
- Ulrich 1992b** B. Ulrich, Nerven und Krieg. Skizzierung einer Beziehung, in: B. Loewenstein (Hrsg.), Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche (Pfaffenweiler 1992) 163–193
- Ulrich – Ziemann 1994** B. Ulrich – B. Ziemann, Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente (Frankfurt a.M. 1994)
- Ulrich 2009** B. Ulrich, Nerven, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 735
- Von Ungern-Sternberg 2009** J. von Ungern-Sternberg, Wissenschaftler, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 169–176
- Verhey 2009** J. Verhey, Ideen von 1914, in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Paderborn 2009) 568–569
- Verhey 2014** J. Verhey, Der 'Geist von 1914' und die Erfindung der Volksgemeinschaft (Hamburg 2014)
- Vian 1993** P. Vian (Hrsg.), Speculum Mundi. Roma, centro internazionale di ricerche umanistiche. Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma (Rom 1993)
- Vigener 2010** M. Vigener, Der 'gegebene Ortsgruppenleiter'? Ein Archäologe in der Auslandsorganisation der NSDAP in Rom, in: Das Altertum 55 (2010) 127–142
- Vigener 2012a** M. Vigener, 'Ein wichtiger kulturpolitischer Faktor'. Das Deutsche Archäologische Institut zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit 1918–1954 (Rahden Westfalen 2012)
- Vigener 2012b** M. Vigener, Siegfried Fuchs (1903–1978), in: M. Maischberger – G. Brands (Hrsg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, I (Rahden Westfalen 2012) 223–236
- Voigt 1989** K. Voigt, Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945 I (Stuttgart 1989)
- Warburg 2003** A. Warburg, Der Bilderatlas Mnemosyne, hrsg. von M. Warnke (Berlin 2003)
- Watson 2008** A. Watson, Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies 1914–1918 (Cambridge 2008)
- A. Weber 1923** A. Weber, Die Not der geistigen Arbeiter (München 1923)
- M. Weber 1971** M. Weber, Vaterland und Vaterlandspartei, in: Gesammelte politische Schriften, hrsg. von J. Winckelmann<sup>3</sup>(Tübingen 1971) 229–232
- M. Weber 1980** M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen 1922, hrsg. von J. Winckelmann<sup>5</sup>(Tübingen 1980)
- T. Weber 2012** T. Weber, Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Weltkrieg. Mythos und Wahrheit (Berlin 2012)
- Wehler 2008a** H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte III. Von der deutschen 'Doppelrevolution' bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914 (München 2008)
- Wehler 2008b** H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte IV. Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949 (München 2008)
- Weiland 1988** A. Weiland, Der Campo Santo Teutonico in Rom und seine Grabdenkmäler (Rom 1988)
- Weingart u. a. 1988** P. Weingart – J. Kroll – K. Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland (Frankfurt a.M. 1988)
- Weißmann 1998** K. Weißmann, Der Nationale Sozialismus. Ideologie und Bewegung 1890–1933 (München 1998)
- Werner 2009** M. Werner, Stiftungen und Mäzenatentum zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich, in: M. Frey – T. Adam – R. Strachwitz (Hrsg.), Stiftungen seit 1800. Kontinuitäten und Diskontinuitäten (Stuttgart 2009) 71–94
- Werth 1996** C. H. Werth, Sozialismus und Nation. Eine Studie zur deutschen Ideologiediskussion zwischen 1918 und 1945 (Bonn 1996)
- Wildt 2002** M. Wildt, Die Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes (Hamburg 2002)
- Wilhelmy 1989** P. Wilhelmy, Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780–1914) (Berlin 1989)
- Winkler 2000** H. A. Winkler, Der lange Weg nach Westen I. Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik (München 2000)
- Winkler 2021** H. A. Winkler, War Hitler doch ein Betriebsunfall?, Die Zeit (6/2021)
- Wirsching 2004** A. Wirsching, 'Augusterlebnis' 1914 und 'Dolchstoß'. Zwei Versionen derselben Legende?, in: V. Dotterweich (Hrsg.), Mythen und Legenden in der Geschichte (München 2004) 87–202

- Wiwjorra 2002** I. Wiwjorra, 'Ex oriente lux' – 'Ex septentrione lux'. Über den Widerstreit zweier Identitätsmythen, in: A. Leube – M. Hegewisch (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945* (Heidelberg 2002) 75–90
- Wollstein 1995** G. Wollstein, Theobald von Bethmann Hollweg. Letzter Erbe Bismarcks, erstes Opfer der Dolchstoßlegende (Göttingen 1995)
- Zanker 1995** P. Zanker, Hermine Speier (1898–1989). Eine Archäologin im Vatikan, in: M. Matheus – S. Heid (Hrsg.), *Orte der Zuflucht und personeller Netzwerke. Der Campo Santo Teutonico und der Vatikan 1933–1955* (Darmstadt 1995) 123–136
- Ziemann 2009** B. Ziemann, Kriegsfreiwillige in: G. Hirschfeld – G. Krumeich – I. Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009) 639–640
- Ziemann 2013** B. Ziemann, Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern (Essen 2013)
- [Ohne Autor]** Frascati bei Vollmond, in: *Der Spiegel* 27.06.1951, 17 f.

# Ungedruckte Quellen

[Angegeben werden alle eingesehenen Aktenbestände]

## **Archivio Centrale dello Stato, Rom**

- Bodrero, Busta 30.

## **Bayerisches Hauptstaatsarchiv**

- Abteilung I, Ältere Bestände, MK 35410 Acten des Staats-Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten, Curtius, Ludwig.
- Abteilung II, Neuere Bestände, S12362 Bayerische Gesandtschaft Turin, Florenz, Rom 3541.
- Abteilung II, Neuere Bestände, S12363 Bayerische Gesandtschaft Turin, Florenz, Rom 3728.
- Abteilung II, Neuere Bestände, Gesandtschaft Päpstl. Stuhl 2345.
- Abteilung III, Geheimes Hausarchiv, A224 und A225 Korrespondenz Rupprecht von Bayern.
- Abteilung IV, Kriegsarchiv, Akt des k. Kriegsministeriums C 1329, Curtius, Ludwig.

## **Bundesarchiv Berlin**

- N3001 Nachlass Friedrich Naumann
- NS9/336 NSDAP-AO, Landesgruppe Italien.
- R 901/69535 Akten betreffend: Das Deutsche Archäologische Institut in Rom.
- R 901/69536 Akten betreffend: Das Deutsche Archäologische Institut in Rom.
- R 901/69537 Akten betreffend: Das Deutsche Archäologische Institut in Rom.
- R 4901/16956 Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Personalakten.

## **Bundesarchiv Koblenz**

- N1304 Nachlass Ludwig Curtius.
- N1310 Nachlass Konstantin von Neurath.

## **Campo Santo Teutonico, Rom**

- MB 84=Namen-Verzeichniss der Brüder und Schwestern der deutschen Erzbruderschaft St. Maria della Pietà in Campo Santo in Rom.

## **Deutsches Archäologisches Institut – Abteilung Rom, Archiv**

- Altregistratur 203, Schriftverkehr mit der Bibliothek 1933–1936 Teil I.
- Altregistratur 204, Schriftverkehr mit der Bibliothek 1933–1936 Teil II.
- Altregistratur 328, Zentrale Berlin, Büro.
- Altregistratur 774, Personalangelegenheiten 1935–1942.
- Altregistratur 775, Schriftverkehr mit der deutschen Botschaft 1939–1943.
- Altregistratur 776, Unterlagen zur Festschrift »Corolla« zum 60. Geburtstag von Ludwig Curtius, 1937.
- Altregistratur 777, Personalangelegenheiten, 1933–1939.
- Altregistratur 779, Personalangelegenheiten, 1930–1938.
- Altregistratur 860, Schriftverkehr von L. Curtius 1929–1934.
- Altregistratur 1026, Gesellschaft der Freunde des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches 1930–1936.
- Altregistratur 1047, Camerata degli Istituti di Roma 1929–1932.
- Nachlass Ludwig Curtius.
- I Allg. Korrespondenz A–B.
- Allgemeine Korrespondenz C.
- Berichte Rom, Jahresberichte, 1927–1930.
- Berichte Rom, Jahresberichte, 1931–1933.
- Berichte Rom, Jahresberichte, 1934–1936.
- Berichte Rom, Jahresberichte, 1937–1940.
- Berichte Rom, Varia.
- Berichte Rom, Vierteljahresberichte 1927–1944.
- Mitglieder 1928–1941.
- Personalakten.
- ZD, Inst. Rom an ZD 1926–1943.
- ZD an Institut Rom 1925–1943.

**Deutsches Archäologisches Institut – Zentrale Berlin, Archiv**

- Altregistratur 10-2 Statuten.
- Altregistratur 16-01, Allgemeine Korrespondenz 1953–1954, A–K.
- Altregistratur 16–01, Allgemeine Korrespondenz, 1938–1939, A–N.
- Biographica-Mappe Ludwig Curtius.
- Gerkan 1, Briefe A–L.
- Nachlass Adolf Furtwängler.
- Nachlass Theodor Wiegand.
- Korrespondenz Gerhart Rodenwaldt A–K.

**Deutsches Kunstarchiv im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg**

- Nachlass Curtius, Ludwig I, A, Personalien, Familienkorrespondenz.
- Nachlass Curtius, Ludwig I, B, Beruf und Werk, Mitgliedschaften und Gremien.
- Nachlass Curtius, Ludwig I, C, Korrespondenz an Ludwig Curtius.
- Nachlass Curtius, Ludwig II, C, Korrespondenz (von Bestandsbildner Curtius, Ludwig).
- Nachlass Curtius, Ludwig III, C, Korrespondenz von Dritten an Dritte.

**École française de Rome**

- Direction Émile Mâle 20170185/23, rapports avec Institut allemand 1928.

**Friedrich-Alexander-Universität Erlangen, Archiv**

- Ms. 2566/94 1–20, Nachlass Otto Stählin.
- Ms. 2616, Brief-Slg. Steinmeyer.

**Ludwig-Maximilians-Universität München, Archiv**

- E-II-1087, Acten des k. akad. Senats der Ludwig-Max.-Universität München. Betreffend Dr. Ludwig Curtius, Privatdozent.
- O-I-82p

**Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes**

- B8 Band 303, Verdienstorden.
- B81 Band 57, Wiedergutmachung.
- R61294 Zwischenstaatliche Gesellschaften und Institute/ Institute und Vereinigungen: Akten betreffen: Fédération des Unions Intellectuelles.

- Rom (Quirinal), geheim, 48.
- Rom (Quirinal), 1320a.
- Rom (Quirinal) 1320b, 1. Teil, DAI-Rom, 1920–1939.
- Rom (Quirinal) 1320b, 2. Teil, DAI-Rom, 1929–1936.
- Rom (Quirinal) 1321a.
- Rom (Quirinal) 1324a.
- Rom (Quirinal) 1392a.
- Rom (Quirinal) 1324b.
- Rom (Quirinal) 1328.
- Rom (Vatikan) 201, NSDAP-Ortsgruppe Rom.
- Rom (Vatikan) 633.

**Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Bibliothek**

- Heid. Hs. 2740 III A-84, Nachlass Heinrich Rickert.
- Heid. Hs. 2740 III A-191, Nachlass Heinrich Rickert.
- Heid. Hs. 3675 EE 2-66, Nachlass Marie Baum.
- Heid. Hs. 3989 I E-6, Nachlass Ernst Wahle.
- Heid. Hs. 3989 I E-7,7, Nachlass Ernst Wahle.
- Heid. Hs. 3989 I E-7,10, Nachlass Ernst Wahle.
- Heid. Hs. 4067 III A-67, Nachlass Karl Hampe.
- Heid. Hs. 4067 I F-26, Nachlass Karl Hampe.
- Heid. Hs. 4069 I F-7, Nachlass Alfred Weber.

**Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Archiv**

- H-IV-102/148 (1–120), Akten der philosophischen Fakultät, Dekanat L. Curtius.
- PA 3501, Diener und Dienste. Personalakten Dr. Curtius, Ludwig.
- Akademische Quästur, Rep. 27, 189, Akten der Universitätskasse.

**Villa I Tatti, The Harvard University Center for Italian Renaissance Studies, Florenz**

- Bernard and Mary Berenson Papers, Bibliotheca Berenson, Correspondence 37.69 Curtius, Ludwig, 3 Letters 1936–1937.

**The Warburg Institute, London**

- Aby Warburg's personal and institutional correspondence (WIA GC), Curtius, Ludwig

# Schriften von Ludwig Curtius

Zur weiterführenden Recherche nachfolgend eine Literaturliste der gedruckten Schriften von Ludwig Curtius basierend auf R. Lullies, Schriften von Ludwig Curtius (1874–1954). Eine Bibliographie (Mainz 1979), ergänzt um weitere Texte.

- Curtius 1903a** L. Curtius, Die antike Herme. Eine mythologisch-kunstgeschichtliche Studie (München 1903)
- Curtius 1903b** L. Curtius, Besprechung von Feuerherd, Franz, Die Entstehung der Stile aus der politischen Ökonomie. Eine Kunstgeschichte. Erster Teil: Die bildende Kunst der Griechen und Römer, Braunschweig 1902, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 27 (1903) 384–387
- Curtius 1904a** L. Curtius, Kopf des Diskobolen Lancelotti, in: Brunn-Bruckmanns Denkmäler griechischer und römischer Sculptur (München 1904) Taf. 567.
- Curtius 1904b** L. Curtius, Über einen weiblichen Kopf in Rom, in: Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 19 (1904) 55–85
- Curtius 1905a** L. Curtius, Bericht über eine Versuchsgrabung in Tiryns, die das Kaiserl. Deutsche archäologische Institut, Athenische Abteilung Ende Januar und Ende Februar 1905 unternommen hat, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung (AM) 30 (1905) 151–152
- Curtius 1905b** L. Curtius, Relief-Fragment in Theben, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung 30 (AM) (1905) 375–390
- Curtius 1905c** L. Curtius, Rezension von G. Perrot – C. Chipiez, Histoire de l'Art dans l'Antiquité. Tome VIII. La Grèce archaïque. La Sculpture (Paris 1903), in: Berliner Philologische Wochenschrift 25 (1905) 1664–1672
- Curtius 1906a** L. Curtius, Samiaca I, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung (AM) 31 (1906) 151–185
- Curtius 1906b** L. Curtius, Rezension von W. A. Müller, Nacktheit und Entblößung in der altorientalischen und älteren griechischen Kunst (Leipzig 1906), in: Literarisches Zentralblatt 58 (1907) 66–68
- Curtius 1908** L. Curtius, Über einen Apollonkopf in Florenz (München 1908)
- Curtius 1910** L. Curtius, Rezension von I. Svoronos, Das Athener Nationalmuseum, Deutsche Ausgabe (Athen 1908), in: Berliner Philologische Wochenschrift, 30 (1910) 520–527
- Curtius 1911a** L. Curtius, Lekythos in München, in: Münchner Jahrbuch für bildende Künste 6 (1911) 173–181
- Curtius 1911b** L. Curtius, Kleine Funde aus Kleinasien, in: H. Grothe, Meine Vorderasienexpedition 1906 und 1907 I. Die fachwissenschaftlichen Ergebnisse Teil 1 (Leipzig 1911) CCLXXV–CCLXXXIX
- Curtius 1911c** L. Curtius, Studien zur Geschichte der altorientalischen Kunst I. 'Gilgamisch' und 'Heabani', in: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse (München 1911) (7) 1–70
- Curtius 1912a** L. Curtius, Die Antike und wir, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (Frankfurt a.M. 1912) 122–141
- Curtius 1912b** L. Curtius, Der Gymnasiast und der Universitätsstudent, in: Handbuch für Jugendpflege, hrsg. von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge (Langensalza 1912) 44–53
- Curtius 1912c** L. Curtius, Rezension von 'August Kalkmanns Nachgelassenes Werk' hrsg. von H. Voss (Hamburg 1909), in: Berliner Philologische Wochenschrift 32 (1912) 1224–1231
- Curtius 1913a** L. Curtius, Die antike Kunst. Ägypten und Vorderasien<sup>3</sup>(Darmstadt 1959) [Originalausgabe Berlin 1913]
- Curtius 1913b** L. Curtius, Assyrischer Dreifuß in Erlangen, Münchner Jahrbuch für bildende Kunst 8 (1913) 1–21
- Curtius 1913c** L. Curtius, Geschichtliche Beziehungen zwischen Geistes- und Körperkultur, in: Deutsches Fußball Jahrbuch 10 (1913) 1–16
- Curtius 1914** L. Curtius, Rezension von W. Bissing, Denkmäler ägyptischer Skulptur (München 1905–1914), in: Berliner Philologische Wochenschrift 34 (1914) 1294–1304

- Curtius 1915** L. Curtius, Zukunftsgedanken eines Feldgrauen, in: Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte (November 1915) 213–221
- Curtius 1919a** L. Curtius, Das griechische Grabrelief. Wasmuths Kunsthefte 3 (Berlin 1919)
- Curtius 1919b** L. Curtius, Kunst, in: F. Boll(Hrsg.), Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, L. Curtius u. a. (Leipzig 1919) 173–192
- Curtius 1919c** L. Curtius, Rezension von F. Koepf, Archäologie I., Einleitung, Wiedergewinnung der Denkmäler (Leipzig 1919), in: Berliner Philologische Wochenschrift 39 (1919) 1238–1240
- Curtius 1919d** L. Curtius, Paul de Lagarde, in: Deutsche Monatshefte für christliche Politik und Kultur 1 (1919) 140–152
- Curtius 1920a** L. Curtius, Ethischer Sozialismus, in: Beilage Berliner Tageszeitung Die Post, Nr. 357, Morgenausgabe, Politischer Sprechsaal für die staatspolitische Arbeitsgemeinschaft der Deutsch-nationalen Volkspartei, 01.08.1920
- Curtius 1920b** L. Curtius, Rezension von G.M.A. Richter, The Metropolitan Museum of Art. Handbook of the Classical Collection (New York 1917), in: Berliner Philologische Wochenschrift 40 (1920) 1155–1165
- Curtius 1921a** L. Curtius, Ansprache an eine deutschnationale Jugendgruppe, in: Deutsche Zukunft 15 (Februar 1921)
- Curtius 1921b** L. Curtius, Archaischer Stil, in: Genius 3 (1921) 229–237
- Curtius 1921c** L. Curtius, Professor und Student, in: Deutschlands Erneuerung 5 (1921) 651–655
- Curtius 1921d** L. Curtius, Morphologie der antiken Kunst, in: Logos 9/2 (1920/21) 195–221
- Curtius 1922** L. Curtius, Frieda Duensing, in: Frieda Duensing. Ein Buch der Erinnerung, hrsg. von ihren Freunden mit Beiträgen von Ricarda Huch, Marie Baum und Ludwig Curtius u. a. (Berlin 1922) 22–30 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 256–264]
- Curtius 1923a** L. Curtius, Der Astragal des Sodates, in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1923 (4) 1–18
- Curtius 1923b** L. Curtius, Zum Sarkophag von Torre Nova, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung (AM) 48 (1923) 31–51
- Curtius 1924a** L. Curtius, Zwei antike Statuen im Liebighause, Städel-Jahrbuch 3 (1924) 177–195
- Curtius 1924b** L. Curtius, Mater Matuta, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 38/39 (1923/1924) 479–489
- Curtius 1924c** L. Curtius, Rezension von G. Lippold, Kopien und Umbildungen griechischer Statuen (München 1923), in: Deutsche Literaturzeitungen N. F. 1, 1924, 424–431
- Curtius 1924d** L. Curtius, Franz Boll zum Gedächtnis, in: Münchner Neueste Nachrichten, 17.07.1924
- Curtius 1925a** L. Curtius, Die Aphrodite von Kyrene, in: Die Antike I (1925) 36–60
- Curtius 1925b** L. Curtius, Zur Aphrodite von Kyrene, in: Kunstwart 38 (1925) 283–288
- Curtius 1925c** L. Curtius, Hermeneutische Miscellen, in: Festschrift für Paul Arndt zu seinem 60. Geburtstag (München 1925) 36–47
- Curtius 1925d** L. Curtius, Die Bienen Napoleons, in: Münchner Neueste Nachrichten, 09.05.1925
- Curtius 1925e** L. Curtius, Rezension von H. Schrader, Phidias (Frankfurt a.M. 1924), in: Gnomon I (1925) 3–18
- Curtius 1925f** L. Curtius, Franz Boll. Gedächtnisrede, gehalten in der Heidelberger Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums, in: Neue Heidelberger Jahrbücher 1925, 3–10
- Curtius 1925g** L. Curtius, Erinnerungen an Friedrich Huch, in: Münchner Neueste Nachrichten, 20.12.1925
- Curtius 1925a** L. Curtius, Zu Bildern in der Casa del poeta tragico. Festschrift zum 60. Geburtstag von Paul Clemen am 31. Oktober 1926 (Bonn 1926) 94–104
- Curtius 1926b** L. Curtius, Per il Primato archeologico d'Italia. L'Italia e i suoi tesori d'arte, in: Augustea. Politica-Economia-Arte (Rom 30. Januar 1926)
- Curtius 1926c** L. Curtius, Das Fest bei Frau Sursock. Archäologischer Reisebericht aus Syrien und Palästina, in: Münchner Neueste Nachrichten, 19.06.1926
- Curtius 1926d** L. Curtius, Die Burg der Stärke. Archäologischer Reisebericht aus Syrien und Palästina, in: Münchner Neueste Nachrichten, 11.09.1926
- Curtius 1926e** L. Curtius, Ewiges Augsburg!, in: Münchner Neueste Nachrichten, 21.09.1926
- Curtius 1926f** L. Curtius, Jugend-Erinnerungen aus Augsburg. Die Einkehr, in: Unterhaltungsbeilage der Münchner Neuesten Nachrichten, 29.09.1926
- Curtius 1926g** L. Curtius, Internationale kulturelle Zusammenarbeit, in: Münchner Neueste Nachrichten, 29.11.1926

- Curtius 1926h** L. Curtius, Rezension von H. Sitte, Zu Phidias. Ein biographischer Beitrag (Innsbruck 1925)/ Rezension von A. Hekler, Die Kunst des Phidias (Stuttgart 1925)/ Rezension von P. Johansen, Phidias and the Parthenon Sculptures (Kopenhagen 1925), alle in *Gnomon* 2 (1926) 15–28
- Curtius 1926i** L. Curtius, Rezension von A. Springer, Kunst des Altertums, 12. verbesserte und erweiterte Auflage nach A. Michaelis, bearbeitet von P. Wolters (Leipzig 1923), in: *Orientalistische Literaturzeitung* 29 (1926) 117–122
- Curtius 1927a** L. Curtius, Bronzenes Pferd im Metropolitan Museum in New York, in: *Die Antike* 3 (1927) 162–186 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 53–67] Curtius 1927b
- Curtius 1927b** L. Curtius, Die antike Kunst und der moderne Humanismus. Vortrag, gehalten an der 20. Jahresversammlung des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums am 03.12.1926 zu Berlin, in: *Die Antike* 3 (1927) 1–16/ gesondert erschienen Berlin 1927/ wiederabgedruckt in H. Oppermann (Hrsg.), *Humanismus. Wege der Forschung* XVII (Darmstadt 1970) 49–65
- Curtius 1927c** L. Curtius, Rezension von E. Kjellberg, Studien zu den attischen Reliefs des V. Jahrhunderts v. Chr. (Upsala 1926), in: *Deutsche Literaturzeitung* N. F. 4 (1927) 407–415
- Curtius 1927d** L. Curtius, Emanuel Löwy zum 70. Geburtstag am 1. September 1927, *Gnomon* 3 (1927) 630–31
- Curtius 1927e** L. Curtius, Walter Amelung †, in: *Gnomon* 3 (1927) 741–44 [Auch erschienen als L. Curtius, Walter Amelung zum Gedächtnis, in: *Münchener Neueste Nachrichten*, 26.09.1927]
- Curtius 1927f** L. Curtius, Walter Amelung (Nachruf), in: *Atene et Roma* N.S. 8 (1927) 267–269
- Curtius 1927g** L. Curtius, Erinnerungen an Adolf Furtwängler. Geschrieben zum 20. Gedächtnistag seines Todes, in: *Münchener Neueste Nachrichten* 04.11.1927
- Curtius 1928a** L. Curtius, Sardanapal, in: *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* (JdI) 43 (1928) 281–297
- Curtius 1928b** L. Curtius, Bronzestatuetten eines Herakles in Neapel, in: *Antike Plastik. Festschrift Walter Amelung zum 60. Geburtstag* (Berlin 1928) 61–66
- Curtius 1928c** L. Curtius, Die Römisch- Germanische Kommission in Frankfurt a.M., in: *Jenaische Zeitung* 46 (1928) 6
- Curtius 1928d** L. Curtius, Moderner und antiker Sport, in: *Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben* 8 (August 1928) 584–591
- Curtius 1928e** L. Curtius, Beschreibung eines Bildes. P. P. Rubens, Odysseus auf der Insel der Phäaken, Florenz, Palazzo Pitti. Heroische Landschaft, im Vordergrund ein märchenhaftes Geschehen, in: *Buch des Dankes für Hans Carossa. Zum 50. Geburtstag des Dichters am 15. Dezember 1928* (Leipzig 1928) 74–84 [Wiederabgedruckt in J. Moras, (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 127–130]
- Curtius 1929a** L. Curtius, Die Wandmalerei Pompejis. Eine Einführung in ihr Verständnis (Leipzig 1929) [Neuaufgabe Darmstadt 1960]
- Curtius 1929b** L. Curtius, Pentheus, in: 88. Winckelmannsprogramm der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin (Berlin 1929)
- Curtius 1929c** L. Curtius, Geist der römischen Kunst. Vortrag, gehalten am Winckelmannstage 1928 im Deutschen Archäologischen Institut Rom, in: *Die Antike* 5 (1929) 187–213
- Curtius 1929d** L. Curtius – G. Lippold, Smyrna. Ehemals evangelische Schule und Gymnasium, in: P. Arndt – G. Lippold (Hrsg.), *Photographische Einzelaufnahmen antiker Skulpturen. Serien zur Vorbereitung eines Corpus Statuarum, Serie XI* (München 1929) 3196
- Curtius 1929e** L. Curtius, Die kulturelle Bedeutung des modernen Italien. Vortrag, gehalten in der deutsch-italienischen Handelskammer Frankfurt a.M. (Frankfurt a.M. 1929)
- Curtius 1929f** L. Curtius, Nachruf auf Franz Studniczka. Gesprochen in der Winckelmannfeier des Römischen Instituts 1929, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 44 (1929) I–III
- Curtius 1929g** L. Curtius, In memoriam Karl Julius Beloch, Eduard Perry Warren, John Marshall und Rodolfo Lanciani, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 44 (1929) IV–VIII
- Curtius 1930a** L. Curtius, 'Poenitentia', Festschrift für James Loeb zum 60. Geburtstag (München 1930) 53–62
- Curtius 1930b** L. Curtius, Bronzen aus der Sammlung Goethes, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 45 (1930) 1–28
- Curtius 1930c** L. Curtius, Zusatz zu Herbert Wollmann. Eine süditalienische Tonlampe mit

- dem Abdruck eines geschnittenen Steines. RM 45 (1930), 29 ff., in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung 45 (1930) 93–126
- Curtius 1930d** L. Curtius, Winckelmann und unser Jahrhundert. Vortrag zur Winckelmannsfeier des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1929, *Die Antike* 6 (1930) 93–126
- Curtius 1930e** L. Curtius, In memoriam Friedrich von Duhn und Franz Winter, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 45 (1930) I–IV
- Curtius 1930f** L. Curtius, Führungen in Pompeji. Mitteilung, in: *Berliner Philosophische Wochenschrift* 50 (1930) 462–463
- Curtius 1930g** L. Curtius, Neu aufgefundenes Fragment des Lukian, in: W. Tiemann (Hrsg.), *Der Verleger von Morgen. Festschrift zum 60. Geburtstag von Gustav Kirstein* (o. O. 1930) 1–13
- Curtius 1931a** L. Curtius, Zeus und Hermes. Studien zur Geschichte ihres Ideals und seiner Überlieferung, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM), *Ergänzungsheft 1* (München 1931)
- Curtius 1931b** L. Curtius, Physiognomik des römischen Porträts. Vortrag, gehalten in der Paliliensitzung 1931 des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, in: *Die Antike* 7 (1931) 226–254 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1957) 175–193]
- Curtius 1931c** L. Curtius, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Nachruf, gesprochen in der Winckelmannsfeier des Römischen Instituts 1931, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 46 (1931) VII–XI
- Curtius 1931d** L. Curtius, In memoriam Thomas Ashby, Ferdinand Noack, Gerhard Kraemer, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 46 (1931) XII–XVI
- Curtius 1931e** L. Curtius, Führungen in Pompeji. Mitteilung, in: *Berliner Philologische Wochenschrift* 51 (1931) 589
- Curtius 1932a** L. Curtius, Phallosgrabmal im Museum von Smyrna, in: H. Prinzhorn (Hrsg.), *Die Wissenschaft am Scheideweg von Leben und Geist. Festschrift Ludwig Klages zum 60. Geburtstag am 10. Dezember 1932* (Leipzig 1932) 19–29
- Curtius 1932b** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie. I. L. Cornelius Sulla, II. C Julius Caesar. Dem Gedächtnis Friedrich Gundolfs gewidmet, III. Der Triumvir M. Aemilius Lepidus, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 47 (1932) 202–268
- Curtius 1932c** L. Curtius, Komposition. Vortrag, gehalten zur Winckelmannsfeier des Deutschen Archäologischen Instituts Rom 1931, in: *Die Antike* 8, 1932, 301–318
- Curtius 1932d** L. Curtius, Goethe und Italien. Vortrag zur Palilienfeier des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1932, in: *Die Antike* 8 (1932), 183–200 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 145–161]
- Curtius 1932e** L. Curtius, Goethe und die Antike. Vortrag, gehalten bei einer Goethefeier der Allard Pierson Stiftung, Archäologische Abteilung, Amsterdam, in: *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 8 (1932) 289–306
- Curtius 1932f** L. Curtius, Goethe als Erscheinung, Ansprache bei der Goethefeier in Rom am 31. März 1932 im Festsaal von S. Maria dell'Anima, Rom 1932.
- Curtius 1932g** L. Curtius, Georg Karo zum sechzigsten Geburtstag, in: *Münchner Neueste Nachrichten*, 11.01.1932
- Curtius 1933a** L. Curtius, Die sitzende Berliner Göttin eine Fälschung?, in: *Münchner Neueste Nachrichten*, 17.05.1933
- Curtius 1933b** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie, IV. Kleopatra, VII. Philopator, V. M. Vipsanius Agrippa, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 48 (1933) 182–243
- Curtius 1933c** L. Curtius, Antonio Fontanesi (1818–1882), in: *Münchner Neueste Nachrichten*, 16.01.1933
- Curtius 1934a** L. Curtius, Heros Kyzikos, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 49 (1934) 295–316
- Curtius 1934b** L. Curtius, Summanus, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 49 (1934) 233–246
- Curtius 1934c** L. Curtius, Orest und die Iphigenie in Tauris. Zum Bronzekrater von Dionysopolis-Balčik, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 49 (1934) 247–294

- Curtius 1934d** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie. VI: Neue Erklärung des großen Pariser Cameo mit der Familie des Tiberius, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 49 (1934) 119–156
- Curtius 1934e** L. Curtius, Neue Erklärung des großen Pariser Cameo mit der Familie des Tiberius, in: *Annales Institutorum* 6 (1933/34) 136
- Curtius 1934f** L. Curtius, Ein Bildnis des jugendlichen Domitian, in: *Pantheon* 7, 1934, 73–77
- Curtius 1934g** L. Curtius, Republikanisches Pilasterkapitell in Rom, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 49 (1934) 222–232
- Curtius 1934h** L. Curtius, La storia del ritratto romano nella scienza tedesca dell'ultimo decennio, in: *Gli studi romani nel mondo*, Vol. I, Bologna 1934, 77–91
- Curtius 1934i** L. Curtius, Kleine Archäologische Neuigkeiten, in: *Annales Institutorum* 6 (1933/1934) 119–121
- Curtius 1934j** L. Curtius, Mussolini und das antike Rom. Vortrag, gehalten am 15. Dezember 1933 (Köln 1934)
- Curtius 1934k** L. Curtius, Mussolini e la Roma antica, in: *La Nuova Antologia* 294 (Aprile 1934 XII) 487–500
- Curtius 1935a** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie, VII. Nero Claudius Drusus der Ältere, VIII. Jugendbildnisse des Tiberius, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 50 (1935) 260–320
- Curtius 1935b** L. Curtius, Musik der Sphären. Zum Deckenschmuck des Beltempels von Palmyra, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 50 (1935) 348–353
- Curtius 1935c** L. Curtius, Adolf Furtwängler, geboren am 30. Juni 1853 in Freiburg i. Br., gestorben am 10. Oktober 1907 in Athen, in: *Badische Biographien* VI (Heidelberg 1935) 672–685 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 213–224]
- Curtius 1935d** L. Curtius, Christian Huelsen, Gedächtnisworte, gesprochen in der Adunanz des Römischen Instituts am 20. Februar 1935, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 50 (1935) 355–357
- Curtius 1936a** L. Curtius, Pantherweibchen aus Bronze, in: *Pantheon* 9 (1936) 147–150
- Curtius 1936b** L. Curtius, Paolo Orsi †, in: *Gnomon* 12 (1936) 174–176
- Curtius 1937a** L. Curtius, Thalia, in: *Scritti in onore di Bartolomeo Nogara. Raccolti in occasione del suo LXX anno, Città del Vaticano 1937*, 105–108
- Curtius 1937b** L. Curtius, 'Aura' vom Palatin. Rom, Museo Mussolini, in: *Brunn-Bruckmanns Denkmäler griechischer und römischer Sculptur* (München 1937) Taf. 766 und 767, 1–10
- Curtius 1937c** L. Curtius, Johann Joachim Winckelmann 1717–1768, in: *W. Andreas – W. von Scholz (Hrsg.), Die großen Deutschen (Neue deutsche Biographie)* (Berlin 1937) 98–109
- Curtius 1937d** L. Curtius, In memoriam Joannis Montebaur, in: *Kirchliche Mitteilungen aus den katholischen Gemeinden deutscher Sprache in Rom, Italien und Westeuropa II (XI)* (März 1937) 40–41
- Curtius 1937e** L. Curtius, Die antike Kunst. Die klassische Kunst Griechenlands <sup>2</sup>(Darmstadt 1959) [Originalausgabe Potsdam 1937]
- Curtius 1938a** L. Curtius, 'Ελλάς und Ασία, in: *Ephemeris Archaïologiki* 2 (1938) 493–500
- Curtius 1938b** L. Curtius, Zum Antikenstudium Tizians, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 28 (1938 II) 233–241
- Curtius 1939a** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie, XI. Porträt des Marc Anton, X. Der Vater der Livia?, XI. M. Claudius C.F. Marcellus, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 54 (1939) 131–144
- Curtius 1939b** L. Curtius, Neue Denkmäler antiker Kunst I. Relief Vittorio Scialoja, *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 54 (1939) 220–243
- Curtius 1939c** L. Curtius, Zum Galliersarkophag im Museo Mussolini, in: *T. Klauser – A. Rücker (Hrsg.), Pisciculi. Studien zu Religion und Kultur des Altertums. Franz Josef Dölger zum 60. Geburtstage dargeboten von Freunden, Verehrern und Schülern. Antike und Christentum, Ergänzungsband I*, (Münster i.W. 1939) 76–79
- Curtius 1940a** L. Curtius, Der neu erworbene griechische Grablekythos der Berliner Museen, in: *Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen* 61 (1940) 57–76
- Curtius 1940b** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie. XII. Zum

- Bronzekopf von Azaila und zu den Porträts des jugendlichen Augustus, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 55 (1940) 36–64
- Curtius 1940c** L. Curtius, Neue Denkmäler antiker Kunst II. Antikes Porträt im Isartal, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 55 (1940) 219–232
- Curtius 1940d** L. Curtius, Nachruf auf Eduard Schwartz, geboren 22. August 1858, gestorben 13. Februar 1940, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 30 (1940) 1–3
- Curtius 1941a** L. Curtius, Perikles, in: *Im Schritt der Zeit*. Beilage zur Kölnischen Volkszeitung, 26.01.1941
- Curtius 1941b** L. Curtius, Augustus, in: *Im Schritt der Zeit*. Beilage zur Kölnischen Volkszeitung, 16.02.1941
- Curtius 1941c** L. Curtius, Winckelmann und seine Nachfolge (Wien 1941), *Vorträge Kaiser Wilhelm Institut für Kulturwissenschaft*, 1. Reihe, H. 30
- Curtius 1941d** L. Curtius, Rezension von E. Pfuhl, *Ostgriechische Reisen, Kleinasien, Kypros und Syrien* (Basel 1941), in: *Gnomon* 17 (1941) 289–293
- Curtius 1941e** L. Curtius, Hermann Thiersch †, 12.I. 1874 bis 4.VI.1939, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen für das Geschäftsjahr 1940/1941*, 69–80
- Curtius 1942a** L. Curtius, Archäologische Bemerkungen I. Zum Porträt des Themistokles aus Ostia, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 57 (1942) 78–91
- Curtius 1942b** L. Curtius, Roms ewiges Antlitz. Über Antike und Barock. Rezension von F.A. Kauffmann, *Roms ewiges Antlitz, Formschicksal einer Stadt* (Berlin 1940), in: *Die neue Rundschau* 53/2 (Februar 1942) 63–70
- Curtius 1942c** L. Curtius, Romanità. Anmerkungen zu Rudolf Kirchners neuem Buch 'Romanità', Frankfurt a.M. 1942, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.12.1942
- Curtius 1942d** L. Curtius, Bildwerke von Hans Wimmer, in: *Die Kunst für Alle* 58 (November 1942) 29–38
- Curtius 1942e** L. Curtius, Werner Technau, gefallen in Rußland am 5. Oktober 1942, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 57 (1942) I–II
- Curtius 1942f** L. Curtius, Arturo Benedetti Michelangeli (o.J., wohl 1942 verfasst), in: J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 273–276
- Curtius 1943a** L. Curtius [inoffiziell]: Kurzer Führer durch Rom (Florenz 1943)
- Curtius 1943b** L. Curtius, Die Säule des Trajan. Ein Kriegstagebuch. Berlin–Rom–Tokio, in: *Monatsschrift für die Vertiefung der kulturellen Beziehungen der Völker des weltpolitischen Dreiecks* 5 (1943) H. 4, 25–27
- Curtius 1943c** L. Curtius, Vorrede zu Carl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen (Leipzig 1943)
- Curtius 1943d** L. Curtius, Archäologische Träume, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 16.04.1943 [Auch erschienen in *Volk und Welt. Deutschlands Monatsbuch* 9 (1943) 51–53]
- Curtius 1943e** L. Curtius, Große deutsche Archäologen. Adolf Furtwängler, in: *Atlantis* 15 (1943) 225–226
- Curtius 1943f** L. Curtius, Nachruf auf Johannes Sieveking (1869–1942), in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* (RM) 58 (1943) VI–VII
- Curtius 1944a** L. Curtius, Das antike Rom. Mit Aufnahmen von Alfred Nawrath (Wien 1944) [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 92–118]
- Curtius 1944b** L. Curtius, Beiträge zur Geschichte der tarentinischen Kunst. Manuskript vorgesehen für *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* (JdI) 59 (1944). Ungedruckt.
- Curtius 1944c** L. Curtius, Der Tempel von Pästum. Geleitwort, in: C. Lamb: *Die Tempel von Pästum* (Leipzig 1944) 5–18
- Curtius 1944d** L. Curtius, Antwort auf die von Bartolomeo Nogara, Graf H.W. Salis, Paolino Mingazzini, Hermine Speier an seinem 70. Geburtstag am 13. Dezember 1944 im Schwedischen Institut in Rom gehaltenen Ansprachen von Ludwig Curtius. Privat 1944.
- Curtius 1944e** L. Curtius, Die Bronzegruppe Trivulzio, in: *Rendiconti, Atti della Pontificia accademia romana di archeologia* 20 (1943/1944/1945) 255–266
- Curtius 1946a** L. Curtius, Dionysischer Sarkophag, *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts in Wien* (ÖJh) 36 (1946) 62–72
- Curtius 1946b** L. Curtius, Eugenia Strong. Commemorazione, in: *Rendiconti, Atti della Pontificia accademia romana di archeologia* 21 (1946) 29–32
- Curtius 1947a** L. Curtius, Interpretationen von sechs griechischen Bildwerken. Sammlung, Überlieferung und Auftrag. In Verbindung mit

- W. Szilasi, hrsg. von E. Grassi (Bern 1947) [Zwei der Aufsätze (Archaischer Kouros in der Glyptothek in München/ Grabstele eines Mädchens) leicht geändert in W. Kraiker (Hrsg.), Archaische Plastik der Griechen (Darmstadt 1976) 113–134 und 135–147]
- Curtius 1947b** L. Curtius, Begegnung beim Apoll von Belvedere, Merkur I (1947) 363–379 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 25–42 und in L. Curtius, Humanistisches und Humanes. Fünf Essays und Vorträge (Basel 1954) 13–38]
- Curtius 1947c** L. Curtius, Moderner und antiker Stierkampf, in: 'Akademia', Heidelberg, Archäologische Blätter 10 (1947)
- Curtius 1947d** L. Curtius, Neues zur Gruppe der Tyrannenmörder in Neapel, in: 'Akademia', Heidelberg, Archäologische Blätter 11 (1947)
- Curtius 1947e** L. Curtius, Eine neue Biographie Jacob Burckhardts. Rezension von W. Kaegi, Jacob Burckhardt. Eine Biographie I. Frühe Jugend und Baslerisches Erbe (Basel 1946), in: Merkur I (1947) 770–780
- Curtius 1947f** L. Curtius, Gerhart Rodenwaldt (1887–1945), in: Forschungen und Fortschritte 21/23, H. 19/20/21 (Oktober 1947) 222
- Curtius 1948a** L. Curtius, Zur Interpretation griechischer Bildwerke, in: Universitas 3 (1948) 365–366
- Curtius 1948b** L. Curtius, Miscellen zur Geschichte des griechischen Porträts, I. Theophrast, II. Hippokrates, III. Antisthenes, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 59 (1944), erschienen 1948, 17–75
- Curtius 1948c** L. Curtius, Ikonographische Beiträge zum Porträt der römischen Republik und der julisch-claudischen Familie, XIII. Die Söhne des Agrippa, XIV. Germanicus, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts (MdI) 1 (1948) 53–94
- Curtius 1948d** L. Curtius, Römisches Mädchenbildnis, in: Synopsis. Festgabe für Alfred Weber zu seinem 80. Geburtstag (30. VII.1868–30.VII.1948), Heidelberg 1948, 1–21 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 84–91. Leicht geändert]
- Curtius 1948e** L. Curtius, Die römisch-historischen Reliefs von der Cancellaria, in: Neue Züricher Zeitung, 10.07.1948
- Curtius 1948f** L. Curtius, Neues Museum in Pompeji, in: Neue Zürcher Zeitung o.D.
- Curtius 1948g** L. Curtius, Die Ausgrabungen unter St. Peter in Rom. Das Apostelgrab und seine Umgebung, in: Die Neue Zeitung, 17.12.1948
- Curtius 1948h** L. Curtius, Goethe und der Katholizismus, in: Schweizer Rundschau. Monatsschrift für Geistesleben und Kultur 47 (1947/1948) 878–892 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 162–176]
- Curtius 1948i** L. Curtius, Bartolomeo Nogara, in: Il Quotidiano, Giornale del Mattino, 29.04.1948
- Curtius 1948j** L. Curtius, Eugenie Strong (1860–1943), in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts (MdI) 1 (1948) 3–5
- Curtius 1949a** L. Curtius, Zu einem Kopf im Museo Chiaramonti, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts (JdI) 59/60 (1944/1945), erschienen 1949, 1–44
- Curtius 1949b** L. Curtius, Neuentdecktes Parthenon-Fragment. Fund in den vatikanischen Museen, in: Die Neue Zeitung, 12.05.1949
- Curtius 1949c** L. Curtius, Römische Sarkophage, in: Wort und Wahrheit, Monatsschrift für Religion und Kultur 4 Zweites Halbjahr (1949) 63–80
- Curtius 1949d** L. Curtius, Goethe. Wisdom and Experience. Selections by Ludwig Curtius (New York 1949)
- Curtius 1949e** L. Curtius, Brief an einen jungen Bildhauer, in: Wirtschaftszeitung, 21.01.1949
- Curtius 1949f** L. Curtius, Heinrich Wölfflin, in: Merkur 3 (1949) 637–645 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 225–232]
- Curtius 1949g** L. Curtius, Heinrich Bulle †, in: Gnomon 21 (1949) 270–272
- Curtius 1949h** L. Curtius, Marcus der Soldat, in: Merkur 3 (1949) 156–160 [Wiederabgedruckt in L. Curtius, Zwei Zeitalter. Vier Erzählungen (München 1955) 55–62]
- Curtius, Welt (1950)** L. Curtius, Deutsche und antike Welt (Stuttgart 1950) [weitere Auflagen 1951, 1956, 1958]
- Curtius 1950a** L. Curtius, Rome. An illustrated selective guide to all important art treasures in Rome and its environs (New York 1950)
- Curtius 1950b** L. Curtius, Neue hermeneutische Miscellen, in: Archäologischer Anzeiger 1948/1949 (1950) 47–64
- Curtius 1950c** L. Curtius, Zur Aldobrandinischen Hochzeit, in: R. Herbig (Hrsg.), Vermächtnis der antiken Kunst. Gastvorträge zur Jahrhundertfeier der Archäologischen Sammlungen der Universität Heidelberg (Heidelberg 1950) 119–140

- Curtius 1950d** L. Curtius, Thornton Wilders Caesar-Roman. Rezension von T. Wilder, *The Ides of March* (New York 1948), in: *Merkur* 4 (1950) 676–690
- Curtius 1950e** L. Curtius, Graf Hermann Keyserling, in: *Merkur* 4 (1950) 1168–1974 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 242–249]
- Curtius 1951a** L. Curtius, Lekythos in Tarent, in: *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts in Wien (ÖJh)* 38 (1951) 1–16
- Curtius 1951b** L. Curtius, Amethyst in Paris, in: *Museum Helveticum* 8 (1951) 216–222
- Curtius 1951c** L. Curtius, *Redeat narratio*. I. Summanus, II. Liebestraum, III. Zum 'Kleobis und Biton-Relief' in Venedig, IV. Zum sogenannten Relief eines Schulmeisters aus Rhodos und zum Unterweltssarkophag von Ephesos, V. Zur Bronzefigur Sciarra in Kopenhagen, *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts (MdI)* 4 (1951) 10–34
- Curtius 1951d** L. Curtius, *Portraet der Tetrarchenzeit*, in: *Journal of Hellenic Studies* 71 (1951) 48–57
- Curtius 1951e** L. Curtius, Jacob Burckhardt und die Geschichte, Rezension zu W. Kaegi, *Jacob Burckhardt. Eine Biographie II. Das Erlebnis der geschichtlichen Welt* (Basel 1950), in: *Merkur* 5 (1951) 692–695
- Curtius 1951f** L. Curtius, Werner Reinhardt † 29. August 1951, in: *Merkur* 5 (1951) 1192–1194 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 268–272]
- Curtius 1951g** L. Curtius, *Mit sechzig Jahren*. An Carl J. Burckhardt, in: *Neue Schweizer Rundschau* N. F. 19, H. 5 (September 1951) 267–272 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 277–283]
- Curtius 1951h** L. Curtius, Frederik Poulsen †, in: *Gnomon* 23 (1951) 115–116
- Curtius 1952a** L. Curtius, *Die Töchter des Danaos*, in: *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts in Wien (ÖJh)* 39 (1952) 17–21
- Curtius 1952b** L. Curtius, *Das Osterei*, in: *Die Neue Zeitung*, 12.04.1952 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 188–191]
- Curtius 1953a** L. Curtius, *Die antike Kunst in der modernen Welt*, in: K. Piper (Hrsg.), *Offener Horizont. Festschrift für Karl Jaspers zum 70. Geburtstag am 23. Februar 1953* (München 1953) 393–402 [Wiederabgedruckt in *Der Monat* 54 (März 1953) 652–656 und in J. Moras (Hrsg.), *Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften* (Stuttgart 1958) 43–52]
- Curtius 1953b** L. Curtius, *Bronzefigur in der Sammlung Goethes*, in: W. Goetz (Hrsg.), *Akademische Festgabe für S.K.H. Kronprinz Rupprecht von Bayern* (München 1953) 90–97
- Curtius 1953c** L. Curtius, *Ludwig Curtius an Rudolf Kassner*, in: A. Kensik – D. Bodmer (Hrsg.), *Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag. Gedenkbuch* (Erlenbach 1953) 34–37
- Curtius 1953d** L. Curtius, *Rückkehr des Menschen*, in: Allegretto. *Eine weltfreudige Komposition für die Dame. Aufgeführt vom Collegium des Rainer Wunderlich Verlags Hermann Leins* (Tübingen 1953) 11–17
- Curtius 1953e** L. Curtius, *Bilanz eines Kosmopoliten. Zu dem Buch M. J. Bonn, So macht man Geschichte. Bilanz eines Lebens* (München 1953), in: *Merkur* 7 (1953) 1183–1185
- Curtius 1953f** L. Curtius, *Tyro*, in: F. Hollwich (Hrsg.), *Im Umkreis der Kunst. Eine Festschrift für Emil Preetorius zum 70. Geburtstag am 21. Juni 1953* (Wiesbaden 1953) 53–66
- Curtius 1954a** L. Curtius, *Ewiges Italien. Vortrag zur Eröffnung der Italienischen Kulturwoche in Stuttgart, 18.10.1953*, in: *Universitas* 9 (1954) 1–16 [Wiederabgedruckt in L. Curtius, *Humanistisches und Humanes. Fünf Essays und Vorträge* (Basel 1954) 90–112]
- Curtius 1954b** L. Curtius, *Winckelmann. Vortrag im Schleswig-Holsteinischen Kunstverein in Kiel, 22.11.1950*, in: L. Curtius, *Humanistisches und Humanes. Fünf Essays und Vorträge* (Basel 1954) 39–42
- Curtius 1954c** L. Curtius, *Die Kunst und das Leben. Ein Vortrag*, in: L. Curtius, *Humanistisches und Humanes. Fünf Essays und Vorträge* (Basel 1954) 81–89
- Curtius 1954d** L. Curtius, *Humanistisches und Humanes. Fünf Essays und Vorträge* (Basel 1954)
- Curtius 1954e** L. Curtius, *Rindergruppe aus Ostia*, in: *Antike und Abendland* 4 (1954) 187–190
- Curtius 1954f** L. Curtius, *Parthenonische Morgenmusik*, in: *Bulletin van de Vereeniging tot Bevordering der Kennis van de Antieke Beschaving te's Gravenhage* 29 (1954) 4–7
- Curtius 1954g** L. Curtius, *Wirkung in die Ferne*, in: R. Lullies (Hrsg.), *Neue Beiträge zur klassischen Altertumswissenschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Bernhard Schweitzer* (Stuttgart 1954) 378–380

- Curtius 1954h** L. Curtius, Die Kunstliebe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, in: Bayernland 56 (1954) 193–195  
[Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 237–241]
- Curtius 1954i** L. Curtius, Erinnerungen von und an Theodor Heuss, in: Merkur 8 (1954) 180–83  
[Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 250–255. Leicht geändert]
- Curtius 1954j** L. Curtius, Rezension von A. Maiuri, La peinture romaine (Genf 1953), in: Gnomon 26 (1954) 145–147
- Curtius 1954k** L. Curtius, Hadrian und die Wölfin, in: Merkur 8 (1954) 87–91
- Curtius 1954l** L. Curtius, Griechische Götterideale, in: 'Ruperto Carola', Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e. V., 6. Jg., H. 15/16 (Dezember 1954) 6–12
- Curtius 1955a** L. Curtius, Architekturfragment, in: Anthemon. Scritti di archeologia e di antichità classiche in onore di Carlo Anti in occasione del suo LXX anno d'età XXVIII Aprile MCMLIV (Florenz 1955) 109–117
- Curtius 1955b** L. Curtius, Zum 'Dionysos' aus Herculaneum, in: Ephemeris Archaologiki 1953/1954 (1955) 230–234
- Curtius 1955c** L. Curtius, Zwei Zeitalter. Vier Erzählungen (München 1955)
- Curtius 1956** L. Curtius, Johann Joachim Winckelmann 1717–1768, in: H. Heimpel – T. Heuss – B. Reiffenberg (Hrsg.), Die großen Deutschen. Deutsche Biographie II (Berlin 1956) 147–158 [Wiederabgedruckt in J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958) 131–144]
- Curtius 1957a** L. Curtius, Ein neues Bildnis des Julius Cäsar, in: E. Boehringer (Hrsg.), Robert Boehringer. Eine Freundesgabe (Tübingen 1957) 153–175
- Curtius 1957b** L. Curtius, Mädchenporträt vom Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr., in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung (RM) 64 (1957) 1–7
- Moras 1958** J. Moras (Hrsg.), Torso. Verstreute und nachgelassene Schriften (Stuttgart 1958)

[Schriften von Ludwig Curtius, die ausschließlich in Torso abgedruckt sind, werden nicht gesondert in diesem Literaturverzeichnis aufgeführt].



# Dank

Die Dissertation war eine Kraftanstrengung, die ich ohne zahlreiche helfende, beratende, mitfühlende und antreibende Menschen nicht bewältigt hätte. Ich möchte mich zuallererst bei meinem Doktorvater Christian Jansen von Herzen dafür bedanken, dass er mich seinerzeit als Doktoranden annahm und mir das Thema vorschlug. Normalerweise nehme er keine Doktoranden an, die ohne ein solches zu ihm kämen. Ich bin froh und dankbar, dass er bei mir eine Ausnahme gemacht hat. Die alle paar Wochen stattfindenden Besprechungen zum Fortschritt der Arbeit werde ich arbeitstechnisch, vor allem aber menschlich vermissen.

Weiterhin möchte ich mich bei Lutz Raphael bedanken, der sich schon in der allerfrühesten Phase des Projektes dazu bereiterklärte, als Zweitbetreuer aufzutreten. Als Betreuer meiner Magisterarbeit hatte er zudem maßgeblichen Anteil an den »Sporen« meines wissenschaftlichen Arbeitens. Danken möchte ich auch Ursula Lehmkuhl und Eva Bischoff, die als Prüferinnen an der Verteidigung der Dissertation mitwirkten, sowie Torsten Mattern, der als Dekan der Prüfung beiwohnte und bei dem ich auch immer ein offenes Ohr fand.

Jann M. Witt gilt mein besonderer Dank, weil er mir den finalen Anstoß gab, die Promotion zu wagen.

Besonderer Dank gilt darüber hinaus meinen Mitpromovierenden (und FreundInnen): Susanne Bauer, die nie um ein Gespräch verlegen war, aus dem man inspiriert, motiviert, beruhigt und moralisch gestärkt hervorging; Robin Simonow, der es vermochte, durch seinen analytisch scharfen Blick stets auch den meinen wieder zu schärfen; Francesco Leone, der in unserer kurzen gemeinsamen Zeit in einem Büro, das eigentlich schon für eine Person zu klein war, zu einem guten Freund wurde; Laura DiFabio, die mir gerade in den Anfangsjahren mit großer Unterstützung zur Seite stand, sowie nicht zuletzt Janina Krüger, Lena Haase und Lisa Dünchem, mit denen ich, im Gespräch vertieft, ungezählte Kilometer rund um den Campusweier der Universität Trier zurücklegen durfte.

Während der Rechercheisen traf ich zahlreiche Archivmitarbeiterinnen und -mitarbeiter, die mich alle tatkräftig unterstützten und denen ich hier danken möchte. Besonders hervorheben möchte ich Valeria Capobianco am Deutschen Archäologischen Institut in Rom, deren Hilfsbereitschaft und Wissen um den dortigen Archivbestand immens ist.

Ohne die Gerda Henkel Stiftung wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen. Ich möchte mich für die finanzielle Unterstützung beim gesamten Stiftungsteam bedanken, insbesondere bei Anna Kuschmann, die mir bei allen Fragen immer beratend zur Seite stand.

Martin Baumeister, Monika Kruse, Lutz Klinkhammer und dem gesamten Team des Deutschen Historischen Instituts in Rom möchte ich ebenso meinen tiefen Dank zukommen lassen. Sie ermöglichten mir den menschlich und arbeitstechnisch außerordentlich ertragreichen Forschungsaufenthalt in Rom. Danken möchte ich an dieser Stelle auch Ortwin Dally und Thomas Fröhlich vom Deutschen Archäologischen Institut in Rom für ihre Unterstützung und die Möglichkeit, in der Reihe des DAI publizieren zu können. Der Endspurt der Arbeit wurde schließlich durch die Unterstützung des Forschungsreferates der Universität Trier ermöglicht, bei dem ich mich auch herzlich bedanken möchte. Für die große Hilfe bei der Vorbereitung der Publikation möchte ich mich auch bei meiner Lektorin Franziska Dörr recht herzlich bedanken.

Mein ganz spezieller Dank gilt Valeska Hartmann und Christopher Decker. Als letzte Verbliebene harrte ich mit Ihnen am DHI-Rom aus, als Italien im März 2020 in den allerersten Covid19-Lockdown ging. Sie schafften es, mich immer wieder zur beruhigen, wenn die Sorgen allzu groß wurden.

Danken möchte ich auch Massimiliano Livi, mit dem ich gemeinsam mein erstes Proseminar leiten durfte und der mir dabei mit Rat und Tat zur Seite stand.

Weiterer Dank gebührt Simon Tretter, Alexander Niemietz, Stefan Melbaum, Alexandra und Manuel Kunz und Felix Bohr für ihre sicher nicht einfachen Korrekturlesearbeiten und ihre Freundschaft. Ich danke auch all meinen weiteren FreundInnen, die ich aus Platzmangel nicht aufführen kann, für ihre moralische Unterstützung über die Jahre. Ihr wisst, wer ihr seid.

Dankbar bin ich auch Alexandra Kireenko, die seinerzeit den beschwerlichsten Teil des Pfades als meine Partnerin mit mir beschritten hat.

Zum Schluss gebührt der größte Dank meinen lieben Eltern Inge und Peter Hirschfeld und meiner Großmutter Hedwig Faber, die zu keinem Zeitpunkt zweifelten und mir immer die größtmögliche Unterstützung zukommen ließen. Ihnen widme ich dieses Buch.



**Curtius mit Studierenden in der Ny Carlsberg Glyptotek, Kopenhagen 1923**

Quelle: Archiv des Instituts für Klassische Archäologie und Byzantinische Archäologie der Universität Heidelberg.

- |                       |                              |
|-----------------------|------------------------------|
| 1. Ludwig Curtius     | 13. Gose                     |
| 2. Frederick Poulsen  | 14. Clemens Bosch            |
| 3. Ludwig Deubner     | 15. Bernhard Schweitzer      |
| 4. Serbser            | 16. Eisner                   |
| 5. Wilhelm Kraiker    | 17. Walter-Herwig Schuchardt |
| 6. Werner Technau     | 18. Hansen                   |
| 7. Brunckhorst        | 19. Mastbaum-Rosenthal       |
| 8. Johanna Bosch-Kahn | 20. Rudolf Horn              |
| 9. Bodenhoff          | 21. Robert Heidenreich       |
| 10. Hermine Speier    | 22. Adolf Ernst Napp         |
| 11. Strauss           | 23. Jan Willem Crous         |
| 12. Franz Dornseiff   | 24. Otto Brendel             |
|                       | 25. Elo (Bildhauer)          |

Legende nach:

Rieche, Anita (Hrsg.), 150 [Hundertfünfzig] Jahre Deutsches Archäologisches Institut Rom: Katalog d. Ausstellung (Essen 1979)